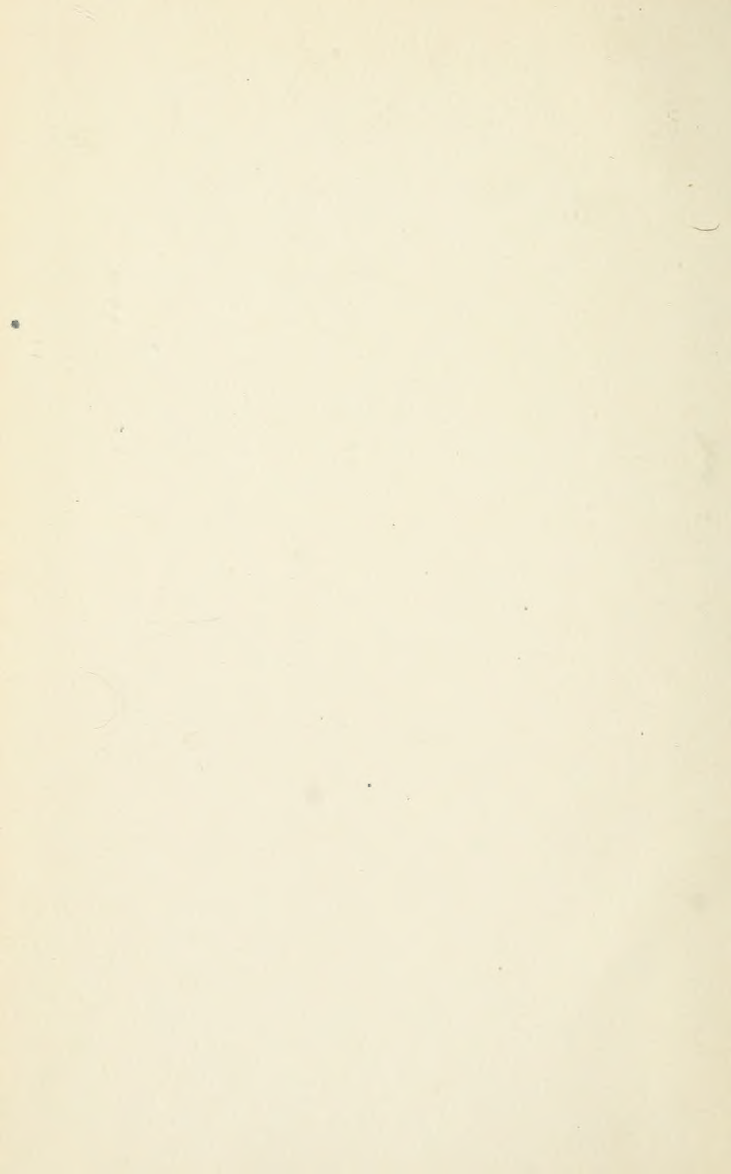


Saphir's
Schriften.
Gesammt-Ausgabe.



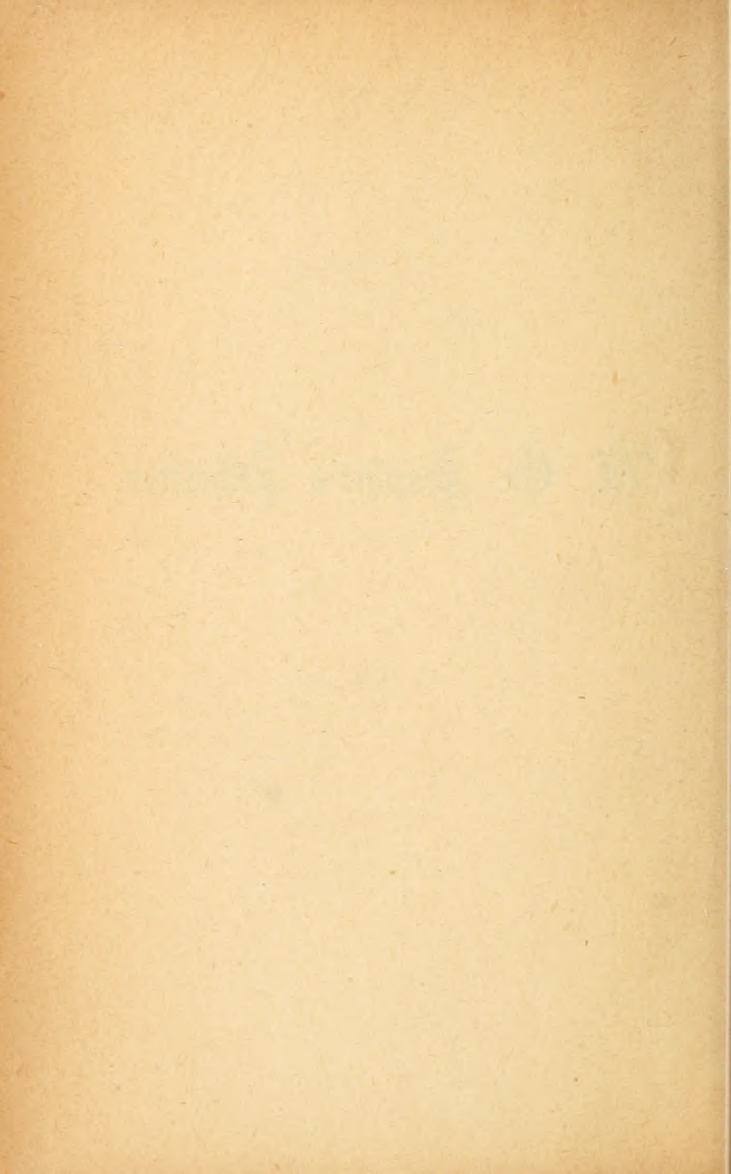








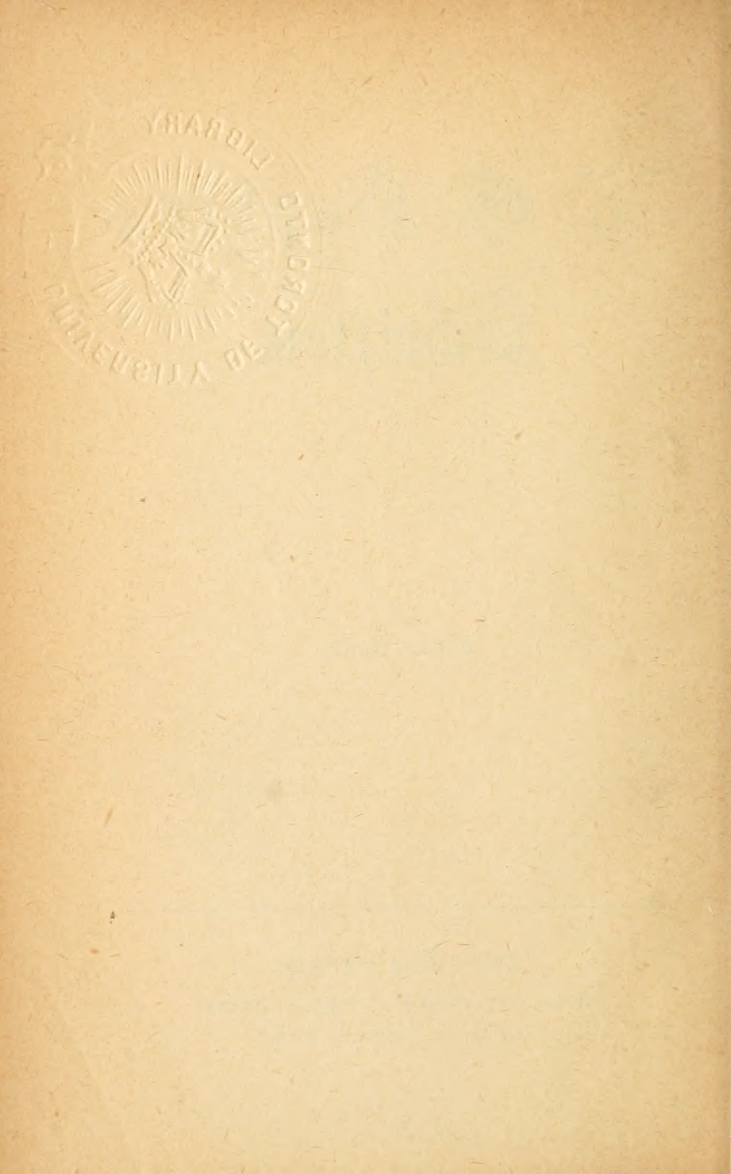
M. G. Saphir's Schriften.



M. G. Saphir's Schriften.

Elfter Band.

Brünn, Wien & Leipzig.
Verlag von Karafiat & Sohn in Brünn.
Druck von Fr. Karafiat in Brünn.



Die vier W des menschlichen Lebens.

Eine Vorlesung, gehalten im Odeon-Saale zu München im Jahre 1831. Zum Besten der verwundeten Polen.

Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen!

Die Freiheit ist ein Magnet, und sie zieht jetzt wie jeder Magnet bei den Polen am stärksten; die Kraft der Freiheit ist wie die Kraft der Magnete desto stärker, je armirter sie ist. Die Freiheit ist wie die Luft, welche das Weltall umfließt, sie ist ein Gemeingut und ihre Verletzung ist pestartig, miasmatisch ansteckend, und wenn die Freiheit an irgend einem Theile der Menschheit schmerzlich berührt wird, so leidet die ganze Menschheit als consensueller Theil. Die Freiheit ist eine welthistorische Person, während sie von vielen Regierungen für eine mythologische gehalten wird; sie betrachten die Weltgeschichte als eine Weltfabel, aber ohne anhängende Moralfolge.

Lange Zeit waren viele Länder nicht anders anzuschauen als Theaterzettel, da spielten nur wenige Per-

sonen eine Rolle. Da las man: „der Fürst, die Fürstin, der Minister, eine Vertraute, ein Beichtvater, ein Hofintriguant, ein Spaßmacher" u. s. w., ganz zuletzt, mit kleinen Lettern stand noch: „Wachen, Diener, Sklaven, Volk" u. s. w. Das Volk kam wie ein Figurant in einer gewissen Nationaltracht costümirt, aus den Coulissen links, verweilte als stumme Person, und ging in die Coulisse links wieder ab. Jetzt aber will das Volk auch eine kleine Rolle spielen und zwar ohne Souffleur. Das edle polnische Volk wurde von der politischen Dramaturgie in drei Theile getheilt, in eine tragische Trilogie; der eine Theil wurde preußisch brochirt, der zweite Theil österreichisch geheftet, aber der dritte Theil von den Russen gebunden, steif, in Juftenleder, mit eisernen Spangen. Allein Wälder und Völker haben zwei gleich erhabene Momente, wenn ihre Sonne aufgeht und wenn ihre Sonne untergeht, in beiden Momenten entwickeln sie ihre ganze Kraft und Heiligkeit. Die verlängerten Schatten sind die furchtbarsten, und wenn die Sonne ganz niedergesunken ist, bricht das Bedürfniß nach Licht erst lebendig hervor. Nationen und Nachtigallen schweigen nur im Halblichte, fangen aber zu schlagen an, wenn man ihnen den Käfig ganz verdunkelt. Die Schicksalstragödie der Polen, so drastisch dramatisch, voll Erhabenheit und Begeisterung, erfüllt die Weltbühne mit freudiger Bewunderung; die Sympathie aller Völker geht wie der griechische Chor durch das ganze Stück, Scene um Scene mit. Aber die polnischen Helden sind keine Bretterhelden,

und wir haben keine Freibillete bei diesem Stücke, es genügt nicht, daß wir Zuschauer im Parterre, Logen und Galerie in leeren Beifall ausbrechen, in die Hände klatschen und Bravo rufen. Wenn wir selbst auch nicht mitspielen wollen, so wollen wir unsere Zuschauerplätze wenigstens bezahlen. Die Franzosen haben den ganzen Winter zum Besten der Polen getanzt, sie konnten nicht mit den Armen für sie arbeiten, so haben sie mit den Füßen für sie gearbeitet, sie haben kein Blut aber Schweiß für die Polen vergossen. Selbst in Deutschland dürfen wir für die Polen Charpie zupfen, das ist sehr politisch, denn Charpie zupfen beruhigt den Geist, und man weiß, daß man Geisteskranken auch Charpie zu zupfen gibt. Polen ist ja selbst auch zu Charpie gezupft worden. Wenn also die liebenswürdigen Französinnen zum Besten der Polen die Füßchen in Bewegung setzen, die schönen Deutschen die Fingerspitzen für sie beschäftigen, warum sollte sich nicht auch ein Kreis biederer Polenfreunde entschließen können, zum Besten der Polen ein Stündchen Langeweile zu leiden? Es ist doch wenigstens eine wohlthätige Langeweile in Gesellschaft, und eine Langeweile in Gesellschaft ist doch immer besser als eine Gesellschaft in Langeweile. Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Langeweile machen ist jetzt auch ein verdienstliches Werk, denn wenn man Langeweile hat, so gähnt man, so lange man gähnt, sagt Haller, hört man nicht, und da man jetzt nichts Gutes hört, so ist es eine wahre Freude nichts zu hören. Ist es also nicht angenehm, daß Sie

meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! durch ein Stündchen Langeweile den Polen und sich einen angenehmen Dienst erweisen? Da nun so viele Unterhaltungen im menschlichen Leben zum Weh dienen, so veranlaßt uns heute ein Weh zu einer sogenannten Unterhaltung, aber nicht nur ein Weh (W), sondern vier Weh, nämlich:

Wein, Weiber, Witz, Wahrheit.

Diese vier Weh sind eben so angenehm, wenn man sie mäßig verehrt, als verderblich, wenn man sie leidenschaftlich liebt. So reizend als gefährlich, eben so anziehend als abstoßend, eben so heilsam und troftreich, als tödtlich und verzweiflunggebend.

Wein, Weiber, Witz und Wahrheit sind in so vielen Puncten sich gleich, in so verschiedenen sich entgegengesetzt, daß ihre nähere Beleuchtung uns in ein dädalisches Labyrinth führen muß.

Wir lieben alten Wein und junge Weiber, jungen Witz und alte Wahrheiten. Manche lieben schweren Wein und leichte Weiber, leichten Witz und schwere Wahrheiten. Manchmal liebt man rothen Wein, weiße Weiber, grünen Witz und schwarze Wahrheiten; strengen Wein und milde Weiber, milden Witz und strenge Wahrheiten.

Wein nimmt den Kopf ein, das Weib das Herz, der Witz den Geist und Wahrheit nimmt die Seele ein. Leider geht zuweilen der Wein mit dem Weibe durch, d. h. der Kopf mit dem Herzen, und die Seele mit dem Geist, d. h. die Wahrheit mit dem Witze. Mancher

Ehemann verläßt sein Weib dem Weine zu liebe, mancher Schriftsteller verläßt die Wahrheit dem Witz zu liebe, und gar mancher verläßt Wahrheit, Wein und Witz dem Weib zu liebe.

Es gibt echten und gefärbten Wein, so wie echte und gefärbte Weiber, echten und gefärbten Witz und echte und gefärbte Wahrheiten; wässrige Weine, wässrige Weiber, wässrige Witze und wässrige Wahrheiten. Französischer Wein und französische Weiber machen leichtsinnig, deutscher Wein und deutsche Weiber machen schwersinnig. Französischer Witz und französische Wahrheiten machen lachen, deutscher Witz und deutsche Wahrheiten machen weinen.

Die Russen behandeln die Weiber wie den Wein, sie sagen, beide müssen am Stocke groß gezogen werden, und sie behandeln den Witz und die Wahrheit wie die Weiber mit der Knute. Die Türken verbieten den Wein und erlauben viel Weiber, weil sie wissen, daß sich nüchtern niemand viel Weiber nehmen wird. In Deutschland verbietet man den Witz und erlaubt die Wahrheit, weil man weiß, daß die erlaubten Wahrheiten schlechte Witze sind. Wir wollen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! diese vier Weh einzeln die Revue passiren lassen, doch nicht ohne vorher untersucht zu haben, welches Weh (W) älter ist, d. h. ob Wein, Weiber, Witz oder Wahrheit früher auf der Welt waren.

Vom Wein wissen wir, daß er später als das Weib erschaffen wurde. Unser Herrgott hatte lange zu-

gesehen, wie die Welt zu Grunde geht, wie die Freiheit vernichtet wird, wie die Menschenbrüder sich gegenseitig todtschlagen. Aber unser Herrgott beobachtete das Princip der Non-Intervention. Der Engel mit dem flammenden Schwerte stand wie die Nationalgarde vor dem Paradiese, um die Ruhe des Landes zu sichern, um das was Außen vorging, bekümmerte sich die himmlische Politik nicht. Nur als der Himmel sah, was viele Minister nicht sehen, daß das Verderbniß endlich den Himmel selbst ergreifen wird, als er sah, daß die Söhne des Himmels von den Töchtern der Erde verderbt werden, da gab endlich der Himmel sein Princip der Non-Intervention auf, und machte im buchstäblichen Sinne des Wortes alle diese irdischen Umtriebe zu Wasser. Ein Volk ersäufen ist ein probates Mittel es zu beruhigen, denn Tod ist Ruhe, und Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Die Franzosen waren also nicht die ersten, die einen Tumult durch Wasserspritzen endigten. Der Himmel war der erste Pompier dieser Gattung.

Die paar Menschen, die noch übrig blieben, Noa und seine Familie, schrieen um Brot und Arbeit (wie die Franzosen im Palais-Royal), und der Himmel, um sie zu beschäftigen, ließ eine Arche bauen. Der Regen nöthigte Noa in die Arche zu gehen, allein Noa kam vom Regen in die Traufe. Der Himmel befahl, daß Noa zwei Kammern in ihr anbringen sollte. Die Kammern sollten mit Pech bedeckt werden, damit kein Wasser eindringe. Warum versucht man das nicht mit andern deutschen

Kammern, in welchen den Leuten das Wasser schon bis an den Hals geht, und die doch in allen Dingen Pech haben?

Das waren also die ersten Kammern der Schöpfung. Ein Muster aller Kammern, denn von jeder Partei war ein Paar da; es war also eine chambre de pairs. Was in diesen Kammern das beste war, ist der Umstand, daß es außer der lebenden Schöpfung keine Planzenwelt in ihr gab, weder Gras, noch Strauch, noch Baum, folglich gab es auch keine Blätter da, weder ultra=ministerielle, noch ultra=liberale. Denn leider sind die ministeriellen Blätter oft nur Blätter für die Feigen, wahre Feigenblätter, die Blößen verhüllen sollen, ohne sie zu verbessern. Die sogenannten liberalen Blätter sind wieder oft nur Nesselblätter, die statt zu kühlen und zu beruhigen aufreizen und brennen, und die nicht die Freiheit, sondern die Freiheiten wollen.

Da es für die Arche und ihre Kammern kein Ausland gab, so hatten sie blos ein „Inland", und das ein recht trockenes. Späterhin wurde ein Rabe als Bote ausgeschickt, um Land zu entdecken. Ein Rabe war also der erste „Landbote", allein es war kein Redacteur, denn er konnte kein Blatt erwischen und kam unverrichteter Dinge in die Kammern zurück. Nach andern sieben Tagen wurde die Taube ausgeschickt, und diese brachte ein Oelblatt in die Kammern zurück. Das erste Blatt war also ein friedliches: ein Oelblatt, und die erste Redactrice eine friedliche: eine Taube. Wie sehr haben wir uns seitdem verändert!

In noch einem Umstande haben sich diese ersten Kammern in der Arche von den unsrigen unterschieden, und dieser Umstand bestand darin, daß auch die Frauen zugelassen wurden. Es wurde also gewiß viel mehr gesprochen als bei uns. Das war aber in der Arche auch nöthig, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! denn öffentliche Blätter waren nicht da, es mußten also Frauenzimmer zugelassen werden, damit die ganze Welt sogleich erfahre, was vorgegangen ist. Ueberhaupt sollten die verheiratheten Herren ihre Frauen mit in die Kammern bringen, denn oft müssen sie abstimmen, und noch öfter aber hat ein Ehemann gar keine Stimme, wenn seine Frau nicht dabei ist; wie soll er nun thun? er kann doch nicht sagen: „warten Sie, ich will mir meine Stimme von zu Hause holen." Ueberhaupt sollte es gesetzlich sein, daß jeder Abgeordnete seine Frau mitbringen muß, denn dann weiß man sogleich seine Opposition. Die ledigen Herren Abgeordneten sollen sich für die Dauer der Kammern provisorisch verehelichen, um wenigstens für diese Zeit den Widerspruch ertragen zu lernen.

Doch ich komme von dieser kleinen Abschweifung zu Noa und seiner Arche zurück.

Nachdem Noa aus der Arche stieg, nach dieser Wasserpartie malgré lui, pflanzte Noa den ersten Weinstock und trank sich auch sogleich einen Rausch. Aus dieser Geschichte des Weins geht hervor, daß dieses Weh nicht das älteste der Welt ist, denn das andere W: Weib, war schon im Paradiese vorhanden. Sie und die Sonne

waren die zwei ersten Frauen. Es ist bezeichnend, daß „Sonne" und „Mond" in den meisten Sprachen Mann und Frau sind, und es ist ein Ehepaar, welches sehr glücklich zusammen lebt, denn wenn die Sonne Abends nach Hause kommt, geht der Mann: Mond aus, sie sind also nie zusammen.

In Deutschland ist die Sonne blos deshalb weiblich, weil da kein Mann sich getraut, sein Licht leuchten zu lassen, der Mond ist der wahre Mann für Deutschland, er begnügt sich mit einem Viertelchen. Die deutsche Sprache hat also recht, daß sie die Sonne zum schönen Geschlechte zählt. Das schöne Geschlecht ist das einzige schönste Vermächtniß des alten Testamentes; es ist das reizendste Codicill der Schöpfung, es ist entstanden aus einem Lächeln der Freude, aus einem Seufzer der Liebe und aus einer Thräne der Milde. Es ist ein Mann=propria der Gottheit! das lebendige Bindezeichen des Himmels und der Erde, und das Velin=Probeblatt des jenseitigen Lebens.

Warum nennt man die Frauenzimmer das schwache Geschlecht? Ja, wenn Rohheit, Stärke und Knochenbau Kraft genannt wird, ja dann sind die Frauen das schwache Geschlecht; aber wenn Geduld, Stärke und Gemüthsausdauer Kraft genannt wird, dann sind die Männer das schwache und die Frauen das starke Geschlecht.

Die Männer ergreifen tausend Gegenstände mit gleicher Kraft und lassen sie alle wieder fahren; die Frauen

ergreifen einen Gegenstand mit inniger, ausdauernder Gluth und diesen einen Gegenstand tragen sie als Glanzgold auf dem Fittich ihrer Seele; wer ist nun das schwache Geschlecht?

Der Mann jagt sich eine Bouteille Champagner durch die Gurgel, wenn er glücklich ist, und eine Kugel durch den Kopf, wenn er unglücklich ist; die Frauen haben eine Thräne im Glücke und ein Gebet im Unglücke; welches ist nun das *schwache Geschlecht*?

Der Mann verliert seine Ehre und glaubt sie wie ein Taschenspieler durch einen Pistolenschuß wieder zu bekommen; wenn ein Frauenzimmer ihrer Ehre schadet, verdammen sie beide Geschlechter; welches ist nun das *schwache Geschlecht*?

Der Mann liebt aus Instinct und ist eifersüchtig aus Eitelkeit, die Frau liebt aus Sympathie und ist eifersüchtig aus Liebe; welches ist nun das *schwache Geschlecht*?

Der Mann verzeiht schwer und vergißt leicht, die Frau verzeiht leicht und vergißt schwer; welches ist nun das *schwache Geschlecht*?

Wenn der Mann mit seiner Geliebten zürnt, so ist die Quelle seines Zornes Egoismus und sein Zorn selbst ist die Essigmutter des Hasses; wenn das Mädchen mit dem Geliebten zürnt, so ist die Quelle ihres Zornes nicht die Liebe *zu sich*, sondern die Liebe *zu ihm*, und ihr Zorn selbst ist nicht *Zorn mit* dem Geliebten, sondern *Trauer um* und *über* den Geliebten; welches ist nun das *schwache Geschlecht*?

Wenn ein großer Schmerz den Mann trifft, ein plötzlich hereinbrechendes Unglück, so stürzt seine Verzweiflung alle Säulen der Hoffnungs- und der Glaubenswelt über sich zusammen; wenn die Seele der Frauen von einem großen Jammer ergriffen wird, wenn sie alle Hoffnungen über Bord geworfen, so trägt die stürmende Woge sie nur höher empor. Der Gewitterschlag des Unglückes erschüttert nur ihre Erde — aber nicht ihren Himmel; welches ist nun das schwache Geschlecht?

Der Mann ist ein Despot beim Weibe und ein Weib bei dem Despoten, die Frau ist demüthig gegen den Mann und oft ein Mann gegen Despoten; welches ist also das schwache Geschlecht?

Der Mann poltert, wo die Frau weint; er tobt, wo sie schmollt; er flucht, wo sie mault, er ist feig, wo sie zagt; er ist tollkühn, wo sie muthig ist. Der Mann liebelt, die Frau liebt; er ist flau, sie zärtlich; wenn sie unschuldig ist, da ist er höchstens ohne Schuld; wo sie in Thränen zerfließt, thaut er kaum auf; wo sie schwärmt, da rechnet er; und wenn sie träumt, schnarcht er. Welches ist nun das stärkere Geschlecht?

Wo sind denn die Männer stark als gegen ein schwaches Frauenzimmer, und wo sind sie schwächer, als gegen die Starken? Ach, seht sie doch an, die Starken, die Herren der Schöpfung, die Könige der Natur, die Nimrode des Weltalls, diese Alleweltverschlucker, diese Riesenprojectirer und Weltgürtelhelden, seht sie an, wie jammervoll sie aussehen, wenn die Schwächste der Schwachen

die Grausame spielt! Wie sie sich krümmen und wie ein Theaterperspectiv groß und klein werden, um einen einzigen Blick dieser Schwachen; seht das alles an und laßt die Satyriker in Gottes Namen euch ein schwaches Geschlecht schelten.

Letzthin sagte mir ein solcher Satyriker, das weibliche Geschlecht wäre mit nichts so gut als mit Büchern und Journalen zu vergleichen. Das Märdchen, nämlich so meinte er, wäre eine Idylle, die Jungfrau eine Ode, die Frau ein Lehrgedicht und die Matrone ein Adreßkalender. Die Spröden gehören unter die Märchen und Erzählungen, die Cokketten zu den periodischen Unterhaltungsblättern, die Eitlen zu den Modejournalen, die Scherzhaften unter die allgemeinen Repertoirs, die Stillen zu den Raritäten und Curiosa, die Treuen zu den Anecdotenlesen, die Verschwiegenen zu den Wundern im Gebiete der Natur, und die Zänkischen zu den Andachtsübungen frommer Kasten. Ein Haus, in dem viele Töchter sind, ist wie eine Buchhandlung; die Leute kommen hin, sehen sich die Bücher an, lesen das Titelblatt, blättern auch wohl ein bischen in ihnen, selten aber kauft einer ein Buch, selten nimmt einer eines nach Hause mit. Die Bücher haben noch das vor dem Mädchen voraus, daß derjenige, welcher sie kauft, sie nur einmal binden zu lassen braucht, wer aber ein Mädchen an sich bringt, der muß fast alle Tage für einen andern Einband sorgen. Wenn man ein Buch kauft, so findet man in zehn Jahren noch denselben Sinn darin als im Augenblick des Kaufens;

wer heute aber ein Mädchen kauft, in deren Augen er ein Schäfergedicht liest, in vier Wochen liest er eine Kriegserklärung in denselben. So wie in gewissen Ländern Bücher unter 24 Bogen einer strengen Censur unterliegen*), weil sie mehr gelesen werden, so müssen Mädchen unter 24 Jahren auch einer strengern Aufsicht unterliegen. Bücher über 24 Bogen und Mädchen über 24 Jahre sind weniger gefährlich, denn sie werden weniger gelesen. Dieser Satyre wollen wir ein Bild unserer Jünglinge gegenüber halten, und gestehen wir nur, daß sie in Herzens- und Geistesbildung noch größtentheils weit unter dem weiblichen Geschlecht stehen. Sie fangen alles an und enden nichts; sie sind überall zu Hause und nur bei, in und mit sich fremd. Sie studiren die Namen aller lebenden Mädchen und Frauen und sind doch namenlos unstudirt; sie wissen alle geheimen Liebschaften und öffentlichen Scandale, sonst aber wissen sie öffentlich wenig und geheim gar nichts. Sie wissen ihr Reitpferd, aber nicht sich selbst im Zügel zu halten; sie lernen fechten, aber wenn sie der Teufel ansicht, sind sie verloren; sie lernen schwimmen, deshalb bleiben sie stets oberflächlich und kommen keiner Sache auf den Grund; sie lernen tanzen und machen doch nie einen Schritt vorwärts; sie spielen Domino und wissen doch gar nichts anzusetzen; sie spielen Clavier und phantasiren und haben doch keinen Tact und keine Phantasie. Aber die Satyriker lassen diese

*) War beispielsweise früher in Sachsen der Fall.

Jünglinge geben und es scheint ihnen interessanter, an interessanten Gegenständen ihren Witz und ihre Satyre zu üben. Der Satyriker ist der natürliche Antipode des Sentimentalen, und weil der Sentimentale das weibliche Geschlecht andächtig verehrt, glaubt der Satyriker es um so eher necken zu müssen. — Jedoch ich komme von Wein und Weiber auf die andern zwei W, Witz und Wahrheit, zurück. Wir wollen sehen, ob wir in der Schöpfungsgeschichte nichts von diesen zwei W finden. Zuerst wurde das Licht erschaffen, dann Bäume, Vieh, kurz die ganze Schöpfung und zuletzt der Fürst der Schöpfung, der Mensch. Das ist schon ein Witz, denn wenn der Mensch zuerst erschaffen worden wäre, er als Fürst hätte nicht zugegeben, daß das Licht erschaffen werde, die Fürsten sagen, ihre Unterthanen brauchen kein Licht, sie brauchen blos Kerzen, um am fürstlichen Geburtstage zu illuminiren. Das war also der erste gute Witz. Das Licht wurde Tag genannt und die Finsterniß Nacht. Wie konnte Gott das Licht Tag nennen, da er doch wußte, daß die Zeit käme, wo die Finsterniß an den Tag ist? Das war also der erste schlechte Witz. Gott erschuf zwei große Lichter. Ein großes Licht zur Regierung des Tages und ein kleines zur Regierung der Nacht, das ist sehr witzig satyrisch. Die Regierung der großen Lichter liegt immer am Tage, und bei Nacht können kleine Lichter auch regieren. Die Völker wollen zuweilen die kleinen Lichter putzen, aber das Lichtputzen ist ein undankbares Geschäft, macht man's gut, dankt einem Niemand, macht man's

schlecht, wird man recht ausgelacht; oft will man so ein Licht putzen und löscht's ganz aus. Die Franzosen hatten einmal einen großen Tag, an welchem ein großes Licht regierte, sie putzten es nicht, sie löschten's nicht aus — sie ließen's blos ausgehen. Das Licht ging ihnen aus, um nie wieder zurückzukommen, und mit dem Ausgehen dieses Lichtes ging ihnen so Vieles aus, daß sie noch gar nicht wissen, wie Alles ausgehen wird.

Dieses witzige W ist also älter als die Menschheit und die Viehheit, beide hassen deshalb Licht und Witz, sie wollen nicht, daß das Licht sie bewitzle und daß der Witz sie beleuchte. Ich denke mir, es muß ein großes Unglück sein, mit Witz auf die Welt zu kommen. Ein solcher Mensch ist eine wahre Mißgeburt! Der Staat hat wohlthätige Anstalten für jegliches Elend, warum hat der Staat keine barmherzige orthopädische Anstalt für jene Unglückliche, die mit Witz auf die Welt kommen? Wenn ich das Unglück gehabt hätte, je einen Funken Witz bei mir zu verspüren, ich hätte mich todtgeschossen oder ich hätte geheirathet oder ich hätte mir sonst irgend ein Leides angethan. Der Staat sollte aber wenigstens nicht leiden, daß witzige Menschen heirathen, damit sich diese Race nicht fortpflanze.

Kein Mensch kann den Witz leiden, aber blos aus Eigensucht. Der Soldat kann ihn nicht leiden, weil er tiefer verwundet und den Feind besser schlägt als er; der Maler kann ihn nicht leiden, weil er frappanter trifft. Die Advocaten können ihn nicht leiden, weil

er vergleicht. Die Kaufleute können ihn nicht leiden, weil er nicht speculativ ist. Die Zahnärzte nicht, weil er allen Leuten auf den Zahn fühlt. Die Augenärzte nicht, weil er vielen Leuten den Staar sticht u. s. w. Blos das schöne Geschlecht hat eine Vorliebe für den Witz, die oft eine Liebe für den Vorwitz ist. Man glaubt aber gar nicht, wie viel Menschen jetzt witzig sind! Manche sind inwendig witzig und man erfährt es nur nicht; o, wenn die reden wollten! Andere träumen die ganze Nacht die besten Witze, beim Erwachen sehen sie auf's Fenster und die Witze sind vergessen. Andere haben alle Tage Augenblicke, in denen sie witzig sind, aber es sind zum Unglücke gerade die Augenblicke, in welchen sie sich rasiren lassen, da können sie nicht reden. Ich habe einmal einen stockdummen Menschen gekannt, der viele köstliche Einfälle hatte, aber leider immer in dem Moment, in dem er sich einen Stockzahn ausreißen ließ. Ich habe einen Schriftsteller gekannt, der, wenn er zu schreiben anfing, immer drei Seiten leer ließ, auf diesen drei Seiten hätte ich witzig sein können, sagte er gewöhnlich, allein ich lasse mir dünken, die Censur hat sie gestrichen.

Wir Deutschen, wir halten es mit dem Witz wie mit dem Heirathen. Die armen Teufel heirathen alle, die reichen Käutze bleiben Hagestolze, die Armen an Geist wollen alle witzig sein und Witze machen, der aber wirklich Geist hat, der affectirt eine Vornehmthuerei gegen den Witz. Unsere deutschen Gelehrten, wenn ihnen ein witziger Gedanke entfährt, so gehen sie zur Beichte, und wenn sie

einen heitern Gedanken in ihr Werk einfließen lassen, so bitten sie ihren Buchhändler und ihre Haushälterin tausendmal um Entschuldigung. Ja, ein guter, ehrlicher, deutscher Beamter, der lacht gar nicht, bevor er sich umsieht, ob es seine Behörde etwa bemerkt; in deutschen Residenzen hat niemand einen guten Einfall ohne allerhöchste, allergnädigste Bewilligung, und in freien Reichsstädten darf im Umfange von zwei Stunden kein Witz und kein Hazardspiel getrieben werden. Wenn in den deutschen Kammern ein Redner witzig ist, so rümpfen viele pedantisch die Nase. In Frankreich und England hat ein witziger Ausdruck des Redners oft mehr bewirkt, als die längsten Sermonen der Gesteiften. Was aber das Schlimmste bei dem Witze ist, ist der Umstand, daß er die Wahrheit mit sich herumschleppt; die Wahrheit, diese Verderberin alles menschlichen Glücks. Ich glaube, die Wahrheit ist älter als Wein, Weiber und Witz. Die Wahrheit ist älter als die Welt, und die Wahrheit kann sich mit Nichts vertragen und war also vor dem Beginn der Welt da. Das *Nichts* und die *Wahrheit* existirten, da erschuf Gott die Welt aus dem Nichts und nicht aus der Wahrheit, denn die Welt verträgt sich nicht mit der Wahrheit. Die Wahrheit kömmt aus der Welt, aber die Welt nicht aus der Wahrheit. Es gibt nur eine einzige Wahrheit, aber das Reich der Lüge ist tausendgestaltig, die Wahrheit ernährt keinen Menschen, die Lüge tausend. Von der Wahrheit könnte kaum *ein* Journal bestehen, von der Lüge bestehen tausend. Ueber eine einzige Wahrheit werden oft tausend

Lügen verbreitet, aber über tausend Lügen hört man kein einziges wahres Wort. Die Wahrheit, sagt Schiller lebt nur im Gedichte; ein schönes Leben, es wäre besser, sie lebte gar nicht. Die Wahrheit hat ihre Anweisung bekommen auf Kinder und Narren. Die Narren respectiren diese Anweisung nicht, und Kinder gibt es leider keine mehr.

Im Wein liegt Wahrheit, aber sie liegt gewiß ganz unten am Boden, die Leute trinken oben den Wein weg und lassen unten die Wahrheit liegen. Wenn der Wein hinein kömmt, kömmt die Wahrheit heraus, ich habe mich an starke Weintrinker angemacht, nie sah ich eine andere Wahrheit herauskommen, als eine wahre Besoffenheit. Die Lüge kommt überall gut heraus. Die Wahrheit kommt nie heraus. Der Wein und die Wahrheit sind sich nur insofern ähnlich, als man mit beiden anstoßt, aber mit dem Wein läßt man die Leute leben, und mit der Wahrheit läßt man die Leute sterben.

Sie sehen also, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! daß die vier W: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit, uns das Leben sehr erschweren. Der wahre Witz ist verderblich und die witzige Wahrheit noch verderblicher Eine bittere Wahrheit ist oft eben so gesund als ein bitterer Wein und ein unschuldiger Witz so himmlisch, wie ein unschuldiges Weib. Leider hält man oft den Witz für eine Wahrheit und die Wahrheit für einen Witz. Wein und Weiber machen trunken. Witz und Wahrheit machen nüchtern.

Doch ich habe mich in diese vier Weh etwas verstrickt, ich glaube Ihnen den Wein in Wahrheit so ziemlich gewässert zu haben; was den Witz und die Weiber betrifft, so werden Sie bemerken, daß der Witz mich viel eher verläßt, als ich die Weiber, denn ich werde dieses reizende Thema in der zweiten Hälfte meiner heutigen Vorlesung mehr variiren. Sie werden sich indessen von den vier Wehen halb und halb erholen, und halb und halb ist ja ganz.

———

Vielfältige Variationen eines einfältigen Thema auf einer Saite (Seite) à la Paganini.

Paganini, den Sie alle kennen, hat die Kunst erfunden, auf einer Saite zu spielen; seit dieser Zeit sind wir noch einseitiger geworden, als wir je waren. Nur mit dem Unterschiede, Paganini spielt auf der G- (geh) Saite, wir mit unserer Einseitigkeit spielen auf einer Seite, wo es nicht mehr geht.

Wir leben jetzt in einer sonderbaren Epoche! In der Kunst spannt man die Erwartung und in der Politik die Anforderungen so hoch, daß alle Saiten reißen und ein einseitiges Spiel Kunst und Politik verzückt und verdirbt. Nicht nur die Politik der Kunst liegt in Doppeltgängen, sondern noch mehr besteht die Kunst der Politik in lauter Doppeltgängen auf allen Seiten! Denn jeder Politiker ist ein Doppeltgänger, mit dem Unterschiede, daß sich beim Politiker die zwei Doppeltgänger gar nicht ähnlich sehen. Ein Politiker ist unstreitig ein größerer Künstler als Paganini, denn Paganini hat es vorderhand noch nicht dahin gebracht, auf gar keiner Saite zu spielen. Ich wundere mich, oder vielmehr ich ehre es an Paganini über alle Maßen, daß er es noch

nicht versucht hat, auf gar keiner Saite zu spielen! Ich bin überzeugt, wenn heute angekündigt würde:

„München, Dienstag u. s. w.
wird Paganini ein H-moll-Concert auf gar keiner Saite
vorzutragen die Ehre haben.

dann sind alle Plätze im Nu vergriffen. Das Theater ist gesteckt voll, Paganini erscheint, spielt sein H-moll-Concert auf gar keiner Saite, Alles ist entzückt, Enthusiasten stöhnen, Enragées schluchzen, Frauen fallen in decente Ohnmachten, alte Jünglinge lächeln selig und junge Greise weinen angenehm, vom Bravo erschallt das Haus, Paganini wird hervorgerufen und muß sein H-moll-Concert auf keiner Saite noch einmal spielen.

Tags darauf lesen wir in den Zeitungen Folgendes:

„Vorgestern spielte Hr. Paganini sein H-moll-Concert auf gar keiner Saite. Wir sind in Verlegenheit, was wir über dieses außerordentliche Phänomen sagen sollen. So etwas muß man hören, wer es nicht gehört hat, der glaubt es nicht; aber wir alle, die wir es hörten, die wir diese Töne hörten, die er aus gar keiner Saite entlockte, die wir diese Harmonien nicht nur hörten, sondern fühlten, nicht nur fühlten, sondern sahen, nicht nur sahen, sondern schmeckten. Wir alle können nichts sagen als: „Dieses H-moll-Concert auf gar keiner Saite ist das grauenhafteste und bizarrste, das erhabenste und vertiefendste, das harmonischste und heterogenste, das reorganischste und organischste,

das allereinendste und das alleralllste Spiel! Sein Spiel ist die electromagnetische Pamaphrasirung der Pendulschwingungen einer congrevischen Rakete in dem phantasmagorischen Prisma des Jeanpaulschen Campanerthales. Eine Resurrection der Hoffmannschen Stammgeister in der Respiration der Decimaltheile des transcendentalen Sauerstoffes, und die personificirte Resignation der Wehmuth unseres weiblichen Hexentheils in einem Mondscheinregenbogen, den wir nur mit den Ohren sehen. Bei allem dem göttlichen Spiel auf gar keiner Saite bewundern wir, oder vielmehr beten wir an, den ganz eigenen Bezug seiner Violine, der mit anderen Erdenkünstlern in gar keinem B e z u g steht. Schade nur, daß diese keine Saite etwas unmerklich zu hoch war, welches aber unter der Hand dieses Erdengottes ganz verschwand; kurz, wir können Paganini's Violinspiel nicht anders bezeichnen als: ein göttliches Seitenstechen!"

Einen solchen Erfolg könnte ich Hrn. Paganini verbürgen, wenn es ihm einmal einfiele, auf gar keiner Saite zu spielen, er thut es nicht; unsere Politiker aber sind oft darin groß, daß sie eben wirklich ankündigen lassen, sie werden auf gar keiner Seite mehr spielen, und wenn ein Politiker einmal so thut, als spielte er auf gar keiner Seite mehr mit, so hat er entweder seine Einnahme für dieses Concert auf keiner Seite schon in der Tasche, oder er hat heimlich alle Seiten in der Tasche und spielt ein Taschenpizzicato, daß einem Hören und Sehen vergeht.

Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Der Mensch, das Leben, die Kunst, die Politik, die Geselligkeit, die Liebe, alles ist jetzt einseitig. Der Mensch selbst ist einseitig, das einseitigste Geschöpf. Adam selbst war einseitig; er hatte nur eine gute Seite, die andere Seite, aus welcher das Weib erschaffen wurde, war nicht die beste. Eva hatte auch nur eine gute Seite: „die Genäschigkeit", denn, wenn sie nicht von dem lieben Apfel gegessen hätte, wären wir noch alle in dem lieben Stande der Natur, in dem lieben Viehstande. Adams Ehehälfte, denn im Paradiese war die Frau wirklich noch des Mannes Ehehälfte, unsere jetzigen Weiber sind kaum Eheachtel und Ehesechzehntel, gab ihm einen halben Apfel, und der erste existirende Reichsapfel war auch sogleich ein Zankapfel. Ach, es ist kein guter Bissen daran, ein Fürst zu sein! und selbst Adam, der noch nichts zu regieren hatte als Vieh, der sich also gut einen „Selbstherrscher" hätte nennen können, auch Adam, der erste wirkliche Fürst von „Gottesgnaden", war ein unglücklicher Regent, und seine Civilliste war doch sehr bedeutend, denn alles in seinem Reiche gehörte ihm, bis auf einen einzigen Apfelbaum.

Wie glücklich hätte Adam sein können, wenn er diese eine Seite nicht gehabt hätte! er hätte seine Schafe scheeren können bis an's jüngste Gericht. Schafe aber sind superbe Unterthanen, wenn man sie auch bis auf die Haut scheert, die Wolle wächst wieder! ach, und die Schafköpfe sind die Glücklichsten, denn sie sitzen immer in der Wolle!

Das Muster aber aller besten Unterthanen, das Ideal eines Unterthans ist das Kameel, denn das Kameel ist das einzige Thier, das noch niederkniet, wenn man ihm frische Lasten auflegen will. Welche herrliche Unterthanen sind nicht die Fische? sie gehen ewig in's Netz, ja sie verbluten oft an der Angel, und doch fallen ihnen nie die Schuppen von den Augen. Die Vögel sind auch herrliche Unterthanen, man kann sie mit Dunst betäuben und erwischen. Und solch ein Volk mußte Adam verlieren, eines Weibes halber. Ist das nicht eine unglückliche Einseitigkeit?

Der Mensch, der Mann, die Frau mit allen ihren Thaten und Gefühlen, wie einseitig ist das Alles. Man sagt zwar: „jedes Ding hat zwei Seiten;" der Mensch ist aber kein Ding, der Mensch ist ein Unding, mit Ausnahme meiner freundlichen Hörer und Hörerinnen, das versteht sich.

Das Herz selbst, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! ist einseitig. Das Herz des Menschen ist das einseitigste Ding der Welt; es pocht immer laut auf, wenn es von einer gerechten Sache durchdrungen ist, und es sollte doch wissen, daß, je gerechter man ist, desto weniger sollte man darauf pochen. Wo es sich um Gut und Blut handelt, da pocht das Herz; wie einseitig! wenn das Herz vielseitig wäre, so wüßte es, Gut macht Blut, Blut macht Muth, Muth macht Uebermuth, und wo Uebermuth ist, da klopft kein Herz im Busen. Für was schlägt das Herz im Busen? Für das Schmählichste

im Leben. Denn das Leben opfert man der Freundschaft, die Freundschaft opfert man der Liebe, die Liebe opfert man der Ehre, die Ehre opfert man der Eigenliebe, die Eigenliebe aber opfert der Mensch nur dem — Hunger —, und dafür schlägt am Ende jedes menschliche Herz; wie jammervoll einseitig!

Sehen wir alle Regenten der Welt an, sie spielen im Grunde alle auf einer Seite, wenn sie ganz allein aufgeigen können, und auf der andern Seite spielt das Volk. Die Regenten spielen maestoso und die Völker doloroso, aber nicht auf einer Seite wird moderato assai gespielt. Wie nun die Regenten auf der einen Seite stehen und die Völker auf der andern, so sagen die Regenten: unser Interesse läuft mit dem Interesse der Völker parallel, und da haben sie vollkommen recht, denn man weiß, daß zwei Linien, die parallel laufen, sich gegenseitig nie berühren.

Selbst mit dem besten Herzen stößt man bei jedem Stande auf eine Seite, wo man anstößt, auf eine Saite, die nicht antönt, und wenn man auf der einen Seite sich beliebt macht, macht man sich auf der andern verhaßt. Wünscht man auf der einen Seite allen Menschen gute Gesundheit, so sagen auf der andern Seite die Aerzte: das ist ein Bösewicht; man müßte also den Aerzten andere Krankheiten übergeben, z. B. die Starrsucht des Ministeriums, die Choleramorbus der Renten, die kranke Phantasie der neuesten Romantiker, den Fieberparoxismus der Enthusiasten, die Abzehrung des deutschen Theaters, die Gallsucht der Recensenten u. s. w.

Wünscht man auf der einen Seite den Leuten Ruhe, so schreien die Leute auf der andern Seite: Arbeit; will man auf einer Seite Eintracht herstellen, so kommen auf der andern Seite die Advocaten und klagen auf Entschädigung. Es nützt nichts, wenn man sie anweist auf:

Müllers „Zwiespalt der Natur", auf den „Scheidungsproceß" von Kalk und Alkohol, auf Schiller's „Klage der Ceres", auf Kotzebue's „häuslichen Zwist", auf den „Streit der Elemente" und auf den ewigen Hader zwischen Dummheit und Vernunft. — Bei dieser Gelegenheit theile ich Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! einen kurzen aber interessanten Ehescheidungsproceß aus dem Gerichts-Saale des Olymps mit.

Im Olymp gibt es eben so gut Ehescheidungen, als auf Erden, ich aber bin schon lange gegen die Art und Weise, wie die Menschen mit ihrem Versprechen, Trauen und Scheiden zu Werke gehen, unzufrieden gewesen.

Zuerst verspricht man sich, dann folgt das Trauen, das ist die verkehrte Welt; was nützt ein Versprechen, bevor man sich traut? Zuerst muß man trauen und dann versprechen. Man verspricht sich, das eben ist das Uebel; anstatt daß ein jedes dem andern goldene Tage versprechen sollte, verspricht jeder nur sich goldene Tage. Man vermählt sich erst, dann läßt man sich scheiden, das ist eben so unrecht, man sollte sich erst scheiden, dann vermählen. So lang sie Braut und Bräutigam

sind, da sind sie in einander verliebt, kaum sind sie verheirathet, so lieben sie sich erst recht, d. h. ein jedes liebt sich. Als Verlobte hängt der Himmel voll Geigen, als Vermählte werden aus den Geigen lauter Contrabässe. Als Verlobte leben sie unter Amors Flügel, als Vermählte wohnt er auf dem rechten Flügel und sie auf dem linken Flügel, sie hat sogleich einen anderen Flügelmann, und nur in ihrem Flügel aber nicht in ihrer Ehe findet sie einige Harmonie; sie spielt ihre Noten ganz allein und nur wenn sie Banknoten und Pfundnoten haben will, wird der Mann zu einem vierhändigen Stück eingeladen. Ist also eine solche Vermählung nicht eine wahre Scheidung und die Ehescheidung einer solchen Ehe muß eine wahre Vermählung werden.

Demnach trug auch das Wort „Zeitgeist" im Olymp auf Ehescheidung an.

Der Mann „Geist" trug auf förmliche Scheidung von seiner Frau „Zeit" an. Er begründete seine Klage folgendermaßen:

„Erstlich hat meine Frau, die Zeit, nur einen Zahn, welcher für den Geist, der den Leuten auf die Zähne fühlen muß, ein Unglück ist. Zweitens ist meine Frau, die Zeit, eine leichtsinnige Thörin, die nur entflieht, bevor ich mich ihrer recht freuen konnte; eine Boshafte, die dem Glücklichen im Nu entrinnt, und bei dem Unglücklichen in boshafter Schadenfreude mit bleierner Geduld ausharrt; und eine Leichtsinnige, die mit Kronen, Völkerglück und Menschenrecht wie mit leichten

Marken spielt. Ueberdem ist aus unserer Ehe kein gesundes Kind hervorgegangen; man mag fragen wen man will, so wird Jeder sagen: die Kinder unseres Zeitgeistes sind entweder lächerliche, alberne Thoren, oder verkrüppelte, engherzige Gestalten."

Nachdem der Mann, Geist, so gesprochen, trat die Beklagte, die Zeit, hervor und vertheidigte sich folgendermaßen:

„Als mein Mann, der Geist, mich ehelichte, wußte er, daß ich nur einen Zahn habe, aber das schadet ihm nichts, dem wahren Geiste thut der Zahn der Zeit keinen Abbruch. Er sagt, ich fliehe, bevor er sich meiner freuen kann; das ist seine Schuld. Er ist mein abgesagtester Feind; wenn man mich in einer Gesellschaft nicht haben will, so ruft man den Geist zu Hilfe, um die Zeit zu vertreiben. Ist das zum Aushalten? Sehen Sie einmal, in unsern Theatern und Akademien, wo sich mein Mann selten sehen läßt, da weile ich stets geduldig, und Sie sagen: wir haben hier Zeit lang. Kurz, mein Mann, der Geist, ist immer darauf bedacht, mich zu verkürzen. Daß unsere Kinder nichts taugen, da ist mein Mann schuld, der Vater muß die Kinder bilden. Im Geiste liegt die Ursache aller Verderbtheit und nicht in der Zeit. Was aber wäre mein Mann ohne mich? was wäre ein Geist ohne Zeit? Eine Zeit aber ohne Geist hat zu allen Zeiten gut bestanden. Was der Geist unternehmen will, braucht er Zeit dazu, aber die Zeit setzt alles ohne Geist durch. Der schönste Geist macht nichts,

wenn er zur unrechten Zeit kömmt. Die schlechteste Zeit aber findet noch immer einen Geist, dem sie erwünscht kömmt. Bei den Vorlesungen bemerkt man oft, daß der Geist und die Lichter immer kürzer werden, dagegen die Zeit und die Gesichter immer länger werden. Mich sucht man stets zu verkürzen und doch komm' ich noch lang gut genug. Den Geist sucht man immer zu vermehren, und doch kömmt er immer zu kurz. Sie sehen also, daß mein Mann keine Ursache hat, auf Scheidung anzutragen."

Die Richter des Olymps entschieden sehr bald, und das konnten sie auch eher als unsere Justiz, weil sie den Geist sogleich bei der Hand hatten. Sie entschieden, daß der Geist mit der Zeit fortlebe, da er im Grunde ein armer Teufel ist, und blos von der Gnade seiner Frau Zeit lebt.

Wie einseitig, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! ist der Mensch in der Liebe zu seinem Mitmenschen! Er fängt an den Menschen zu lieben, wenn derselbe aufgehört hat zu leben. Der Mensch kann dem Menschen und der Sonne nur, wenn sie untergehen und von ihm scheiden, freundlich und offen in's Antlitz schauen und nachsehen; am Tage und wenn sie bei ihm weilen, sieht er in beiden nur — die Flecken. Der Mensch und die Sonne erscheinen uns gerade in der Mitte ihres Laufes, wenn sie im vollsten, reichsten Lichte stehen, am allerkleinsten! Nur wenn unser Nebenmensch beide Augen zudrückt, drücken wir ein Auge zu;

nur wenn ihm die letzte Grube gegraben wird, graben wir ihm keine Grube mehr; und unser Herz schlägt nicht eher für ihn, bis sein Herz gar nicht mehr schlägt!

Man sagt, der Mensch lebt siebzig Jahre, das ist ein schlechter Ausdruck, der Mensch stirbt siebzig Jahre! Wie er geboren wird, fängt er an zu sterben, und wenn er stirbt, so ist er blos zu Ende gestorben. Wenn wir uns gegenseitig zum Geburtstage gratuliren, so ist es nicht darum, weil wir ein Jahr mehr gelebt haben, sondern daß wir ein Jahr weniger zu sterben haben. Ist es also nicht unrecht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! daß wir uns gegenseitig nicht nur das Leben, sondern auch das Sterben so sauer machen? Lassen wir doch die Menschen ihre siebzig Jahre ruhig durchsterben. Ach, wenn wir alle unsere Mitmenschen als Sterbende betrachten, wie milde, wie gütig, wie nachsichtig, kurz, wie reinmenschlich würden wir nicht allesammt sein?

Wie einseitig ist nicht selbst das einseitigste Ding der Welt: die Mode? Auf vielen Seiten zieht man alle Tage ein neues Kleid, also einen neuen Menschen an, aber nie zieht man den alten aus. Auf der andern Seite trägt man noch alles gerade, so wie man es vor fünfzig Jahren getragen hat. Die Geldstolzen tragen noch immer die Nase hoch, die Jesuiten tragen noch immer den Rücken krumm, die Narren trägt man noch immer auf den Händen, die Heuchelei auf der Zunge und die Falschheit im Herzen. Die Bitten trägt man vor, den

Haß und die Rache trägt man nach, die Unschuld trägt man an, die Verleumdung trägt man zu, die Lügen trägt man aus und den Mantel trägt man auf beiden Schultern. Aber nicht nur in dem, was man trägt, ist's die alte einseitige Mode, sondern auch in dem, was man nicht trägt. Man trägt noch immer kein Bedenken, die Unglücklichen gar nicht zu bedenken, man trägt noch immer kein Herz im Leibe und kein Gewissen im Busen, man trägt noch immer kein kleines Geld bei sich, wenn man einem Armen etwas schenken soll, man trägt noch immer keine Schulden ab und die Redlichkeit trägt noch immer keine Freuden ein, ist das nicht dieselbe alte Mode-Einseitigkeit?

In der jungen Welt ist die Mode auch noch mit ihrer alten Einseitigkeit. Die allumfassenden Mädchen knüpfen noch das Band des Kleides fester als das Band der Liebe, sie tragen häufiger die vielfarbige Schärpe der Mode als den einfachen Gürtel der Anmuth, sie verschleiern mehr das Gesicht als die Gesinnung und sie kommen oft unter den Hut aber selten unter die Haube.

Unsere Männer machen auf der einen Seite eine vielfältige Toilette und auf der andern Seite ein einfältiges Gesicht; sie sehen darauf, daß die Cravatte, aber nicht das Herz auf dem rechten Flecke sitze; sie sehen mehr auf einen feinen Rock als auf feine Sitten, und sie glauben, wenn ihr Kleid nur gut geschnitten ist, so brauchen sie selbst weder gehauen noch gestoßen zu sein.

Hier haben Sie wieder Gelegenheit zu bemerken, daß die Satyre und der Witz, diese wenigstens auch einseitig sind. Aber daß der Witz sich so viel mit dem weiblichen Geschlechte beschäftigt, characterisirt ihn, er ist der Bergbohrer des Lebens, der eben das edelste Mittel aus den Tiefen hervorholt, und es absondert aus dem Taubgestein der alltäglichen Dinge, an denen nichts Mangelhaftes und auch nichts Glänzendes zu sehen ist. Der Witz ist eine diebische Elster, er steckt seinen Schnabel gerade nach dem Glänzenden aus. Der Mann mit seinen guten Seiten ist kein Stoff der Begeisterung, und mit seinen schwachen Seiten kein Stoff für den Witz, das Weib mit seinen Tugenden ist ein Thema für Engelszungen und mit seinen Schwächen ein liebliches Feld für den Witz. Der Mann, wenn er fällt, fällt er auf die schwache Seite; die Frau, der Banquier und das Butterbrot, sie fallen alle auf die gute Seite. Der Dolch, mit dem der Witz das weibliche Geschlecht anfällt, ist ein Theaterdolch, die Spitze fährt in den Griff zurück, er trifft, aber er verletzt nicht: der Witz geht mit dem schönen Geschlechte um wie die ältern Maler mit den Päpsten, sie liegen vor ihnen auf den Knien, um sie zu zeichnen. Der Witzige nennt die Frau seine Geißel, aber er ist ein Bramine, der seine Geißel liebt, küßt und sich nie von ihnen trennt.

Ueberhaupt ist der Witz im Allgemeinen einseitig, nur der Humor ist vielseitig oder vielmehr allseitig. Der Witz ist ein Saturn, er verschlingt seine liebsten Kinder.

der Humor aber ist der Urältervater, der Pentateuch aller Witzspielarten. Der Humor ist der erstgeborene Kronprinz der Phantasie, bei seiner Geburt ertönen alle Geistesglocken und tausend Kanonendonner verkünden seine Geburt, bei der Geburt des Witzes hingegen verkünden es blos einige Böller.

Ich möchte den Humor den Witzherkules am Spinnrocken nennen. Er überwindet die Welt, aber er gibt Pardon, er verzehrt die Gefangenen nicht kannibalisch wie die bloße Satyre. Er ist ein lebensfroher, genialer, kräftiger Greis, der sich liebevoll mit uns wie mit Kindern neckt und balgt, und gutmüthig mit uns am Boden herumkrabbelt. Es scheint, als hätte der Humor ewig gelebt und müßte ewig leben. Er wird, wie ein Dennebecker Metamorphose, bald so groß, daß er das Haupt mit Sternen umflicht, und mit seinen Riesenarmen hinausgreift in's jenseitige Leben, daß ihm die Wolken und Planeten wie Wassertropfen an den Fingern hängen. Bald wieder läßt er sich auf den Fallschirm der Phantasie hernieder, spielt kindlich mit Blumen und Steinchen, taucht in die Tiefen des Meeres, in die Schachten der Erde, streift in Urgebirge und Wälder, ist in Werkstätten und Laboratorien, und überall holt er seine Nahrung und alle Reiche der Natur müssen ihm Brandschatzung geben. Die Laune, der Witz, sie buhlen mit dem Leser, sie wollen, daß der Leser gnädig auf sie herablächle, der Humor aber will, daß man mit Schauer an ihm hinaufsehe, wie zu einer grollenden Wolke, wie zu

einem donnernden Gletscher. Der Witz ist ein Seiltänzer, er ist geschmeidig, er bückt sich, wenn es sein muß und beugt das Knie. Der Humor aber hat eiserne Schienen um die Gelenke, er kann sich nicht bücken, nicht beugen, er steht über dem Leser, über dem Hörer, er ergreift sie und stellt sie hinauf auf das Schreckhorn des Lebens zur weitblickenden An- und Aussicht der tiefliegenden Welt. Er zuckt wie ein Nordlicht tausendgestaltig über unsere Häupter hin, wie Schwert und Lanze, wie Blutfackeln und Blumenkränze, wie Gluthdolche und Sensen, daß man glaube, es deute auf Krieg und Verwüstung, und es ist nichts als das unnachahmliche Schauspiel der Natur, das Geheimniß und Farbenspiel seines unbegreiflichen Geistes; ein unschuldiger Abglanz der geistigen Ursonne; ein in das Herz hineinfunkelndes Lichtmeteor in den langen, kalten, öden Nordnächten unseres Lebens.

In Hinsicht der Einseitigkeit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! haben meine Vorlesungen sehr viel von Witz und Humor, denn Sie sehen, daß sie nur auf einer Seite geschrieben sind, und die andere leere Seite ist Ihnen gewiß die liebste Seite, ja Sie sehen, daß wunderbarer Weise die Seite, auf der gar nicht geschrieben wurde, doch nicht so trocken ist, als die beschriebene Seite; diese trockene Wahrheit möge Ihnen beweisen, wie sehr ich bemüht bin, meine besten Seiten dem Publikum zuzuwenden. Die trockenen Schriftsteller, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! sind die glücklichsten, sie ersparen den Sand, weil sie ihre Sachen gleich

trocken niederschreiben, und können diesen Sand den Lesern in die Augen streuen.

Ich sollte Ihnen eigentlich zum Schluße meiner Vorlesungen eine kleine Nachlesung halten, allein wo die Vorlesung selbst so unbedeutend war, läßt sich von der Nachlese gar nichts erwarten, im Gegentheil, ich bin froh, daß Sie meine Vorlesungen nicht nachlesen können, sonst wären sie verlesen. Ich schließe meine Vorlesung, weil ich Ihnen nicht aus den kurzen Sommerabenden lange Winternächte machen will.

Der himmlische Theater-Intendant.*)

(Aus dem Nachlasse.)

Die Welt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! ist ein Theater. Die Erde ist das Podium, die Himmel sind die Soffitten, Bäume und Berge machen die Coulissen, das Leben ist das Drama und der Mensch der Schauspieler. Wenn der Vorhang des Lebens niederfällt, hat der Schauspieler nicht nur seine Rolle, sondern auch sich selbst begraben. Hat er nun gut gespielt, so wird er dort drüben herausgerufen zu einem Applaus der Seligen, hat er schlecht gespielt, so bleibt er liegen; und da es dort drüben keine Freibillets gibt, so ist dieses Herausrufen eine große Sache und Entscheidung darüber, wie der Mensch seine Rolle gespielt hat. Unser Herrgott ist der Intendant dieses großen Welt-Theaters, und er hat vor allen andern Intendanten das voraus, daß er nicht provisorisch, sondern definitiv angestellt ist. Dieser Intendant hat mit nichts angefangen, aus nichts hat er sein Theater gemacht, während andere Intendanten ihr Theater zu Nichts machen.

---

*) Eine Satyre auf den damaligen Münchener Theater-Intendanten.

Betrachten wir also, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! dieses Theater und seinen Intendanten kritisch. Wir Kritiker sind jetzt übel daran! Die höchsten Gewalten dehnen sich auf die Intendanzen aus, die Intendanzen auf die Künstlerinnen, die Künstlerinnen auf die Kritiker und doch sind sie oft sammt und sonders unter der Kritik! Wenn die Kritik tadelt, so läuft sie Gefahr, und wenn sie nicht läuft, so wird sie gelaufen, und will sie nicht laufen, man sagt ihr „Fahren Sie so fort!" Nun fährt man aber mit einem Rath nicht gut und wenn es auch ein Intendanz-Rath* wäre!

Auf Erden will kein Mensch und keine Kunst mehr kritisirt sein; es bleibt nichts übrig als unsern Herrgott recht zu recensiren. Unser Herrgott ist der beste Mensch auf der Welt; er nimmt nichts übel, weil er ein gescheidter Intendant ist. Was kann er mir im Grunde auch thun? Wenn er mir meinen Parterresitz auf der Erde nimmt, so muß er mir einen Logenplatz in der Erde geben, und wenn er mich auch da nicht mehr haben will, so muß er mich hinaufspazieren lassen auf den letzten Platz, in's Paradies.

Also unser Herrgott ist ein guter Bissen für einen Recensenten. Also ich will einmal seine Theater-Intendanz und seine Verwaltung näher beleuchten.

---

*) Saphir wurde während seines Aufenthaltes in München von dem verstorbenen König Ludwig von Baiern zum Theater-Intendanz-Rath ernannt.

Also das Erste Geschäft, welches Gott, der Intendant, auf seinem Theater vornahm, war, daß er sagte: „Es werde Licht!“ Das ist noch ein Intendant! der sorgt doch wenigstens für die Beleuchtung, andere Intendanten sagen: es werde Finsterniß! Sie leiden gar nicht, daß man ihre Theater beleuchtet! Gott sah das Licht und sprach: es ist gut! Das glaub' ich. Er hatte keinen Theater-Oekonom! Als Gott das Podium und die Soffitten fertig hatte, ließ er Bäume und Wälder als Decorationen entstehen und sagte: „es entstehen Bäume, die Früchte tragen nach ihrer Art.“ Was ist das für eine Intendanz, wenn alle Theaterbäume und Kunstzweige Früchte trügen nach ihrer Art, so bekäme die Welt saubere Früchte! Gott machte zwei Lichter, ein großes Licht zur Regierung des Tags, und ein kleines Licht zur Regierung der Nacht. Das war ein feiner Hecht, dieser Intendant! Bei jedem Theater muß wenigstens ein großes Licht sein. Diese großen Lichter regieren am Tag, indessen regieren die kleinen Lichtlein bei Nacht, und man weiß, daß oft so ein kleines Lichtlein in einer Nacht oder durch eine Nacht die ganze Tagesregierung des großen Lichtes umgestürzt hat.

Am fünften Theatertag hat Gott das kriechende Gewürm erschaffen, dieß sind diejenigen armen Würmer, die auf der Intendanz herumkriechen, und ohne welche kein Intendant sein kann. Am sechsten Tag erschuf der Intendant das liebe Vieh. Das war der erste kluge Streich, den er bis jetzt gethan hat. Da hat er sich eine große

Partei gemacht und eine Anzahl künftige Subjecte dazu, als da sind, der Hund des Aubry, der Schimmel von Carl Stuart, der Elephant des Palmira, die Schlange der Euryanthe, die diebische Elster, der Löwe des Androkles, die Wölfin Jutta und Affen ohne Zahl.

Als es sich aber darum handelte, sich einen wirklich guten Schauspieler zu verschaffen, als er den Menschen erschaffen sollte, da wurde dem Herrn Intendanten angst und bang, er berief in Eile das Theater-Comité und sagte: „wir wollen einen Menschen machen!" Wir wissen nicht, ob unter diesem „Wir" die Intendanzräthe gemeint, aber es scheint so, denn da von ihrer Wirksamkeit nichts verlautet und sie also nichts drein zu reden hatten, so waren es gewiß Intendanzräthe. Der Herr Intendant sagte noch obendrein, er wolle einen Menschen machen, der ihm gleich sieht; nun bitte ich Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! wenn jetzt alle Intendanten nur solche Menschen machen und auf's Theater bringen wollten, die ihnen gleich sehen, welch' ein Liebhaberpersonal hätten wir da! Der Herr Intendant schuf also seinen ersten Schauspieler aus Erde und blies ihm Geist ein, der erste Schauspieler war also schon aufgeblasen und der erste Intendant war Souffleur, der seinem Künstler selbst eingeblasen hat! Adam, der erste Künstler des Welt-Theaters, muß nun bald eine schlechte Rolle zu spielen bekommen haben, denn er schlief sogleich ein. Ein rechter Intendant aber peinigt seine Schauspieler nicht nur wenn sie wachen, sondern auch wenn sie schlafen. So zwickte auch unser

Herrgott Adam während seines Schlafes in die Rippen und zwickte ihm glücklich die erste Liebhaberin heraus, die er ihm sogleich als erste Zulage bewilligte. Mit dieser ersten Liebhaberin war unser Herrgott sehr zufrieden, denn sie brauchte keine Garderobe. Ich kann mir auch denken, daß Eva die Gurli sehr gut gespielt hat, allein sie wollte auch von dem erhabenen tropischen Baum mit seinen Zankäpfeln naschen, den ihr der Intendant verboten hat. Und kaum hat sie den ersten Versuch gemacht, so gingen ihr die Augen auf und sie sah, was die jetzigen Gurlis nicht einsehen, daß sie sich ihres Debuts zu schämen habe. Ein einziger Umstand aber läßt mich glauben, daß Eva als erste Liebhaberin nicht auf ihrem Platze war, denn als Gott sie suchte, versteckte sie sich; welche erste Liebhaberin aber wird sich verstecken, wenn der Intendant sie besucht?

Von dem Augenblicke an aber, als Adam und Eva die tropischen Aepfel gekostet hatten, fingen die Leute des Intendanten an, sie wollten alle Costum haben, und der Herr Intendant machte ihnen Röcke aus Thierfellen, er war also auch Theaterschneider. O welch' ein Gewinn wäre es, wenn alle Theater-Intendanten zugleich Theaterschneider wären, erstens würde ihnen der Faden nicht so oft ausgehen als jetzt, zweitens würden sie es verstehen, an ihren Künstlern das rechte Maß anzulegen, drittens würde die Geschichte länger Stich halten.

Die jetzigen Intendanten sind aber blos Flickschneider, denn Neues bringen sie nie zu Stande. Wie glücklich war

aber Gott mit seiner Schneiderschaft, er durfte seine Künstler blos in Thierfellen kleiden, die jetzigen Künstler müssen in allen Fällen anders gekleidet werden.

Auf einmal fürchtete Gott, Adam und Eva könnte vom Baum des ewigen Lebens essen; er erschrak, denn das wäre für den Pensions-Fond erschrecklich gewesen! Denn denke man sich, wenn Eva fünfzehnhundert Jahre alt geworden wäre und die Mad. Schröder, die Johanna von Montfaucon gespielt hätte! Unser Herrgott schickte sie deshalb aus seinem Garten-Theater Eden fort und sofort begannen die ersten Gast-Rollen Adam und Eva; und wer je selbst Gastrollen gab, weiß, daß unser Herrgott das rechte Mittel ergriff, denn Gastrollenspielen ist dazu geeignet, das Leben der Künstler zu verkürzen! Sie müssen auch gleich bei den ersten Gastrollen aus Verdruß umgekommen sein, denn man hört weiter nichts erwähnen.

Das zweite Stück, welches unser Herr Intendant auf die Bühne brachte, war eine Schiller'sche Tragödie: „Die feindlichen Brüder". Kain und Abel als Don Cäsar und Don Manuel treten auf. Da war schon der Rollen-Neid da, beide wollten den Intendanten bestechen, Don Kain brachte dem Intendanten Früchte; das mögen saubere Früchtchen gewesen sein! auch Don Abel brachte dem Intendanten Viehstücke; nun weiß man, unser Herrgott ist auch nur ein Intendant, wie ein anderer Intendant und er gab dem lieben Vieh den Vorzug. Don Abel hat aber seinem Intendanten blos kleines Vieh gebracht, das waren noch gute Zeiten, jetzt sind die Inten-

danten so genügsam nicht, es muß großes Vieh sein, wenn es sie gewinnen soll.

Darauf schlug Don Kain den Don Abel todt, Gott sprach einen derben Fluch und die Tragödie war aus.

Kain begann nun ein herumreisendes Künstlerleben, und muß sich viel Geld gemacht haben, denn er baute eine ganze Stadt! Er errichtete hierauf ein Provinztheater und war der erste, der die Oper auf die Bühne brachte, er engagirte den Tonkünstler Juval und die Sängerinnen Ada und Zilla. Das waren Sopransängerinnen, denn sie sangen so hoch, daß Gott sprach: „Euer Geschrei ist zu mir heraufgedrungen!" Daß Gott den Nachtigallenton seiner Sängerinnen Geschrei nennt, daraus erkennt man wieder den Intendanten.

Nach diesen General-Ansichten, die es Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! darthun, daß unser Herrgott auch kein Intendant comme il faut ist, gehe ich noch auf einige Specialitäten seiner Bühnenleitung über. Erstens ist es ein Fehler, daß er alle seine Schauspieler lebenslänglich engagirt. Zweitens ist es schlecht eingerichtet, daß der Mensch jung auf die Welt kömmt und alt wird, das schadet dem Welttheater; wenn der Mensch mit siebzig Jahren auf die Welt käme und immer jünger würde, das wäre für das Theater ein großer Gewinn; die Künstler und Künstlerinnen würden viel lieber erst in Väter- und Mütter-Rollen auftreten und dann nach und nach in's Fach der jugendlichen Liebhaberinnen übergehen. Wie schön würde es klingen, wenn man von einer Schau-

spielerin sagt: auch die kann ja die Sappho nicht mehr spielen, die muß schon die kleine Infantin (Clara in Don Carlos) nehmen. Wie lieb wäre es, wenn dann eine Künstlerin, die wir als Großmama, als Mama und als Liebhaberin gesehen haben, zuletzt eine kleine Kinder-Rolle vor uns spielte. Welch' eine angenehme Erscheinung wäre es, wenn eine solche 3jährige Großmutter uns ihr 54jähriges Kind in seinem ersten Debut vorführte.

Welche schlechte Einrichtung ist es ferner von dem großen Welt-Intendanten, daß er dem Menschen eine rechte und eine linke Hand, einen rechten und einen linken Fuß gegeben hat! Das genirt ja unsere Anfänger entsetzlich; ja zwei rechte Hände und zwei rechte Füße, dies ließe ich mir gefallen. Mit den linken weiß aber selten Jemand was rechtes anzufangen, und bei den meisten Künstlern geht der christliche Spruch in Erfüllung: „Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte thut!" Eine capital-schlechte Einrichtung von dem schöpferischen Intendanten ist es, daß er die Ohren seiner Schauspieler so klein gemacht hat, ein jedes Ohr sollte wenigstens so groß sein, wie ein Souffleurkasten, damit ein Souffleur gleich drin sitzen kann. Noch ein größerer Fehler ist es, daß die Menschen die Augen im Kopfe und nicht auf den Füßen haben, um den Schauspielern mehr Rücksicht angedeihen zu lassen.

Was mich aber mit unserm Herrgott als Intendanten aussöhnt, ist der Umstand, daß er es mit den Redacteurs gut meint. Alle Blätter der ganzen Welt er-

hält er und alle kommen durch ihn auf einen grünen Zweig, und wenn ich einmal bei diesem Intendanten Intendanzrath werden sollte, so bin ich überzeugt, daß ich für mein Leben lang gedeckt sein werde, denn es heißt: Der Kelch des Herrn ist gut und dauert in Ewigkeit. Amen.

Aus dem Leben eines Theeabends.

Der Herr Oberpupillenrath Wachsbein ist ein Mann comme il faut, d. h. er hält einen guten Tisch, auch guten Rheinwein und schöne Trüffeln. Die Frau Oberpupillenräthin Wachsbein ist eine Frau comme il faut, d. h. sie hat Locken aus Wien, Strümpfe aus Grenoble, Taille aus Paris, Sentiments aus Schilling, und Soirées aus Thee und guten Namen. Das Fräulein Theodore, Seraphine, Angelica, Anastasia Wachsbein ist ein Mädchen comme il faut, d. h. sie hat Augen wie Zündmaschinen, Wangen wie Scharlachpolsterchen, Lippen wie Schwarzkirschen, Bildung wie Zuckerteig, Geist wie ein Handschuh und ein Herz wie eine Real-Encyklopädie.

Das Haus des Herrn Oberpupillenrath Wachsbein war also ein Haus comme il faut, d. h. ein Haus mit Theeabenden und Dilettanten, ein Haus, das Equipage und Gelegenheitsdichter hielt; kurz, ein Haus, das alle Woche seine zehn gute Namen zu verzehren hatte und das gerne solche Namen in Gesellschaft verzehrte.

Eine Gesellschaft ist aber ein Zirkel; ein Zirkel muß aber einen Mittelpunct haben und bei dem Mittel-

punct einer Gesellschaft ist es der Hauptpunct, daß er Mittel habe, den Geist eines Zirkels in Zirkulation zu setzen. Zu diesen Mitteln gehört das Talent des Kent im Lear:

»mar a curious tale in telling it,«

eine Anekdote gut erzählen, eine Neuigkeit ausgeschmückt vorzubringen, alle zwei Stunden ein possirlicher Einfall, Notenumwenden, Pfänderspiele arrangiren, eine Gesundheit in Reimen ausbringen u. s. w. So habe ich einen Menschen gekannt, der bellen konnte wie ein Mops, wie ein Spitz, wie eine Dogge u. s. w.; dieser Mann wurde oft eingeladen und mußte stets seine Hunde durchbellen, zum größten Vergnügen der Gesellschaft. Ein Anderer konnte auf einem Beine stehen und dabei mit Händen und Fingern einen Schatten an der Wand bilden, der aussah wie die Bildsäule eines öffentlichen Platzes, der mußte in Gesellschaften stets auf einem Beine stehen.

Ein Dritter konnte die Serviette um die Hand wickeln, die, mit Schnupftabak auf den Fingerknöcheln, so aussah wie ein altes Weib. Ein Vierter konnte auf Aepfeln ein Profil und mit den Aepfelkernen die Augen täuschend, in verschiedenen Formen bilden. Ein Fünfter konnte aus den Krebsschalen einen Schulmeister im rothen Rock zusammenstellen. Ein Sechster konnte mit den Augen- und Lippenwinkeln durch Zuckungen Wetterleuchten, Blitzen und Einschlagen nachmachen. Ein Siebenter konnte mit dem Munde sägen, hobeln, den Knall einer entpfropften Bierflasche und das Drehen eines Schnupftabakdeckels hören lassen. Ein Achter konnte sich

die Haare so ziehen, daß man glaubte, er trage eine Perrücke. Ein Neunter konnte den Tabaksrauch aus den beiden Nasenflügeln und aus den beiden Ohren zugleich heraus blasen. Ein Zehnter konnte sich ein brennendes Licht in den Mund stecken, ohne sich zu verbrennen. Ein Eilfter konnte aus den zwei Zeigefingern und den zwei Zipfeln der Serviette zwei Marktfrauen darstellen. Ein Zwölfter konnte mit der Nase zittern, sie hinaufziehen und herablassen, wie einen Regenschirm. Ein Dreizehnter konnte aus seinen beiden Mittelfingern ein „Karnickel" bilden und aus den andern einen Hund, welcher es fangen will. Ein Vierzehnter konnte mit den Fingern so in der Luft zusammen klappen, daß es wie ein Becken klang. Ein Fünfzehnter konnte die Conversation einer Bierkneipe nachahmen, indem er alle eigenthümlichen Bewegungen der Schuster, Schneider, Rasirer und Haarkräusler täuschend abwechseln ließ. Ein Sechszehnter konnte mit seiner Stirne eine Haselnuß aufknacken. Ein Siebenzehnter konnte sich die beiden Augenlider wie die Rockaufschläge aufschlagen. Alle diese Künstler essen sich glücklich durch ihre Gesellschaften durch. Ohne aber auch nur eines dieser schätzbaren Talente zu besitzen, meinte die Frau Oberpupillenräthin Wachsbein doch, ich wäre ein höchst amüsanter Gesellschafter, und wie sie sich auszudrücken beliebte: ich hätte oft pudelnärrische Einfälle. Ich war einmal in Gesellschaft ihr Partner bei einer Whistpartie, und gab ihr einen verstohlenen Wink, daß sie nicht die Zehn sen-

dern die Acht legen solle, mit den Worten: „geben Sie acht, meine liebenswürdige Partnerin!" Dieser Witz, mit diesem Complimente gespielt, konnte seine Wirkung nicht verfehlen. Sie blieb dabei, ich wäre ein höchst amüsanter Gesellschafter mit pudelnärrischen Einfällen, und ein solches Geschöpf habe sie längst für ihre Theeabende gesucht. Ich gehöre unglücklicher oder vielmehr glücklicher Weise zu denjenigen Menschen, denen der Tisch, wie die Speisen für nichts gelten und ich nahm daher lange Zeit die Einladung der Oberpupillenräthin Wachsbein nicht an, bis endlich Fräulein Theodore, Seraphine, Angelika, Anastasia Wachsbein mich im Theater mit ihren feuerspeienden Aeuglein aufgriff und mit den allerliebsten Glühweinlippen mir zuflüsterte: „Lieber S., nicht wahr, Sie kommen nächsten Dienstag zu uns auf den Theeabend? können Sie mir das versagen?" Die Versagung versagte mir; denn zwei schöne Augen und zwei schöne Lippen sind vier Personen, denen ich nie widerstehen konnte. Ich sagte zu; der Dienstag erschien. Ich rüstete mich mit Geduld, Hunger und Whistmarken aus, steckte zwei Thaler, dritthalb Witze und zwei nagelneue Anekdoten zu mir, befahl meine Seele Gott und trat in das Vorzimmer der Frau Oberpupillenräthin Wachsbein. Ich hing meinen Mantel und meine Ungeduld an den Nagel und schritt in das Versammlungszimmer.

Ein großes, elegantes, hellerleuchtetes Zimmer umfaßte einen schon sitzenden Zirkel von Herren und Damen,

Auf dem Sopha saß Madam Wachsbein, einen runden Tisch vor sich, nickte freundlich mit ihrem Conversationsgesicht, wies, wie Macbeth, auf einen leeren Platz und sagte: „Nehmen Sie Platz, wir haben blos auf Sie gewartet; nun kann der Thee kommen, Taſ'chen!" (so verkürzte sie den Namen Anastasia). Taſ'chen strich an mir vorüber und lispelte: „Es ist schön, daß die Musen Wort halten!" — „Den Grazien immer!" erwiderte ich. Taſ'chen schwamm ab, schwamm mit einem Bedienten, Thee, Kuchen u. s. w. wieder zurück und der Theeabend begann.

Der Thee.

„Befehlen Sie Rum oder Sahne?" sagte Taſ'chen. — „Ohne Ruhm zu melden: Sahne!" erwiderte ich und hätte dabei gern ihren weißen Nacken mit meinen Lippen abgesahnt. „Befehlen Sie Rum oder Sahne?" sagte ich zu meiner Nachbarin, Fräulein Fliedermuhs; „keines von beiden," näselte sie, und goß sich einen Strom Rum in die Tasse. „Befehlen Sie Rum oder Sahne?" so ging es nun die Reihe herum. — „Wünschen Sie Butterbemmchen oder Theekuchen?" fragte Taſ'chen wieder; „keines von beiden," erwiderte ich und nahm Butterbemme und Theekuchen. — „Befehlen sie Butterbemmchen oder Theekuchen?" — sagte ich weiter zu Fräulein Fliedermuhs. — „Ich ziehe Butterbemme vor," näselte sie mir entgegen, und zog eine honorable Butterschnitte von den untersten hervor. Durch diese Erschütterung fiel eine wohlgeborne Butterbemme auf meine

neuen seidenen Strümpfe, und von da auf den Boden; ich wollte mich bücken, sie aufzuheben, allein Mlle. Fliedermuhs sagte: „machen Sie doch kein Aufhebens davon!“ Da kicherte Mad. Fliedermuhs, die gegenüber saß, und sagte zu ihrem Gemale, Herrn Fliedermuhs: „Sieh doch, mon drès chèr es klang wie: (mon Drescher!), wie unser Pinchen mit Herrn S. Witze macht!“ „Ja, ma drès chère, Pinchen macht Witze.“ Mamsell Fliedermuhs war also Witzmacherin und mir zugetheilt. Schön war sie nicht, denn Schönheit und Witz sind Feinde, wie Schiller sagt:

„Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen.“

Ihr Kinn, die Nase und ihr Mund waren geborne Witzlinge, denn sie waren spitz und stachelten, wenn man sie berührte. Sie näselte etwas und dabei hatte sie die Gewohnheit, wenn sie sprach, den Rockknopf desjenigen zu ergreifen, mit dem sie sprach. Madame Fliedermuhs repetirte jedes Wort, das Pinchen sprach, und Herr Fliedermuhs jedes Wort, das Madame Fliedermuhs sprach: man hörte also jeden Fliedermuhswitz dreimal, wie das Echo im Lauterthal. Neben Pinchen Fliedermuhs saß ein junger Stutzer, Namens Eisbock, ein geschmeidiges Männchen, steif wie ein Blankscheit, glatt wie eine Pomadenbüchse, und dünn wie die Butter auf Berliner Butterbemmen.

Er war ein Lächler, er lächelte stets, wenn man fragte, wenn er antwortete, wenn er nieste, wenn er gähnte: er lächelte. Neben diesem saß Fräulein von

Zipfel, ein Mädchen, das bis sechszehn Jahre schön und stolz, bis fünfundzwanzig schön und liebenswürdig und stolz, bis fünfunddreißig blos stolz, und jetzt weder stolz, noch liebenswürdig, noch schön mehr war, und doch erst im nächsten Monate am fünfundzwanzigsten zweiundzwanzig Jahre alt wurde. Sie betrachtete jede Gesellschaft als ein Heirathsbureau, in das man geht, um einen Heirather zu erfragen. Sie schien dem glatten Lächler hold, meiner Wenigkeit aber hatte sie noch nicht freierselig gelächelt. Neben Fräulein von Zipfel saß Herr Spatz, ein Schöngeist, Charadenmacher, privilegirter Musterzeichner zu Stickladen, und General-Anekdoten-erzähler. Er war stets mit drei Anekdoten beschäftigt, eine hatte er auf der Zunge, die andere auf den Lippen und die dritte in der Kehle. Die andern Mitglieder sollte ich später kennen lernen. Der Thee gab die Veranlassung zu Witzen. — „Ma drès chère Linchen,“ sagte Mad. Fliedermuhs, „erzähle doch Herrn S. die Witze mit den Thee'n!“ „Ja, ma drès chère Linchen,“ wiederholte Herr F., „erzähle Herrn S. die Witze mit den Thee'n.“ — „Ach ja,“ bat Mad. Wachsbein, „Herr S. und Mlle. Fliedermuhs werden ein Stündchen lang Witze machen.“ Ich glaubte, die Butterbemme im Munde erschrak ob dieser Bitte. „O! Madame Wachsbein,“ sprach ich beschämt, „ich bin enthumirt!“ — „Wir werden schon im Zuge kommen!“ sagte Mlle. Fliedermuhs und setzte sich in Positur. — „Wir sind schon im Zuge,“ erwiderte ich, denn eben wurden die beiden entgegengesetzten Thüren

geöffnet und ein Luftzug fuhr über den Busen der Mlle. Fliedermuhs hin, wie ein Geist über eingesunkene Gräber. — „Bravo! mon drès chère!« schrie Mad. Fliedermuhs. — „Ja, Bravo! mon drès chère!« wiederholte Herr Fliedermuhs.

Da faßte Pinchen meinen Rockknopf und sagte: — eine Todtenstille herrschte im Zimmer und nur Taſchens Handdruck neben mir gab mir Kraft und Muth. —

„Wissen Sie, wer's besser hat, der Kaffee oder der Thee?"

Ja wohl, dachte ich mir, der Thee, denn der sitzt nicht bei Mlle. Fliedermuhs und hat keinen Knopf zu verlieren; aber ich dachte nach und gestand: „nein." — „Wissen Sie es, Herr Assessor Eisbock?" Der Eisbock lächelte: „nein." — „Der Kaffee!" platzte Pinchen heraus, „denn der setzt sich und der Thee muß ziehen!" „Einzig, ma drès chère!" schrie Mad. Fliedermuhs; „ja, einzig, ma drès chère!" wiederholte Herr Fliedermuhs. Ich aber neigte mein Haupt und sprach zu Pinchen: „Weil Sie, wie der Thee, ziehen, habe ich, wie der Kaffe, mich zu Ihnen gesetzt."

„Unique!" sagte Mad. Wachsbein, „habe ich's nicht gesagt, Herr S. wird Witz mitbringen!"

Der Eisbock lächelte, die Zipfel schmunzelte, der Spatz nickte mit dem Kopfe und sprach schnell, damit ihm niemand zuvorkomme: „Wenn man aber andeuten will, daß man schnell Thee bringe, welchen Männernamen nennen Sie?"

Pinchen hatte im Augenblick Spatzens Rockknopf in der Hand und schrie: „Theobald! Thee o bald!" — „Charmant!" — sagte Mad. Fliedermuhs. — „Ja, charmant!" erwiderte Herr Fliedermuhs. — Da war Pinchen schon wieder bei mir und meinem Rockknopf: „Welche Göttin nennt man, wenn man in England von einer Mamsell Thee begehrt? „Themis! Thee, Miß!" lächelte der Assessor Eisbeck aus den steifen Vatermördern heraus. — „Wie drückt man," fragte ich, „in einem zweisilbigen Worte aus, daß der Thee nicht dünne ist?" Eine lange Pause. „Sagen Sie's," schrieen einige; — „nein," protestirte Pinchen, „ich werde es rathen!" — „das finde ich räthlich!" meinte ich. Endlich, da mein Rockknopf nichts gestehen wollte, sagte ich: „Theedick (thätig)!" — „Ach," schrie Pinchen, „das gilt nicht, Sie haben nicht gesagt: daß es ein deutsches Wort ist! — aber," fuhr sie fort, „wie drückten Sie sich aus auf französisch, daß Sie Thee vorziehen?"

Das war meiner Weisheit zu viel, ich konnte es nicht rathen. »Liberté! lieber Thee!" klatschte sie in die Hände, während ich und mein Rockknopf Athem schöpften. „Ei," sagte ich, „Mademoiselle quand on est chez vous, on perd la liberté pour toujours.«

„Charmant!" schrie Mad. Fliedermuhs! „übersetze es, Pinchen!" — „Ja charmant," erwiderte Herr Fliedermuhs, „übersetze es, Pinchen."

„Herr S. meint," übersetzte Pinchen, „nur ein Narr von einem Vater gibt einem nicht alle Tage Frei-

heit!" — „Sie sollten für die Bühne übersetzen!" sagte ich zu Pinchen. Da erhob der Spatz seine Stimme: „weil man eben von der Bühne spricht, muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen."

Der Spatz ließ eine Anekdote los, der Angstschweiß stand mir auf der Stirne! Auf der einen Seite Taſ'chen mit der ewigen Frage: „Rum oder Sahne?" — „Theekuchen oder Butterbemmen?" — auf der andern Seite Mlle. Fliedermuhs, die meinen Knopf ewig in Gefangenschaft hielt und alle Augenblicke mit einem Witze loszugehen drohte, und gegenüber der Anekdoten-Spatz! er begann: „Ein untergeordneter Schauspieler wurde ausgepocht; er trat vor und sagte, meine Herren, ich kann für sechshundert Thaler nicht so spielen, wie für zweitausend Thaler!" hier lachte der Spatz furchtbar; alle Fliedermuhse lachten, die Wachsbeine lachten, die Zipfel lachte, selbst der Eisbock lachte lächelnd, und ich — ich? lachte als ob ich den Lachkrampf hätte! Spatz zog seine Brieftasche heraus, um sich seine eigene Anekdote aufzuschreiben; er lachte selbstgefällig: „da fällt mir eine Anekdote von einem Oesterreicher ein!" — Ein Seitenstechen bemeisterte sich bei dieser Aussicht auf ein von den Todten auferstandenes Vademecum meiner beiden Zeiten.

„Ein Oesterreicher und ein Preuße aßen Krebse mit einander; die großen Krebse lagen alle bei dem Preußen, da drehte der Oesterreicher die Schüssel und sagte: „mein Kaiser dreht alles herum!" — darauf er-

widerte der Preuße, indem er die Schüssel zurückdrehte: „Aber mein König bringt alles wieder auf's Alte!“ Hier lachte der Spatz furchtbar! Die Fliedermuhse lachten, die Wachsbeine lachten, der Eisbock lachte, die Zipfel lachte. Spatz zog seine Brieftasche heraus und notirte sich seine Anekdote Da fuhr, wie eine Haubitze, Mlle. Fliedermuhs auf den Eisbock los, erschütterte seinen Rockknopf, daß ihm die Vatermörder in die Nasenflügel stießen und schrie: „was ist das? es sieht aus wie ein Krebs, es schmeckt wie ein Krebs und ist doch kein Krebs?“ Ich wünschte, Mlle. Fliedermuhs hätte einen soliden Magenkrebs! — „Eine Krebsin! eine Krebsin!“ näselte die Fliedermuhs wie eine wahnsinnige Clarinette und krebste zu mir zurück. »C'est joli, mon drès chèr!« wiederholte Herr Fliedermuhs. — „Die Anekdote ist sehr gut,“ begann der nimmer ruhende Spatz, „wie Jemand einem Juden den herrlichen Vollmond zeigt, und dieser darauf sagte: „Eppes rar's von'r Vergüldung!“ — Hier lachte der Spatz furchtbar, die Fliedermuhse lachten, die Wachsbeine lachten, der Eisbock lachte. Spatz zog seine Brieftasche heraus und notirte sich seine Anekdote. Da faßte mich Mamsell Fliedermuhs mit beiden Händen bei zwei Rockknöpfen und schrie: „Wie viel wiegt der Mond, wie viel wiegt der Mond?“ — Ich erfuhr eben, welche Last ein Mondkalb ist! — „Ein Pfund! Ein Pfund!“ schrie sie, „denn er hat vier Viertel!“ Dabei klatschte sie in die Hände, und in der hinreißendsten Begeisterung hatte sie meine zwei Rockknöpfe mit hingerissen und diese

rollten, als zwei rührende Opfer des geselligen Tons, zu meinen Füßen nieder.

„Das ist himmlisch! mon drès chèr!« sagte Mad. Fliedermuhs. Tas'chen aber lispelte mir in's Ohr, so nahe, daß ihr Odem wie ein warmer Frühlingshauch meine Wangen berührte: „Lieber S., noch nie hab' ich mir so geisterartig unterhalten, als eben jetzt in Ihrer penetrablen Gesellschaft!" „Schwärmerin!" flüsterte ich zurück, „wissen Sie nicht?" — „O ja," — erwiderte Tas'chen, „ich weiß recht gut, was Lessing in Goethe's Geisterseher sagt; ich hab' ihn auf's Theater gesehen, Sein oder nichts Sein? —" „So heißt es nicht," sagte ich, „sondern: mein oder nicht mein?" „Ich weiß," versetzte sie, „der Komiker hat damals das nur so extemporirt!" —

»Voyez!« — sagte Madame Wachsbein; »voyez! Tas'chen et Msr. S. se parlent dans leur oreilles.« — „Ja! voyez!« — sagte Herr Fliedermuhs, der in Gedanken saß und glaubte, seine Frau spräche: — „Ja, voyez! Tas'chen et Msr. S. se parlent dans leur oreilles.« Madame Fliedermuhs warf einen grimmigen Blick auf ihren ehelichen Fliedermuhs. „Da fällt mir eine Anekdote ein!" schrie Spatz, allein mein Flüstern mit Tas'chen hatte ein ander Gespräch flott gemacht, nämlich die Liebeleien, Brautschaften, zurückgegangene Partien und Heirathsgeschichten der ganzen Stadt, und hier glänzte Mlle. Zipfel als lebendiger Adreßkalender aller Heirathsfähigen. Obwohl nun Mlle. Zipfel ihre Aufmerksamkeit

auf den Eisbock richtete, ich auch ganz neidlos ihr vom Herzen alle Eisböcke der Welt gegönnt hätte, so schien sie doch pikirt, daß ich dem kleinen Zipfel ihres restirenden Frühlings keine Huldigung darbrachte, und da Mlle. Zipfel vielleicht hundert Zipfel unter ihren Ahnen zählte, Mlle. Wachsbein aber von Ahnen gar keine Ahnung hatte, so schien es ihr eine aristokratische Sünde, in Gegenwart eines adeligen Spätherbstes einem bürgerlichen Frühlinge schön zu thun. —

„Da spinnt sich wohl eine kleine Amour an?" fragte sie Spatz. Das'chen fuhr zurück; ich aber war boshaft genug zu fragen: „Fräulein von Zipfel spinnen wohl nicht? Die Ritterfräulein im hohen Mittelalter haben sonst alle gesponnen!" — Da hob Assessor Eisbock sein hausbackenes Gesicht aus den zwei Papier-Vatermördern heraus, schickte ein Lächeln voran und sagte: „Es ist nichts so klar gesponnen, es kommt ans Licht der Sonnen." Nachdem er diese große Wahrheit gesagt, lächelte er, kroch wie eine Schnecke in sein Papiervatermörderhaus zurück, lächelte noch einmal und sprach diesen Tag (Theetag) nicht wieder.

Neben mir und um mich aber schallte und klang und tobte es, denn die Zipfel und der Spatz, und alle Fliedermuhse und sämmtliche Wachsbeine sprachen auf einmal: „Sechs Jahre waren sie verlobt und" — „Die sind schon längst geschieden!" — „Der kann sie gar nicht ernähren!" — „Mlle. X. ist aufgeboten" — „Herr Z. hat die Mlle. N. sitzen lassen" — „hat einen Brief

aufgefangen." — „Die bildet sich's ein, aber es wird nichts d'raus." — „Sie hat ja gar nichts," — „nein, das ist längst aus." — „Die Schwester meiner Mamsell ist Kammerjungfer bei der Schwester der Mademoiselle, die erzählt" — „sie hat d'rauf gerechnet, aber" — und inzwischen tönte der Spatz: „ach, da weiß ich eine herrliche Anekdote!" und Pinchen streckte abwechselnd die Hand nach allen lebenden Rockknöpfen aus und gackerte, um einen Witz zu legen. Ich sah schmerzlich nach der großen Spieluhr, die alle Stunden eine andere Melodie und eben jetzt die Melodie spielte:

„Wer nur meine Leiden kennte,
Schenkte gern sein Mitleid mir!"

Ich erschrak, denn ich glaubte, die Uhr spielte aus meinem Innern heraus.

Tas'chen lispelte aber: „Ich habe schon längst eine Sympathie gegen Sie gehabt; blos weil ich die Naturgeschichte über Alles liebe und Ihre Blätter immer das Schönste daraus haben!" Da brach Mad. Wachsbein vom Tische auf und sagte:

„Meine Verehrtesten, wir wollen nun ein bischen Dilettanten genießen!"

Und es ward Abend, und es ward Morgen, Ein Tag.

— - —

Natürliche Betrachtungen über Thierwelt, Pflanzenwelt, Steinwelt, als drei Reiche der Natur, und über Schriftsteller, Verliebte und Ehemänner, als drei Arme der Natur,

oder:

Wo kömmt alle unsere Natur hin, und wo kommen alle unsere Naturforscher her?

(Humoristische Vorlesung Gehalten im Josephstädter Theater zum Besten einer wohlthätigen Anstalt.)

Die Natur, meine hochverehrten Hörer und Hörerinnen! hat ihre Gesetze und ihre Rechte, Naturrecht, und die Natur kann bei ihren Gesetzen und ihren Rechten gut bestehen, denn die Natur „hilft sich selbst".

Das hat die Natur vor dem Menschen voraus, der Mensch darf sich nicht selbst helfen, dem Menschen ist Selbsthilfe nicht erlaubt; das ist traurig! Die andern Menschen helfen Einem nicht, selbst darf man sich nicht helfen, und nur wenn der Mensch nies't, bekömmt er eine Anweisung: „Helf Gott!" Der Himmel hilft dem Menschen aber nur, wenn er sich selbst hilft, das darf

er aber nicht, und so ist also dem Menschen nicht zu helfen, und das von Rechtswegen!

Was heißt ein Rechtsweg? Wenn das Gesetz links liegt, so geht man rechts weg!

Da die Natur ihre Gesetze hat, so hat die Natur auch ihre Advocaten: Naturforscher, mit dem Unterschiede: Die Naturforscher essen mehr, die Advocaten verschlingen mehr.

Im Frühlinge erwacht die Natur, folglich schläft sie im Winter wie ein Dachs; wenn Sie, m. f. H. u. H.! in diesem Winter unsere „Gesellschaften und unsere Theatern" besucht haben, werden Sie unsere schläfrige Natur selbst bemerkt haben!

Es ist sonderbar auf dem Lande, sagt man: „Die Natur erwacht jetzt zu spät," und in der Stadt erwacht die Natur leider zu früh, wir haben viel früh erwachte Naturen, und doch selten eine aufgeweckte Natur!

Wenn man bedenkt, daß die Natur im Winter alle unsere Concerte und Akademien verschläft, so muß man gestehen, daß die Natur einen gesunden Schlaf haben muß! Wer nur auch eine solche gesunde Natur hätte!

Die Natur, m. f. H. u. H.! ist ein Frauenzimmer, und sie kleidet sich beim Erwachen und beim Einschlafen weiß. Derselbe Baum, der im Frühlinge weiß mit Blüthen übergossen gekleidet ist, steht im Winter weiß, im Schnee-Sterbehemd gehüllt. Auch der Mensch hüllt den Menschen zweimal in weiße Unschuld, wenn er geboren und wenn er gestorben wird.

Vor nichts hat der Mensch einen solchen Respect, als vor einem Todten! Der Mensch tritt den Menschen nur dann nicht mit Füßen, wenn er ihn mit Füßen treten kann, so wie überhaupt der Mensch nur für das Respect hat, was über seinem Horizonte, oder was unter seinem Horizonte liegt. Der Tod, m. f. H. u. H.! versöhnt nicht nur mit der Welt, sondern auch mit sich. Es ist mit dem Verlassen des Lebens, wie wenn man eine Wohnung verläßt, in welcher man lange wohnte; auch der ärmste Mensch findet beim Ausziehen, 'daß er reicher ist, als er glaubte, daß er hie und da was hat, woran er nicht dachte; auch beim Ausziehen aus dem Leben findet selbst der Unglückliche eine Menge kleiner Dinge, die er im Leben besaß, die ihm theuer und werth waren, eine Menge winziger Sächelchen, die ihm Freude machten.

Auch von der Natur des Todes hat der Mensch sonderbare Ansichten; wenn Jemand vom dritten Stock auf das Steinpflaster fällt und das Genick bricht, da findet er es nicht natürlich, daß er stirbt, und nennt's einen unnatürlichen Tod, wenn sich aber Jemand mit dem Schnupfen in's Bett legt, sechs Aerzte holen läßt und stirbt, das findet er natürlich und nennt's einen natürlichen Tod!

Die Natur ist eine große Maske, sie ist gerade wie die Masken auf unserer Redoute, sie brauchte sich gar nicht zu maskiren, es kennt sie ohnehin Niemand, und die Naturforscher sind die geistreichen Intriguants, welche zu

dieser Maske den urweltlichen Witz sagen: „Ich kenne dich schon!“ Wenn die Natur aber die Maske lüftet, so sehen sie, daß es richtig eine ganz unbekannte Person für sie ist!

Die Natur neckt uns unter tausend Masken, und wenn sie sich in der Seufzer-Allee des Lebens demaskirt, so haben wir in tausend Fällen Ursache, mit einem Seufzer auszurufen: »Allez!«

Die Natur muß schwer zu finden sein; die Naturforscher reisen das ganze Jahr herum, und nirgends haben sie noch die Natur gefunden, sonst würden sie sie nicht immer von Neuem wieder aufsuchen.

Die Natur ist eine Schriftstellerin, eine schlechte, denn ihr vorzüglichstes Werk ist: der Mensch! Dieses Werk hat sie in zwei Ausgaben erscheinen lassen, auf grobem Kanzleipapier: Mann, auf feinem Velin: Frauenzimmer! Aber die Natur hat mehr feine Exemplare herausgegeben, als ordinäre; es sind im vorigen Jahre in Deutschland allein 64,000 mehr Mädchen als Knaben geboren worden!

Die Natur ist kein Kind, sie läßt sich nicht ausforschen! Und trotzdem sie eine alte, recht alte Frau ist, plaudert sie ihre Geheimnisse doch nicht aus!

Wir lasen vor drei Jahren in allen Zeitungen die Ankündigung der Naturforscher, daß es mit nächstem Mai viel Maikäfer geben wird; die Natur wollte die Forscher nicht beschämen, und ihnen recht geben wollte sie auch nicht, was that sie? Sie ließ im nächsten Jahre

gar keinen Mai wachsen, bloß im Juli schickte sie einige Maikäfer in die Welt.

Von den Maikäfern im Frühlinge der Natur, m. f. H. u. H.! sollte der Mensch lernen, mit den Kindern im Frühlinge des Lebens umzugehen; wenn der Mensch den Blüthenbaum schüttelt, um die Maikäfer herunter zu schütteln, so schüttelt er mehr Blüthen als Käfer herab; so soll der Mensch auch an den Kindern nicht zu sehr rütteln, um ein paar summende Maikäfer von kleinen Unarten herunter zu schütteln, er schüttelt vom jungen Blüthenbäumchen für einen Maikäfer zwanzig Blüthenflocken herunter!

Ueberhaupt wäre es mehr Wohlthat, die Natur der Kinder, als die Natur der zu Grunde gegangenen Urwelt zu erforschen!

Das allgemeine große Kinderspital des Lebens ist noch nicht gehörig erforscht, und welche Natur sollte uns interessanter, wichtiger, heiliger sein, als die der Kinder?

Aus uns großen Menschen wird nichts mehr, wir sind fertig, wir sind gezogene Nummern aus dem Glücksrade des Lebens, unser Werth oder Unwerth ist entschieden, aber jedes Kind kann noch ein Haupttreffer sein; in jedem Kinde kann das Glück oder Unglück einer ganzen Zukunft liegen!

Wie Wenige verstehen es, die eingemauerte Seele des Kindes nach und nach zu befreien, kleine Fensterchen in den Augen, in den Ohren, im kleinen Herzchen an

zutragen, um dieses eingemauerte Seelchen mit Glück aus seinen engen Wänden zu befreien!

Man sagt: „Man muß die Kinder strafen;" es ist nicht wahr, strafen muß man nur die Schuldigen, kein Kind aber ist schuldig!

„Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, bleibt ein Narr sein Lebelang!" Wer nicht liebt Natur, Blumen und Kinder, der bleibt auf ewig ein armer Sünder!

Die Blumen sind die Kinder der Pflanzenwelt, die Kinder sind die Blumen der Menschenwelt!

Der Himmel hat die Blumen an die Brust der Erde gesteckt, damit die Erde nie vergesse, daß sie Mutter aller Pflanzen ist. Wenn die Blume blüht, so neigt sie ihre Krone zur Mutter Erde, wenn ihr ein Ungewitter das Haupt umzieht, so neigt sie es zum Busen der Mutter Erde, wenn ihre Blätter abfallen, streut sie sie in den Schooß der Mutter Erde, wenn die Blume stirbt, so stirbt sie am Herzen der Mutter Erde; und wie die Blume am Herzen der Erde, so das Kind am Herzen der Mutter! Jean Paul sagt: „Eine Frau, die Kinder hat, und über Langeweile klagt, ist nicht werth, daß sie lebt!" Ich sage noch mehr: „Ein Mann, der Kinder hat, und über Langeweile klagt, ist nicht werth, selbst ein Kind gewesen zu sein!"

Was wird jetzt gethan für die Natur der Kinder? Für die Entwicklung ihrer Natur nichts, für die Entwicklung ihrer Unnatur viel: Kinderbälle!

Was heißt ein Kinderball? Die Mutter steckt sich hinter's Kind, um auf einen Ball zu kommen! Die thörichten Mütter können bei den zarten Kindern den Gang der Natur nicht abwarten, und lassen die Natur lieber springen! Es heißt zwar: „Die Natur macht keinen Sprung," ja wohl, die Natur ist auch keine Tanzmeisterin, die Natur steckt ihre zarten Kinder nicht wie die exercirten Regenwürmer in Ballkleider, um sie zu acht und zehn Jahren den Tanz tanzen zu lassen, den sie zu achtzehn Jahren noch Zeit genug zu tanzen hätten!

Anstatt nun, daß die Naturforscher mit diesen Mißbräuchen der Natur in unserer jetzigen Welt sich beschäftigen, und wie die Welt jetzt zu Grunde geht, beschäftigen sie sich damit, wie die Urwelt zu Grunde gegangen ist, und untersuchen die Beine der großen vorweltlichen Thiere, die ganz zu Grunde gegangen sind!

Sonderbar! Jetzt geht alle Jahr die Welt zwei, dreimal zu Grunde, die Naturforscher bekümmern sich nicht darum, und da gehen gewöhnlich auch nur große Thiere zu Grunde: aber wenn so ein großes Thier zu Grunde geht, sind seine Gebeine gar nicht mehr zu erforschen!

Um nichts bekümmert sich die Welt so sehr, als um die zu Grunde gegangene Welt!

Die ganze Welt, m. f. H. u. H.! geht an drei Dingen zu Grunde: die politisirende an der Reverenz, die merkantilische an der Differenz, und die geistige an der Indifferenz!

Die geistige Welt erhält sich durch eine ganz eigene Natur: durch die Schriftstellernatur, dazu gehört eine starke Natur!

Der Dichter soll nur aus der Natur schöpfen, die Natur aber ist selbst ein Buch, und da denken die Dichter, wenn sie schon aus einem Buche schöpfen sollen, so ist's Alles eins, aus welchem Buche sie schöpfen, und schöpfen lieber gleich — aus andern Büchern, das ist so ihre andere Natur — und so entstehen die Originaldichter!

Die deutsche Originalität wird am besten durch Folgendes bewiesen: Die beste deutsche Komödie ist die französische Komödie, die beste deutsche Oper ist die italienische, die besten deutschen Gouvernanten sind die französischen, die besten deutschen Tücher sind die englischen, der beste deutsche Pfeffer ist der spanische, die besten deutschen Tabaksröhre sind die türkischen, und die besten deutschen Bäder sind die russischen! So ist unsere deutsche Originalität in Sachen und in Büchern!

Die Dichter sollen empfänglich sein für die Gaben der Natur, allein die Wenigsten können empfänglich für die Gaben der Natur sein, weil ihnen die Natur nichts gegeben hat! Es scheint, die Natur und die Menschen glauben, die Dichter sind wie die Singvögel, die durch Hunger am besten abgerichtet werden!

Ein Schriftsteller ist eigentlich ein Naturgewächs! Es gibt vier Schriftstellernaturen, eine starke und eine schwache, eine trockene und eine feuchte.

Die feuchte Natur der Schriftsteller heißt „Humor!" Der Humorist kann also seiner Natur nach nie auf's Trockene kommen!

Die Schriftstellerei ist ein Naturstand, der Humor eine Naturgabe, die Satyre ein Naturspiel, und der Witz eine Naturwaffe.

So wie jedes Volk eine andere Art Waffe hat, so hat auch jedes Volk eine andere Art Witz. Es gibt Residenzen, die einen Grundton von Witz haben, z. B. Berlin und Wien. In Berlin werden nur Vormittags Witze gemacht, in Wien nur Nachmittags, denn die Berliner sind nur witzig, wenn sie hungrig sind, und die Wiener sind nur witzig, wenn sie satt sind! Der Wiener Witz kommt aus einem vollen Magen, der Berliner Witz aus einem hungrigen Magen, deshalb ist er auch beißender!

Man sagt Mutterwitz, warum sagt man nicht Vaterwitz? Weil man versichert sein kann, wenn ein Mann witzig ist, so ist er nur durch die Frau gewitzigt worden!

Gegen Witz und Satyre gibt es nur zwei Zufluchtsörter: das Grab und das Narrenhaus.

Die Satyre sagt so: „Wer sich selbst geißelt, ist ein Frommer, wer seinen Nächsten geißelt, ist ein Bösewicht," ich aber liebe meinen Nächsten wie mich selbst, wenn ich ihn also geißle, bin ich ein Frommer!

Die Satyre und der Witz führen Krieg mit Aerzten, Advocaten und Frauen, aber man thäte der Satyre und

dem Witze Unrecht, wenn man daraus schließen wollte, sie verkennen das Gute und das Schöne an Aerzten, Advocaten und Frauen; läugnet man denn die Wohlthaten des Regens und der Sonne damit, wenn man einen Regenschirm und einen Sonnenschirm trägt!

Die Natur der Ehe, m. f. H. u. H.! ist auch nur ein Witz; denn die Kunst einer guten Ehe, wie die eines guten Witzes besteht darin, zwei sich widersprechende Dinge zu vergleichen!

Woher wissen wir, daß die Ehe ein Krieg ist? Weil die Männer, die heirathen wollen, „Werber" heißen!

Das Unglück bei den Frauen ist, daß sie von Jugend auf nur die Männer studiren, und nicht die Menschen. Wenn sie dann einen Mann heirathen, so sehen sie bald nicht mehr den Mann, sondern bloß den Menschen in ihm, und der ist ihnen fremd!

Die Frauen, die Frauenherzen wollen errathen sein; im Errathen sind aber nur zwei Wesen große Meister: die Liebe und der Satan, die errathen Alles; so lange der Mann liebt, erräth er das Herz der Frau aus Liebe, wenn er sie heirathet, hört die Liebe auf, und er kann sie nur errathen, wenn er ein Satan wird!

Es ist ein Unterschied zwischen der Liebe der Männer und der Liebe der Frauen; die Liebe der Frauen ist Sonnenlicht, geht die Sonne hinter der Gebirgskette der Ehe auch unter, sie bildet noch lange süße Dämmerung und milden Schein; das Herz des liebenden Mannes

ist eine glühende Kohle, wenn sie ausgebrannt ist, so wird sie nicht nur kalt und lichtlos, sondern auch — schwarz!

Eben weil bei den Frauen die Liebe Licht ist, Sonnenlicht, lieben sie gewiß immer nur einen Gegenstand, wenigstens auf einmal; ihre Liebessonne hat nicht einmal eine Nebensonne! Bei den Männern aber ist die Liebe bloß Kerzenlicht, darum zünden sie aus Vorsicht stets zwei Kerzen an, man kann nicht wissen, wie Eins auslischt!

Mit der Liebe ist's wie mit dem Lateinischen, sie ist eine todte Sprache, und wird nur noch geschrieben!

Man hat der Natur gemäß dreierlei Freunde: den Schulfreund, den Jugendfreund und den Hausfreund. Mit dem Schulfreunde theilt man seine Prügel, mit dem Jugendfreunde seine dummen Streiche, und mit dem Hausfreunde seine ehelichen Donnerwetter, mit dem Unterschiede, über dem Haupte des Mannes donnert's und bei dem Hausfreunde **schlägt's ein!**

Die Männer bitten gewöhnlich in der Ehe den Hausfreund um sein Urtheil, die Hausfreunde aber sind redlich und denken philosophisch: um Jemanden zu beurtheilen, muß man sich zuerst auch an seine Stelle versetzen!

Niemand aber, m. f. H. u. H.! versetzt sich im Leben in die Lage des Andern, wenn er ihn beurtheilt und verurtheilt.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß er eher Mitleid bezeigt, als Beileid, deshalb er auch immer das Beileid verbittet. Mitleid kann man wie ein Geschäft abmachen, Beileid aber will mit Liebe gegeben werden! Mitleid ist eine Gabe der Natur, Beileid eine Gabe Gottes!

Warum, m. f. H. u. H.! sind die Gaben Gottes die wohlthätigsten? Weil sich der Geber gar nicht sehen läßt! Weil der Geber nicht nur da gibt, wo er glaubt, daß man's in die Zeitung setzen wird; weil der Geber nicht erst fragt um die Conduitenliste und die Schulzeugnisse des Unglücklichen, weil der Geber: Gott, gibt wie die Sonne ihr Licht, wie die Luft ihren Odem, wie die Natur ihren Segen, wie die Natur ihr Füllhorn ausschüttet auf Bös und Gut!

Man thue Gutes, wie die Natur,
Die niemals frägt und hält Gericht,
Nicht forscht nach des Empfängers Spur,
Ob er's verdient, ob nicht;
Sie nährt aus ihrem Hausgebrauch'
Das Fruchtfeld und die Wüste auch!

Der Thau, der aus Aurora's Schooß
Zur Erde mild herunterquillt,
Und Wäldern, Bäumen, Strauch und Moos
Den Durst der Sehnsucht stillt;
Er gießt nicht nur die Ros' am Strauch,
Er gießt die Dornen auch!

Die Thräne, die in's Auge steigt,
Die Wimper tröstend netzt,

Das Herz erleichtert, das gebeugt,
Mit süßem Trost' es letzt,
Sie labt nicht nur des Fürsten Aug',
Sie labt den Bettler auch!

Der Strahl, den aus dem Sonnenball'
Der Himmel uns beschert,
Der mit dem gold'nen Strahlenfall'
Das Weltall rings verklärt,
Verklärt nicht nur den Lebenshauch,
Verklärt das Grabmal auch! —

Die Natur des Menschen hat sich weit von der Natur der Menschheit entfernt.

Wissen Sie, m. s. H. u. H.! wenn jetzt Diogenes mit einer Laterne herumginge, um einen Menschen zu suchen, weswegen er die Stadt verlassen müßte? — Wegen unnützen Lebenswandels!

Der Mensch hat eine kuriose Natur, nicht nur der glückliche, sondern auch der unglückliche!

Wenn dem Menschen aus Zufall ein Glück zukömmt, so schreibt er sich's zu: ich habe ein Glück gemacht! Wenn ihm aus Dummheit ein Unglück zukömmt, so sagt er: „Das hat der Himmel so gefügt!" Jede Dummheit, die der Mensch macht, schreibt er den Sternen zu, immer ist es sein Gestirn, sein Unstern, sein Stern, der das gethan hat!

Zum Beweise, man lese unsere politischen Zeitungen, wo nur immer ein dummer Artikel ist, geht er von einem, zwei oder drei Sternen aus:

Dieser Umstand, m. s. H. u. H.! liegt wieder in der Natur unserer Zeitungen, unsere Zeitungen sind wie die Kalender, man findet alle Sterne, alle Himmelszeichen in ihnen, nur keinen Heiligen! Die Natur der Zeitungen ist, daß sie ihre Stimme für die Stimme der Natur halten, allein die Natur hat jetzt gar keine Stimme mehr, darum kann sie auch wegen plötzlicher Heiserkeit nicht erscheinen; die Stimmen in den politischen Zeitungen sind blos Kunststimmen. In unseren Zeitungen kann jeder seine Stimme einrücken lassen, aber die Natur der politischen Zeitung erheischt: Vor dem Einrücken muß man ausrücken!

Die deutschen Schriftsteller haben die unglückliche Idee, politische Schriftsteller sein zu wollen, und haben gar kein Talent dazu, denn wenn sie nur ein Bischen politisch wären, wären sie gar keine Schriftsteller! Sie haben auch die unglückselige Marotte, zu wünschen, ganz Deutschland möge ein Vaterland sein, und es ist doch ein Glück für sie, daß Deutschland mehrere Länder hat, denn der Prophet sagt: Man gilt nichts im Vaterlande, so ein Dichter und Prophet, wenn er in Bremen kein Prophet ist, kann er einer in Lübeck werden, ist er Vormittag in Reuß-Greitz kein Prophet, kann er Nachmittag in Reuß-Schleitz einer sein. Wenn ganz Deutschland ein Vaterland wäre, wie wollte ein deutscher Schriftsteller je ein Prophet werden?

Nun haben wir schließlich noch eine Natur zu erforschen, die Natur der „humoristischen Vorlesun-

gen"; die Natur des Humors besteht aus einer unbewußten Mischung von Weinen und Lachen, und wir haben jetzt eine Menge von Humoristischem, bei dem man nicht weiß, soll man lachen oder weinen!

Um aber Sie, m. f. H. u. H.! zu überzeugen, wie sehr ich Ihren geistigen Beruf als Naturforscher zu würdigen weiß, schließe ich, damit Sie zum wichtigsten Geschäfte der Naturforscher, zum Essen, kommen können!

Schiller's „Mädchen aus der Fremde" vor der Polizei.

Der Polizeipräsident zu X. hatte das Pulver nicht erfunden, weder das Schieß-, noch das Zahn-, auch nicht einmal das Rattenpulver. Es ist auch nicht nöthig, daß ein Polizeipräsident etwas erfinde, er soll blos auffinden. Der Polizeipräsident zu X. war auch kein Liebhaber und kein Kenner von Poeten und Poesien, er kannte nur die in seiner Stadt lebenden Dichter, die auf der Polizei zuweilen Censurvergehen halber eingesperrt wurden. Poesie und Polizei lieben sich gegenseitig nicht sonderlich, indessen hatte der Polizeipräsident zu X. doch einen Secretär, dem der Böse es angethan hatte, daß er einen Hang zu poetischen Erzeugnissen bekam, und er hatte unter den Acten immer einen Dichter liegen, d. h. einen gedruckten.

Eines Tages war dieser poetische Polizeisecretär eben beschäftigt, bei seinen Acten heimlicherweise Schiller's „Mädchen aus der Fremde" für seine Geliebte auszuschreiben, als der Präsident plötzlich eintrat. Der Secretär schob das abgeschriebene Gedicht schnell in die Acten hinein und machte sich an ein anderes, ihm eben vom Präsi-

denten aufgetragenes Geschäft. Indessen nahm der Präsident die Acten des Secretärs, die das Referat für ihn enthielten und ging in sein Bureau.

Hier fand er das Schiller'sche Gedicht, welches der Secretär auf einen Actenbogen hingeschrieben hatte. Er las und las, und staunte immer mehr, er glaubte, es sei ein Polizeibericht aus einem der umliegenden Dörfer.

„Sehr verdächtig!" sagte er, und legte die Hand an die Stirn; „mit jedem jungen Jahr erscheint das Mädchen!" — „Ein Mädchen schön und wunderbar!" — „Da steckt etwas dahinter!" Er klingelte heftig, und sein Secretär kam herein: „Eine schöne Bescherung!" rief er ihm entgegen, „da ist wieder so ein Einlauf von einem jungen liederlichen Mädchen oder was sie sonst sein mag, sehen Sie!" Er hielt ihm den Actenbogen hin, der Secretär gerieth in eine jämmerliche Verlegenheit und der Präsident fuhr fort:

„Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam."

Zum Teufel auch, hat man sie denn nicht nach ihrem Paß gefragt, sie muß doch irgendwo herkommen! und gar die Dummheit:

„Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm."

Wie ist das möglich, ein berittener Gend'arme wird doch wohl so ein dummes Ding von Mädchen einholen können, wenn er ihr gleich nachgeritten wäre. Aber auf dem Lande thun die Gend'armes gar nichts!"

Der Secretär wollte sprechen, allein der Präsident war so in Eifer gerathen, daß er mit aller seiner Amts-miene fortfuhr, und plötzlich rief er, wie von einem Blitz durchzuckt, aus: „Ha! mir fällt was ein, wie?

„— Eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.“

Also eine vornehme Person als Blumenmädchen? Sie, Herr Secretär, das ist entweder die Gräfin Wrisberg aus Braunschweig, die aus dem Gefängniß entsprang, oder vielleicht gar die Herzogin von Bery, wer kann's wissen! Die Indicien häufen sich immer mehr:

„Sie theilte Jedem eine Gabe“ u. s. w.

Sie will das Volk bestechen; das merk ich schon, und das

„Willkommen waren alle Gäste;“

das soll so einen Schein von Popularität auf sie werfen, sie sucht einen Anhang. Herr Secretär, da nehmen Sie den Polizeibericht wieder mit, begeben sich sogleich mit zwei verkleideten Polizeicommissären an Ort und Stelle, und schaffen mir dieses verdächtige „Mädchen aus der Fremde“, dieses landläuferische Blumenmädchen sogleich hieher, aber unter strenger Bedeckung, und machen Sie kein Aufsehen.“

Der geängstigte Secretär krümmte sich verlegen wie ein Spulwurm, bat demüthig um Verzeihung, und referirte unterthänigst, wie sothanes „Mädchen aus der Fremde“ blos ein Gebilde der Einbildungskraft, eine bloße Fictio sei, von einem wundersamen Kauz, Schiller geheißen, in so absonderliche Verse gebracht, zu Kurzweil

und eitel Zeitvertreib; daß aber an der ganzen Fabula kein wahres Wörtchen sei.

Da schimpfte der Präsident gewaltig auf den albernen Scribler, der seine pudelnärrischen Einfälle so einkleide wie ein Polizeibericht, und der Secretär wurde mit dem Verweis entlassen, sich mit solchem Schnickschnack nicht weiter zu befassen.

Humoralbriefe.

An J. von W. in B.

München.

Nein, so haben wir nicht gewettet, meine Holde! Ich habe Ihnen meinen kleinen Schreibefinger versprochen und Sie wollen die ganze Autorhand!

Sie sitzen in Ihrem Boudoir, Sie halten sich das niedliche Füßchen hübsch warm, und das fröhliche Herzchen hübsch kühl; der Postträger bringt Ihnen meinen Brief, die Grazien lesen mit Ihnen, sie legen ihn auf Ihre Toilette, zu Ihren Waschwassern und zum Freimüthigen, lächeln, und damit bin ich und Brief vergessen. Ja, wenn ich dieses Lächeln sehen könnte! —

Ich aber soll Ihnen, so wollen Sie es durchaus, meine Ansichten über Süd und Nord, über Wien, Berlin und München, über Literatur, Kunst, Geselligkeit — und was jetzt noch zur lieben Hausmannskost gehört, mittheilen.

> „Ich! eine arme Magd! unkundig des verderblichen Geschäfts!"

Auch über Politik? Ach Gott! was will eine Dame, eine reizende, schöne, junge Dame von Politik? Wenn

Sie wissen, daß der König von Frankreich wirklich König von Frankreich ist, so wissen Sie genug, und mehr als ich selbst mit Bestimmtheit weiß. Was brauchen Damen Politik? Wenn sie nur ihr monarchisches Herz mit constitutionellen Institutionen umgeben, wenn sie das Oberhaus des Verstandes immer in Einigkeit mit der Herzenskammer der Empfindungen einig haben!

Die Berliner Literatur? „gäb' es anders dergleichen!" ach, um die bekümmere ich mich nicht, das würden Sie gleich sehen an meinen vollen, frischen Wangen, an meinem heitern Blick, an meiner Eßlust.

Aber da kam mir heute ein Blatt des Holzliteraten Gubitz, dieses Blatt von dem Professor der Langweiligkeit, in die Hand, und ich sehe mit Erstaunen, daß die Bühnendichter sich wieder regen, und daß „unser lieber Gubitz", wie ihn alle Juden in Berlin heißen, vergaß, wie er sich mit seinem Häring=Timpe auf die Strümpfe machte, daß er wieder mein Freund genug ist, um in seinem Blatte gegen mich losziehen zu lassen! Ich sehe, er hat einen „Zimmermann" gefunden, er bleibt doch hübsch bei seinem Metier, Holzschneider und Zimmermann.

Ach, meine Schöne, lesen Sie doch die ästhetische Diarrhöe dieses jungen Doctors; o junger, hoffnungsvoller Zimmermann, fahre so fort, Du kannst noch einmal eben so berühmt werden, wie Herr Gubitz und sein Gesellschafter im Holzschneiden, und bei den Berliner Banquiers für Geist und Herz zu Tische gebeten werden.

Sehen Sie, meine verehrte Freundin, die Berliner Bühnendichter und die Bourbons, sie haben in ihrem Unglücke nichts gelernt, sie haben nichts vergessen. Nach der ersten Restauration, d. h. als ich Berlin verließ, und Gubitz, Häring und Förster allein sich wieder breit machten auf dem papiernen Journalthron, haben sie nicht, doch nicht gelernt zu schweigen, in Demuth zu schweigen über mich, der ich ihnen schon einmal in conspectu populi einen Schilling gegeben, daß sie geflennt haben wie die Schulknäblein, und hübsch artig wurden, und mir ein Patschhändchen gaben und versprachen, sie wollen es nimmer thun, ich möchte nur die Ruthe verstecken. Aber trau' einer einmal ungezogenen Kindern! Sie sagen jetzt wie die Russen: „Gott wohnt hoch, und der Saphir wohnt weit." Ruhig Kinderchen, der Witz hat noch einen längern Arm, als die Dummheit; ich sage euch noch einmal: „ruhig Kinderchen!"

Ich glaube, daß es wahr ist, meine schöne Freundin! was Sie mir schreiben, daß die Berliner ausrufen:

„Ist denn kein Saphir unter uns!"

wenn sie sehen, wie die knorrige und knurrige Krüppelholzliteratur im Sande wieder wuchert und sich breit macht. Gelassen, meine lieben Freunde! euch kann geholfen werden! Ich will diese Pharaos wieder heimsuchen, welche die Kinder meines Geistes nicht in Frieden wollen ihres Weges ziehen lassen. Kömmt so ein lederner Bemerker-Zimmermanns-Lehrjung, und beschimpft mich, und sagt, er wolle zugeben, ich habe Witz! Wie viel

solche Zimmermänner und Gubitze muß man denn zusammenstoßen, bis sie begreifen, was Witz ist?

O, daß euch der Börne hole!

Sie wissen ja selbst, meine geistreiche Freundin! wie sie Alle vor Börne und Heine auf den Knien lagen, wie ihn der Gubitz angesellschaftet, der Häring angehäringt, und der Förster angebefräthelt hat, wie sie mit den Blähungen dieser Männer aus dem humoristischen Feuerofen, wie mit Weihrauch, vergötternd in ihren Blättern herumräucherten, wie sie um Börne's Geist wedelten, wie die Möpse um die edle Dogge, und dann, als Börne und Heine in ihrem politischen Schnupfen, den sie sich in der Pariser Zugluft holten, gegen das heilige, deutsche, römische Reich bluthüstelten, und gefährliche Gedanken ausnießten, da, o glückliches Deutschland, da bewies Häring im Bock-Narren-Haus-Blatte, Börne sei ein Jude; darauf lächelte er, und Preußen war gerettet! Er bewies, Börne sei ein dummer Kerl, und Deutschlands Ruhe war hergestellt, und ein Berliner Geheimrath lud ihn zum Thee, klopfte ihm auf die Achsel, und sagte mit dreifärbigem Ton: „Sie sind ein Patriot!" und Häring bat sich den Patrioten schriftlich aus, um ihn seinen Kindern zu hinterlassen, die vielleicht einmal dadurch Hofräthe werden können!

O, daß euch der Börne hole!

„Habt ihr ihn gelesen, den Häringsalat?" Wie schmeckt er? —

Rathen Sie, meine Freundin! doch dem Herrn von Holtei, da er doch für die Armenspeiseanstalt lies't, er möchte diesen Häringsalat lesen. Der wohlthätige Mann! Wenn auch die Armen nicht durch diese Vorlesungen gespeis't werden, so können sie doch hineingehen, und den Appetit verlieren, das kömmt dann auf Eins heraus!

Sehen Sie, meine edle Freundin! die Satyre ist stärker als die Freundschaft; jetzt erst habe ich Lust, ein wenig nach Berlin zu kommen; ich muß sie wiedersehen, ich muß zu Gubitz sagen;

»da mihi Basia mille!«

Meine Seele lechzt nach dem Anblicke von Bühnendichtern!

Wahrlich, ich will sie von nun an wieder in die Zucht nehmen, die wieder auf Tisch und Bänke springen; ich will es der Residenz erzählen, wie man Berliner Literat wird. Doch zuerst eine kleine Antwort auf Ihr Begehren in Hinsicht der Städte Wien, Berlin und München.

An J. von W. in B.

München.

Ich soll Ihnen, meine geistreiche Freundin! meine Ansichten über die Städte Wien, Berlin und München mittheilen, und zwar, so sagen Sie, in jenem leichten, ungenirten Tone, wie ich mit Ihnen Abends stets zu plaudern pflegte. O! man plaudert viel angenehmer und

leichter, wenn man in Ihre zwei plauderhaften blauen Augen schaut, und die geistreiche Regung Ihres Angesichtes mich anregt! Geben Sie mir vor Allem den Archimedespunct außer diesen drei Städten, denn ach, in Wien will man keinen Humor, in München versteht man keinen Humor und in Berlin will und versteht man den Humor, um ihn — zu hassen.

Wien ist eine große Stadt, Berlin ist eine Stadt, die groß ist, und München ist groß wie eine Stadt. Das Leben in Wien ist ein flottes, frohbewimpeltes Schiff auf der schwellenden und frischströmenden, blaulachenden Donau; das Leben in Berlin ist ein gefirnißter, trockener, aber ästhetischer „Aeppelkahn" auf der philosophisch dünnen Spree, und das Leben in München ist ein bequemer, behaglicher, wohlverproviantirter, aber flacher Floß auf der gutmüthig fortschmollenden Isar.

Die Stadt Berlin hat die fixe Idee, eine Stadt sein zu wollen, so wie die Mittwochsgesellschaft glaubt, eine Gesellschaft zu sein. Berlin aber ist blos ein Gesellschaftsspiel von Häusern. Die Häuser sind zusammengekommen, um Thee zu trinken, und haben neben einander Platz genommen, sie stehen neben einander, große und kleine, wie Minister und Referendare, steif, lächelnd und leblos. Die große Friedrichsstraße ist die Leibbinde Berlins, aber nicht ihr Anmuthsgürtel; mir ward immer in ihr zu Muthe wie in Goethe's westöstlichem Divan. Da ist alles hübsch glatt und fein und geschniegelt und zierlich, aber kalt und schroff, Blumen ohne Duft, Nachtigallen ohne

Stimme. Wenn man in der Mitte dieser Straße steht, hat man keine andere Empfindung, als daß diese Straße zu dem einen Thore hereinspaziert, um zu dem andern gegenüber wieder herauszuspazieren. Ein jedes Berliner Haus ist, wie ein jeder Berliner Mensch, ein freier gebildeter Egoist, es schließt sich blos aus Convenienz und weil es sich so schickt an die andern Häuser an, aber nicht aus Herzensdrang, aus Neigung zur Geselligkeit.

Ich bin überzeugt, meine verehrte Freundin! wenn die Berliner Häuser in eine Conditorei gingen, jedes Haus würde sich an einen andern Tisch setzen, und das Haus von der Jerusalemsstraße würde bei sich von dem Hause in der Königsstraße sagen: Der Racker! Der Geist der Civilisation, ein Commandostock, hat den Berliner Häusern anbefohlen, sich in Reih' und Glied zu stellen, Brust heraus! Sie bilden Straßen, blos um die Menschen höflich durchzulassen, und ein Haus steht neben dem andern da, damit sich des Nachbars Haus ja beileibe nicht auf seinen Platz stelle! Die Stadt, wie ihre Literatur hat keine Höhen, keine Thürme, keine Glocken, blos Knarren. Der große Opernplatz allein ist ein gebautes Feenmärchen, ein steinernes Epos mit lyrischen Episoden, und das anspruchlose bescheidene Haus mit seinem anspruchlosen, liebenswürdigen, herzens- und gemüthsklaren König, mit seiner Brust voll reiner Menschenliebe und Gerechtigkeit, dieses Häuschen ist der Zauberstab dieses Feengemäldes! Alle andern Plätze scheinen blos zur Schildwach auf ihre Stelle beordert zu sein,

und warten mit Langeweile auf die Ablösungsstunde. Die Straßen nehmen sich eine die andere nicht in den Arm, oder wie man in Berlin sagt: sie fassen sich nicht unter, um durch die Stadt zu laufen.

Da ist es in Wien ganz anders, meine schöne Freundin! da laufen alle Straßen Arm in Arm, oder wie man in Wien sagt: mit verschlenkertem Arm wie herzensliebe Freunde durch die ganze Stadt; kommt ihnen eine andere Straße in den Weg, ei, da wird ein bischen angehalten und freundlich die Köpfe zusammengesteckt. Die Häuser stehen da und rufen sich gemüthlich „guten Morgen" oder „guten Abend" zu, und plaudern hinüber, mit den Häusern gegenüber, und es scheint immer, als wenn sie noch nicht aus einander könnten, weil sie sich noch immer etwas ins Ohr zu flüstern haben. Ein Wiener Haus ist auch wie ein Wiener Mensch; sieht er irgendwo ein anderes Haus stehen, da stellt es sich gleich freundlich und gutmüthig und gesellig zu ihm hin und macht seine Bekanntschaft, und wenn wir die Sprache der Häuser verständen, so würden wir hören, wie ein Haus zum andern sagt: „wollen wir heute Abends zum Sperl gehen? da gibt's a delikat's Schnitzl, kommen's mit mir!"

Jedes Haus in Wien ist eine liebliche, freundliche, schalkhafte Donaunixe, und singt den Vorübergehenden zu:

„In meinem Schlößlein ist's gar fein u. s. w.
Komm Ritter, kehre bei mir ein."

Den Wiener Häusern sieht man es an, daß Menschen darin wohnen; den Berliner Häusern sieht man es an, daß Berliner in ihnen wohnen.

Es ist in Deutschland Gewohnheit geworden zu sagen: „In Berlin athmet und denkt man frei, in Wien athmet und denkt man ängstlich.“ Ich weiß es nicht, mein Brustkasten hat kein Gedächtniß, aber so viel weiß ich, daß man in Berlin nicht mit der Brust, sondern mit dem Gehirn athmet und fühlt, und daß man in Wien mit dem Herzen denkt. In Wien drückt man sich gegenseitig an das Herz; in Berlin drückt man sich an den Kopf.

Doch ich wollte ja vorerst bloß von der Stadt qua Stadt sprechen; von den Menschen, Schriftstellern in meinen späteren Briefen.

Der Stephansthurm! Dieß eine Wort schlägt tausend Berlins todt! Er steht da wie ein ernst freundlicher Großvater unter den zahlreichen Häuser-Enkeln, die um seine Knie herumspielen und die Händchen zu ihm emporstrecken. Ich bin oft in Wien den ganzen Tag über ein wüster Mensch gewesen, und die halbe Nacht dazu; mein Kopf hatte von all' dem Treiben und Toben oft Sodbrennen, und mein Herz den Katzenjammer; da setzte ich mich noch um zwölf Uhr hin vor Benko's Caffeehaus, und sah hinauf an Sanct Stephan, der da stand wie ein erhabener Mahner, wie ein aufgehobener Zeigefinger des Gewissens, wie ein ewiger, unbekannter Warner, gehüllt in seinen Schattenmantel, der in Riesenfalten über

die colossalen Glieder niederfloß: da ebneten sich die wild bewegten Wogen meiner Brust vor dem stillen Segensanblick dieses frommen, altergrauen Greises. Friede und Ruhe zog in meine Seele ein, ich ging als ein guter Mensch wieder nach Hause, wenn es auch die Wiener Polizei mir nicht immer glauben wollte?

Jedoch, ich höre Sie schon ungeduldig ausrufen: München, München, kommen Sie doch einmal zu München!

Hier, meine Schöne, kratze ich mich, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ein Bedeutendes hinter dem Ohre, hüstle, nehme eine Prise, trinke ein Glas Pichlbräubier, seh' mich um und beginn' schüchtern: München, meine Holde, ist ein Häuserstiefel, ein antiker Ballen, neu modern vorgeschuht mit gothischem Absatz. München wird in zwei Theile eingetheilt, in die Münchener Stadt und in die Stadt München. Ich will Ihnen das in meinem nächsten Briefe erklären.

An J. von W. in B

München.

Sie haben mir also gezürnt, meine schöne Freundin! gezürnt über meine Ansicht der Berliner Straßen? Das hätte ich sehen mögen, es hätte mich gar zu sehr gefreut! Das blaue Koller-Aederchen hätte ich sehen mögen, wie es auf dem Elfenbeinthrone der Gedanken auf Ihrer Stirne anschwoll, und wie aus Ihrem klaren

Augenhimmel kleine Zornblitze fuhren; ich hätte keinen Blitzableiter auf mein Herz gesetzt, sondern ich hätte sie alle einschlagen lassen! Sie haben gezürnt! Wenn das ist, so wird noch aus der Taube ein Lämmergeier, und aus Gubitz ein Schriftsteller!

Sie zürnen, und bitten dennoch um die Fortsetzung meiner Briefe? Wie? wenn ich nun auch zürnte? Wenn ich nun meine Briefe, eben da, wo sie anfangen, himmlisch interessant und göttlich geistreich zu sein, abbräche, und Sie Ihren Freundinnen beim nächsten Thee nicht Wort halten könnten, und Ihnen die versprochene Schilderung Münchens von Saphir nicht vorlesen könnten?! Es wäre gräßlich! Sie müßten dann vielleicht noch ein Gedicht: „Den Tod des Trompeters", aus der Mittwochsgesellschaft anhören! Nein, ein Bösewicht bin ich zwar, aber ein Barbar bin ich nicht! Den „Tod des Trompeters" sollen Sie, meine geistreiche Freundin, nicht sterben!

Sie glauben gar nicht, was wir hier über „den Tod" gelacht haben! Die Mittwochsgesellschafter sind doch komische Leutchen! Sie setzen einen Preis aus auf das beste Gedicht; Chamisso gewann den Preis; das hätte ein Blinder vorausgesehen! Einen Dichter haben sie in der Gesellschaft, und setzen einen Preis aus, ob er über sich selbst den Sieg davon tragen wird. Aber es ist nichts so übel, es hat doch seine gute Folgen; hier ist eine seit zwölf Jahren an Melancholie leidende Frau durch das Gedicht curirt worden, welches der

Schau-Dichterspieler von Holtei bei diesem Hohl-Bein-Todtentanz nach Raimunds-Aschenlied sang, und im Junggesellschafter abdrucken ließ.

Schon bei den ersten Zeilen:

„Wer trägt sein graues Haar
So stolz (?), so wunderbar?
Kein Jüngling trägt es so,
Das ist der Chamisso! (!!!)
Er lebe!"

fing die Melancholische an bedeutend zu lachen. Aber als wir die zweite Strophe lasen, da war sie complet genesen:

„Der die geschälte Frucht
Des Cocus aufgesucht,
Trinkt lieber unsern Wein, (Grünberger?)
Läßt Wilde Wilde sein,
Und steigt als Musenmann (Muselmann?)
Kühn zum Parnaß hinan,
So mög' er rüstig stehen,
Mög' herrlich weiter gehen,
Er lebe!"

Der gute, biedere, geistreiche Chamisso! womit hat er das verdient?! Chamisso wird sich nun nicht zu rathen wissen; er soll „rüstig steh'n" und „weiter geh'n"; „det jienge wohl, aber es jeht nich!"

Und Sie klagen über Langeweile? Sie verstehen es nur nicht, die unendliche Komik der Berliner Literatur so heraus zu finden! Darin will ich Sie doch in meinen spätern Briefen unterrichten, und jetzt in meiner begon-

nenen Eintheilung Münchens in die „Stadt München" und in die „Münchner Stadt" fortfahren.

Sehen Sie, meine schöne Freundin! der Unterschied, den ein Wort vor- oder nach-gesetzt bewirkt, werden Sie aus dem französischen »femme-sage« und »sage-femme« am besten beurtheilen können.

Die „Münchner Stadt" ist eine gute, ehrliche, treuherzige, gutzuleidende, hübsche deutsche Frau von altem Schrot und Korn; die „Stadt München" ist eine vornehme, neumodische, schöne steife und gezierte Dame. In der „Münchner Stadt" wohnen Männer, und Weiber und Kinder, in der „Stadt München" wohnen Herren und Damen und junge Herrschaften. Die „Münchner Stadt" (beiläufig gesagt derjenige Theil der Stadt, in welchem ich wohne) erstreckt sich vom Sendlingerthore bis zu der Theatinerkirche, vom Carlsthore bis zum Isarthore. In diesem Umkreise liegt die gute, freundliche, ehrliche Haut, die „Münchner Stadt!" Jedes Haus sieht aus wie ein Münchner Bürger, schlicht, einfach, ehrlich, treuherzig und geradezu. Da ist kein Zwang, keine Verstellung, wie sich jeder Münchner von Angesicht so gibt, wie es in seinem Herzen ist, so schaut hier gerade jedes Haus so aus, wie es inwendig beschaffen ist. Die Häuser in der „Münchner Stadt" haben keinen äußern Prunk, keinen leeren Schein, aber sie stehen so freundlich, so bekannt und so fidel da, daß es eine Freude ist. Die Häuser stehen neben einander, als wären sie plötzlich alle herausgelaufen, um etwas zu schauen, was auf der

Gasse vorgehet: sie sind gar nicht recht angezogen. Ein Haus steht da in Hemdärmeln, das andere hat eine kurze, blaue Jacke an; ein drittes lehnt sich seinem Nachbar ganz bequem auf die Schulter; ein viertes steckt seine Erker-Nase ganz schnippisch in die Straße hinein: ein fünftes hat ein Bein in die Höhe gezogen, und balancirt auf einem Fuße: ein sechstes hat den ersten Stock herausgebogen, und sieht damit bei sich selbst zu ebener Erde ins Fenster hinein; ein siebentes hat sein Dach, wie eine Mütze, tief in die Augen gesetzt, damit die Sonne es nicht blende; ein achtes zog das Dach bis über die Nase herab; ein neuntes setzt sein Dach schräg und hochverwegen auf's linke Ohr u. s. w. Hier macht ein Haus ganz kleine, verliebte Fensteraugen, und reißt dabei den Thor-Mund gewaltig auf; daneben hingegen macht ein Hausgang große, gewaltige Fensteraugen, und ein kleines Thür-Mäulchen, wie eine schnippische Kammerzofe, wenn sie gerne küssen mögte, und doch nicht möchte! Bald scheint ein Haus das andere auf den Rücken zu nehmen, und ein anderes steckt seinen Kopf dazwischen, und sagt: „Was hobt's es denn mit einander?“ Da steht ein Haus, dem die Strümpfe über die Beine des ersten Stockes hinunter schlottern, und dicht dabei ein anderes, das eben sein neues, gelbes Kamisol angezogen hat. Kurz, die Münchner Stadt ist was eigenthümlich Freundliches, und so etwas, was einem wohl thut und wohlgefällt, eben weil Alles so ungenirt und doch so kommod und herzig ist. Die Stra-

ßen in der Münchner Stadt sind Volkslieder, und jedes Haus darin ist ein naives und liebes Schnaderhüpferl. Zwischen diesen Schnaderhüpferln gibt es auch einzelne Steinclassiker, „Bräuhäuser“ genannt. In diesen Steinclassikern ist Malz und Hopfen nicht so verloren, wie in andern großen Steinclassikern der modernen Zeit. Bairisch Bier! Ach, meine Schöne, davon haben Sie keine Idee! Was ist Ihr Berliner Weißbier gegen unser Bairisch Bier! Ungefähr eben das, was eine kühle Blonde in Berlin gegen eine heiße Brünette in München ist. Die hiesigen Bräuhäuser sind die ersten und tüchtigsten Stützen des Staates, und die Eigenthümer thun dem allgemeinen Besten mehr Nutzen, als die Mittwochsgesellschaft in Berlin.

Da habe ich das Conversations-Lexikon nachgeschlagen im Buchstaben P. Da fand ich:

„Pauline, Prinzessin von Wolfenbüttel“

eine Seite voll; über:

„Periode“

drei Seiten in unendlichen Perioden; aber nirgens fand ich „Pschorr“.

Pschorr ist aber ein Mann, der für die Mitwelt mehr reelles Verdienst hat, als die hochselige Prinzessin und als alle Perioden. Er besitzt das erste und größte Bräuhaus unserer Zeit, und bezahlt dem Staate an 100,000 fl. jährl. Malzaufschlag.

Nun frag' ich Sie, meine holde Freundin! verdient der Mann, den noch überdem bürgerliche Tugenden

schmücken, nicht eben so gut eine Stelle im Conversations-Lexikon, als Papst Alexander und das deutsche „Postwesen?" Allein der Weg, den das Conversations-Lexikon zum Nachruhme anweiset, führt durch ein Durch-Haus, durch Brock-haus. Das Conversations-Lexikon fabricirt Nachruhm von Brock-hausgnade, und wir werden bald darin lesen: „Mad. Brockhaus, gewesene Komödiantin Wagner, unsterblich durch ihr Talent, mit dem sie Mars, Schröder, Crelinger u. s. w. überstrahlte."

Die „Münchner Stadt" hat noch ein Prädicat: „Au" genannt, eine Vorstadt, mit welcher sie durch die Copula der neuen Isarbrücke zusammenhängt. Sehen Sie, meine schöne Freundin! diese herrliche Brücke, die kühn und frei, wie der Sprung der Iris, von einem Ufer an's andere springt, sehen Sie, diese edle Symplicität, diese zweckmäßige Gediegenheit, und doch beschwingte Leichtigkeit. Der Baumeister dieser Brücke hat sich damit ein unsterbliches Verdienst um die Stadt München erworben. Es war der städtische Bau- (nicht Geheim-Rath Herr Probst, der nun selbst schon die lange Brücke zwischen Zeit und Ewigkeit passirt hat und mit dem Segen und theueren Andenken seiner Mitbürger einging in eine Welt, wo das wirkliche Verdienst belohnt wird, und wo kein Anderer für uns den Lohn einstreicht für das, was wir auf Erden gebaut haben. Die Brücke ist herrlich, aber kein dankbarer Stein nennt den Namen des Erbauers; kein Lohn schmückte die sorgenumzogene Schläfe des würdigen Meisters. Nur der edle biedere

Magistrat Münchens belohnte aus eigenem gerechten Antriebe sein Verdienst, und ehrt auch in der Familie des Verstorbenen seinen Werth und Charakter.

Doch genug von der „Münchner Stadt"; ich komme zu der „Stadt München"; bis dahin leben Sie wohl, meine schöne, liebreizende Freundin!

Die „Theatinerkirche steht majestätisch und erhaben am Ende der Theatiner-Schwabingerstraße, und ruft der Münchner Stadt ein „Halt" zu. Hier beginnt die Stadt München, das neue Athen; da hören die Häuser auf, und die Gehäuse beginnen. Die Wohnungen sind zu Ende, und die Logements fangen an. Sie treten da, meine holde Freundin! aus der Prä-Klenze'schen in die Post-Klenze'sche Bauwelt; hier fangen die Häuser an, die eingegraben werden, bevor sie geboren sind, und ausgegraben, wenn sie ihr seliges Ende erreicht haben.

Die „Ludwigsstraße" gewährt einen imposanten, großartigen Anblick; die Häuserreihen rechts und links stehen wie ein Phalanx da, und der Totaleindruck dieser Steinschöpfung ist wahrhaft erhaben, den weitaussehenden und geistig großen Intentionen König Ludwig's angemessen. Wie auf das schöpferische „Werde" entsprang durch König Ludwigs Geist diese riesige Straße und eine neue Welt von Bauten im edelsten Style diesem sonst verödeten Theile Münchens.

Wer von dieser Seite in München einfährt, wird von dem Anblicke dieser prachtvollen Straße und den sie

umgränzenden, theils fertigen, theils noch unvollendeten Prachtgebäuden freudig überrascht werden.

Mit der Schönheit dieser Stadt München geht es aber, wie mit jeder Schönheit, wie mit den schönsten Frauen, sie sind im Ganzen schön, in's Einzelne aber darf man nicht eingehen; der Zergliederer der Schönheit ist zugleich ihr Mörder.

So wie Jean Paul sagt: „Architectur ist gefrorne Musik," so paßt dieser Ausdruck wohl in soferne, als die Baukunst, wie Poesie und Musik, im Ausdruck des Geistigen eine Kunst der Zeit ist, an und für sich aber ist sie eine Kunst des Raumes, das ästhetische Wohlgefallen ist bei ihr der untergeordnete Theil, und die nützliche Zweckdienlichkeit ist ihre Basis und Grundbedingung. Ich möchte die Architectur den „Styl der Steine" und die Häuser und Gebäude „gebaute Briefe und Aufsätze" nennen.

Die architectonische Schönheit der Form eines Hauses ist seine Kalligraphie, seine innere Structur aber die grammatische und syntaxische Richtigkeit, die richtige Eintheilung der Verhältnisse der innern Theile zu einander die Orthographie, und die gehörige Eintheilung der Gänge, Corridors, Treppen u. s. w. die Interpunctionszeichen.

Nun kann ein Brief kalligraphisch ein Meisterwerk sein, und von grammatischen und orthographischen Böcken wimmeln, eben so die Steinbriefe, Häuser genannt. Dieses ist auch bei einzelnen Bauten in der Stadt München der Fall; da scheint einem manches Haus wie ein

Argus mit unzähligen Augen an; aber es thäte Noth, daß seine Bewohner, wie jene Besatzung des Schlosses der verzauberten Prinzessin Sinelinde, Flügel besäßen, um hinein zu gelangen, da Thüre und Thor so schmal sind, daß kaum ein Seufzer der schmachtenden Ritter durchdringt.

In diesem Theile der Stadt, meine theuere Freundin! finden Sie hingegen wieder Schöpfungen, die den Ruhm ihres königlichen Gründers auf die Nachwelt übertragen werden.

Der „Bazar" mit seinen wunderherrlichen Arkaden und geschichtlichen Fresken, die gewiß von unsern Enkeln gerechtere Würdigung erhalten werden, als von den Vätern der Väter unserer Enkel. Da ist auch die „Glyptothek", dieses neue, steinerne Nibelungenlied, voll Duft und Poesie, in welchem der Hort der Antiquitäten königlich aufbewahrt ist. Auch dieses unvergleichliche Gebäude, welches auf dem Continente seines Gleichen nicht hat, hat das Schicksal gehabt, nach seiner Vollendung noch ringsum abgegraben werden zu müssen, welches einem Witzbolde zu der Bemerkung Anlaß gab: Dieß Gebäude entspricht doch dem größten Theile seines Inhaltes, es ist auch ganz und gar wie eine Antique ausgegraben worden.

Auch die „Pinakothek" wird ein feenartiges, imposantes Gebäude, entsprechend dem hohen Zwecke des kunstsinnigen Regenten.

Ich bedaure, meine schöne Freundin! daß Sie nicht der letzten Ständeversammlung beigewohnt haben; unsere

Redner nahmen alle Steine dieser Bauten in den Mund, um dadurch Demosthenesse zu werden! Gar Mancher verwechselte die unbairischen Namen Glyptothek mit Hypothek, und Pinakothek mit Apothek. Für die Kunst sollte gar nichts gethan werden; so will es das Völkerglück! O, meine edle Freundin! wenn wir es einmal erleben, daß Deutschland ein einziger, constitutioneller Staat wird, dann lassen wir unsere Kinder nicht mehr lesen und schreiben lehren!

Doch ich komme zu meiner Stadt München zurück; ich trete nie aus der Münchener Stadt in die Stadt München, ohne daß mich ein Haute-volée — Frösteln überfällt; die Häuser haben da eine solche vornehme Education, daß meine Seele immer Glacéhandschuh anzieht, wenn sie dieselbe anschaut.

Aber schon sehe ich Sie, meine Theuere, ungeduldig die halbaufgeworfene Purpurlippe zucken, und ausrufen: Genug von den Stein-Futteralen, nun auch etwas von den Bewohnern.

Sachte, sachte, meine schöne Versucherin! das ist ein delicates Pünctchen! Ich will mich aber schon so aus der Affaire ziehen, daß ich nicht ungezogen sein, und doch so ziemlich hart an der Wahrheit vorbeischiffen werde.

Man könnte im Kurzen sagen: „Das Beste an den Münchnern das sind die Münchnerinnen, und das Schlimmste an den Münchnerinnen das sind die Münchner.

Es interessirt sie als Frauenzimmer gewiß am allerersten, von unserm schönen Geschlechte zu hören, und ich will, wenn sie es den schönen Münchnerinnen nicht wieder sagen wollen, Ihnen reines Bier einschenken.

Als ich nach München kam, überraschten mich drei Dinge vorzüglich: Die Schnelligkeit der Wasser, die Zahmheit der Vögel, und die Gesprächigkeit der Frauenzimmeraugen.

Wenn Sie in den englischen Garten gehen, in diese unvergleichliche, humoristisch-gemüthliche Schöpfung, in diesen botanischen Hesperus, da laufen Ihnen die Wasser mit einer kühlungsaushauchenden Frische und Lebendigkeit vor und neben Ihnen her, als liefen sie vor schäkernden, nachlaufenden Najaden davon; es ist ordentlich, als ob der Strom ein Weiberbrieflein wäre, das stets „in Eile" geschrieben wird. Es ist unbeschreiblich, welche eigene, anmuthige Lebendigkeit diese Rapidität der Wasser dem ganzen Garten verleiht. Wenn Sie sich darauf in dem Hofgarten unter einen Baum setzen, hüpfen die Vögelchen von Zweig zu Zweig herunter, setzen sich Ihnen auf die Schulter, gucken Ihnen klug und helle in's Auge, und picken den Brosamen aus Ihrer Hand.

Und nun die Augen der Münchnerinnen! Ich habe schon so viele Augen gesehen, in viele Augen zu tief gesehen, ich habe die Augen der Wienerinnen in niederösterreichischer Mundart reden gesehen; ich habe die Augen der Berlinerinnen sprechen gesehen, Augen, die immer den Dativ, wo andere den Accusativ setzen, Augen, die

mir und mich auf einmal blinzeln; ich habe die Augen der Pariserinnen plaudern gesehen, Augen, welche constitutionelle Monarchien mit republikanischen Institutionen proclamiren, Augen mit Tricolorblicken, die einem weiß machen, sie könnten noch roth werden, wenn man sie blau anlaufen läßt; ich habe die Augen der Engländerinnen flüstern gehört, Augen, die wenn sie noch so softy sind, doch einen Lord vom Wollsack aus dem Concept bringen können; aber alle diese Augen sind Stotterer und Stammler gegen die Augen der Münchnerinnen! Ein Münchner Frauenauge ist ein geborner Volksredner! Es liegt ein ganz eigenthümliches Leben, eine eigene Anmuth in der Beweglichkeit dieser Augen, und ich habe einmal einem Fremden, der mir sagte, er sei verlegen, wie er die Art des Blickens der Münchner Frauenzimmer nennen sollte, geantwortet: „Man kann sich nicht anders ausdrücken, als: ihre Augen trällern fröhlich, und ihre Blicke summen die Melodie: „Freut euch des Lebens" durch die lieblich beschatteten Wimper."

Es gibt manchmal Schönheiten, die einem groß ansehen, und dennoch kann man davon nichts anderes sagen, als: „Sie hat mich mit ihren schönen Augen angegähnt!" Andere werfen einem einen Blinzler zu, daß man glaubt, ihre Augen haben genießt, und ich denke mir immer bei einem solchen Blicke: „zur Genesung! Aber in dem Blicke der Münchnerinnen liegt eine freundliche Offenheit, ein unbefangenes Frag-Amt: „Wo ist der Herr her? was will der Herr? wo geht

der Herr hin? was ist's mit dem Herrn? der Herr kann mir gestohlen werden" u. s. w.

Es ist eine wahre Freude, in diese Augen zu sehen, die anspruchlos, ohne Absichtlichkeit, so freundlich und liebreizend in die Welt hineinschauen, und das schöne Licht, das sie einsaugen, mit doppeltem Glanze wiedergeben.

Im Verhältnisse zu den Augen sind die Münchnerinnen größtentheils schön, edelgefärbt, im Bau harmonisch, eher etwas voll als schmächtig, und im Gange ungezwungen, leicht und graziös. Blos ihre Füße würden sich etwas betreten fühlen, wenn ich große Dinge von ihnen sagen wollte; eine Tugend, in welcher sie mit dem ganzen Norden auf gemeinschaftlichem Fuße leben.

Die Riegelhauben und die Riegellocken streiten schon lange um den Vorrang der Schönheit, d. h. die bürgerlichen Schönheiten und die characterisirten Schönheiten. Indessen hebt sich das wieder; wir haben hier bürgerliche Schönheiten mit adeligen Physiognomien und adelige Schönheiten mit bürgerlichen Physiognomien.

Im Umgange, in Bildung, in Geist und Gemüth steht das Münchner schöne Geschlecht zwischen den Berlinerinnen und Wienerinnen mitten inne; es besitzt nicht die Prüderie und Affecterie mancher Berlinerinnen. Dafür hat es aber auch nicht jene sociale Conversations-Classicität der Wienerinnen. Sowohl in moralischer als geistiger Ausbildung steht das Münchner schöne Geschlecht höher, als das männliche.

Geburts-Schein, Impfungs-Schein, Schul-Schein, Wander-Schein, Heimaths-Schein, Geleits-Schein, Schuld-Schein, Post-Schein, Empfang-Schein, Trau-Schein, Todten-Schein,

oder:

Wie soll der Mensch auch nur zu einem Bischen Wahrheit kommen, wenn er sein ganzes Leben lang nichts zu thun hat, als „Schein" zu sammeln?!

Jeder Mensch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! muß einen Geburtsschein haben, sonst glauben ihm die anderen Menschen gar nicht, daß er geboren worden ist. — Wenn ein Mensch seinen Geburtsschein verliert, so ist er verloren; dann muß er erst suchen, einen Schein über den verlorenen Schein zu bekommen! —

Es ist überhaupt eine Güte vom lieben Himmel, daß der Mensch gar geboren werden darf, ohne früher erst einen Geburtsschein zu haben. So ein Geburts-Schein oder Tauf-Schein ist der größte Grobian auf der Erde, er ist nicht nur grob, sondern er verbittert uns das Leben. Wie glücklich sind die Türken, m. f. H. u. H.! kein Türk weiß, wie alt er ist, deshalb lebt die Türkei in

ewig glücklicher Kindheit. — Vielleicht daß ihr jetzt das Schicksal bei ihrer Wiedergeburt auch einen Schein ausstellt.

Ich fürchte nur, der Mond wird bei Neulicht noch weniger Schein haben! Die Türken sind reell und vorsichtig, sie haben keinen Trau-Schein, sie vermeiden selbst den bösen Schein. Auch in der Liebe sind sie reell und solid, noch nie hat man von einem Türken gehört, den der Gram der Liebe getödtet hat.

Zwei Wesen gibt es, die von den Frauenzimmern gründlich gehaßt werden; der Geburts-Schein und der Tauf-Schein! Wie gerne würden sie oft diese Scheine auswechseln.

In dem Geburts-Schein des Menschen wird angegeben, wo er geboren worden ist, wann er geboren worden ist, nur nicht wozu er geboren worden ist, und es wäre doch so leicht, denn man weiß ja, der Mensch ist geboren worden zu leiden oder zu heirathen, also auf jeden Fall zu leiden. — Bei jeder Heirath, m. f. H. u. H! steht der Mensch als Staatsbürger zwischen zwei Pflichten: die eine Pflicht gebietet ihm zu heirathen, denn es soll sich kein Staatsbürger einer allgemeinen Camalität entziehen! — auf der andern Seite gebietet ihm seine Pflicht als Bürger, nicht zu heirathen, denn „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht".

Ein jeder Witwer, m. f. H. u. H.! ist nichts als ein mit erhöhtem Character in Ruhestand versetzter Kriegs-Beamter! — Zu allen Angelegenheiten des Lebens braucht, sucht und bekömmt der Mensch einen Rath, Schulrath,

Hofrath, Commerzienrath, nur keinen Heiraths-Rath. — In dieser Beziehung hat der Deutsche das gröbste Sprichwort, welches existirt, nämlich:

„Zum Hängen und zum Freien
Soll Niemand Rath verleihen!“

Ich erlaube mir in die Feinheit dieser Grobheit einzugehen: „Heirathen heißt hängen — denn es heißt: der Mann soll an seinem Weibe hängen! —

Wenn nun „Heirathen“ — Hängen heißt, so heißt „Freien“ — Anbandeln! — Aber die Männer sind gar hartnäckig und halsstarrig; wenn sie sich an ihr Weib gehängt haben und sie sehen, es schadet ihnen nichts, hängen sie sich so lang' an Andere, bis alle Stricke reißen. In jedem Geburts-Schein sollte also angegeben werden: „Geboren um sich zu hängen!“ —

Der Geburts-Schein des Menschen, m. f. H. u. H.! ist bei vielen Menschen eine wohlthätige Lebens-Assecuranz, die ihm oft in Gefahren als Ausweis das Leben retten kann, z. B. bei einer Vieh-Seuche.

Es gibt verschiedene Lebens-Berufe, zu welchen der Mensch geboren sein muß; z. B. zum Dichter muß der Mensch geboren sein, der Dichter verdient also gewiß Mitleid, denn der Dichter ist nichts als ein Geburtsfehler. —

Vier Dinge, m. f. H. u. H.! gibt es, die ganz unschuldig für andere Leute büßen müssen, in ihrer Benennung nämlich: Ein Druckfehler, ein natürlicher Tod, eine selige Witwe und ein Geburtsfehler.

Man sagt: ein Druckfehler.

Zu einem Druckfehler gehören aber vier Personen: der Verfasser, der Abschreiber, der Setzer und der Corrector; der Druck kann gar nichts dafür und doch muß er die Schuld tragen!

Ein natürlicher Tod!

Zu einem natürlichen Tod gehören auch vier Personen: der Doctor, der Apotheker, der Notar und der Todtengräber; die Natur kann gar nichts dafür, aber sie muß die Schuld tragen.

Eine selige Witwe!

Zu einer seligen Witwe gehören auch vier Personen: der Testaments-Executor, der Witwengehalt, der Todten-Schein und der zukünftige unselige Tröster; der Selige kann gar nichts dafür — aber er muß die Schuld tragen.

Ein Geburtsfehler!

Zu einem Geburtsfehler gehören auch vier Personen: der Vater, die Mutter, das Kind, und die Hebamme; die Geburt kann gar nichts dafür, aber sie muß die Schuld tragen.

Jeder Mensch hat, wie er geboren wird, schon seine Freunde und Feinde; die Freunde wünschen, er soll ein Millionär werden, die Feinde wünschen, er soll ein Dichter werden! Nun kömmts darauf an: Wird das Kind bei Milch erzogen, bei Kuhmilch oder Schafmilch, so wird's ein Millionär; wird's beim Wasser erzogen, so wird's ein Dichter! Der Dichter aber wie der Millionär, beide haben ihre Freude am Leben, beide singen Schillers Lied: „An die Freude", mit abwechselnden Strophen; der Millionär

singt Allegro: „Seid umschlungen Millionen!" und der Dichter singt piano: „Dem Verdienste seine Kronen!" Der Millionär singt tremolando: „Richtet Gott, wie wir gerichtet?!" und der Dichter singt wieder con brio: „Unser Schuldbuch sei vernichtet!" — Aber nicht nur zur Dichtkunst und zum Glück muß man geboren sein auch zur Dummheit.

Die Liebe und der Rausch, m. f. H. u. H.! sind ein momentanes Glück; die Dummheit ist ein angebornes Glück und der Wahnsinn ist ein unheilbares Glück; aber die Liebe, m. f. H. u. H.! ist kein Rausch, die Liebe ist blos der Götterwein, wer zu viel und immer davon genießt, bekommt einen Rausch! Bei vier Dingen ist „nie" und „immer" gleich fürchterlich!

Ein Mensch, der immer lächelt, ist ebenso unerträglich, als ein Mensch, der nie lächelt! —

Ein Himmel, der immer wolkenlos ist, ist ebenso langweilig, als ein Himmel, der nie wolkenlos ist! —

Ein Auge, das immer weint, ist eben so zu bedauern, als ein Auge, das nie weint! —

Und ein Herz das immerfort liebt, kennt die wahre Liebe ebenso wenig, als ein Herz, das nie liebt!

Das Herz ist ein Muskel im Menschen wie jeder andere, es darf so wenig ermüdet werden wie der Arm. Ein unermüdet Herz bleibt ewig jung.

Der Genius der Liebe selbst aber ermüdet nie! er überfliegt die Welt, immer und überall gießt er einen Liebes-Tropfen in den Kelch des Hasses, und mischt einen

tröstenden Laut in die Glocke des Todes und legt ein Stück Regenbogen auf das Gewölbe des Unglücks und schlingt eine Blume in den Kranz der Verzweiflung und haucht ein Stück Morgenroth in die finstern Leidens-Tage des Lebens und legt ein Stückchen Himmel in das brechende Auge und ein Stückchen Himmel in das brechende Herz, und bedeckt die Wunden des Herzens mit Frühlingen, und die Täuschungen mit Abendröthen, und so wird durch die wahre Liebe das ganze Leben zu einem heiligen Tempel, in welchem stets zwei Arme zur Umarmung, zwei Hände zum Ineinander-Legen, zwei Augen zum Ineinander-Fließen, zwei Lippen zum Zusammen-Beten und zwei Herzen zum Zusammen-Schlagen sich finden! —

Zwischen Liebe und Ehe liegt der Brautstand, das ist die Frist, die beiden Parteien gegönnt ist, um mobil zu machen. Der Liebesgott trägt eine Fackel und der Gott der Ehe trägt auch eine Fackel. Der Gott der Liebe trägt eine Wachsfackel, der Gott der Ehe eine Pechfackel! — Ein Jüngling und ein Mädchen, die sich lieben und heirathen, müssen Schillers sämmtliche Werke studirt haben, sowohl Dramen als Gedichte: Er beginnt mit der „Jungfrau", dann kommt die „Erwartung" und die „Begegnung", dann „die Gunst des Augenblicks" und der „Spaziergang"; hierauf feiert er „den Triumph der Liebe" und sie „das Sieges-Fest!" — Dann kommt „Kabale und Liebe", sie heirathen sich, und zu diesem Behufe studirt sie die „Resignation" und er den „Kampf mit dem Drachen!" —

Mann und Weib, m. f. H. u. H.! behandeln sich in der Ehe gegenseitig wie ihr gegenseitiges Lieblings-Getränk; er behandelt sie wie Kaffee:

Erst süß und heiß,
Dann macht er ihr was weiß!
Dann, so gehts auf Erden,
Läßt er ganz kalt sie werden!
Und zu Haus der Kaffee in seiner Glorie
Schmeckt ihm nicht so gut wie anderwärts der — Cichorie.

Sie aber, sie behandelt den Mann wie Wein:

Um den alten
Gut zu erhalten,
Füllt sie allgemach
Immer einen jungen nach,
Und wird der alte kamig doch,
So kriegt er seinen Einschlag noch! —

Man heirathet sich auf Leben und Tod, deshalb sollte man beim Trau-Schein gleich auch den Todten-Schein mit verlangen.

Ein Todtenschein! — Ein Todter muß auch seinen Schein haben, so ein Todter riskirt sonst, daß er bei seinem Eintritt in das Reich der Todten gleich gefragt wird: „Von was leben Sie?“ — Ein Todten-Schein ist ein Beweis, daß der Mensch nicht „scheintodt“ ist, aber warum hat denn der Mensch keinen „Lebens-Schein“, da doch so viele Menschen nur ein Schein-Leben führen?! —

Der Mensch, m. f. H. u. H.! mit seinen Gliedmaßen kann verschiedene Gegenstände vorstellen; mit matt

herabhängenden Armen ist er die Trauerweide über sein eigenes verwaistes Herz; mit sehnsüchtig suchenden, wie zur Umarmung vor sich hinausgestreckten Armen ist er ein halber Liebes-Reif, der die andere Hälfte zum ganzen Ring sucht; mit über dem Haupt emporgestreckten Armen ist er die Stimmgabel, die den Himmel für sich zu stimmen sucht; mit beiden, rechts und links von sich gestreckten Armen, die Brust wie ein Märtyrer frei und unerschrocken dem Schicksal dargeboten, bildet er das heiligste Zeichen des Lebens!

Das ganze menschliche Leben, m. f. H. u. H.! ist nichts als ein Proceß, das Leben und der Tod führen um einen Menschen Proceß, und das dauert gewöhnlich 70 Jahre! — Der Mensch läßt um sich selbst Proceß führen und er erlebt das Ende erst, wenn er gestorben ist!

Das Leben hat seine Advocaten und der Tod hat auch seine Advocaten! die Advocaten für das Leben heißen: eine starke Natur, ein heiteres Herz, ein gutes Gewissen, ein guter Magen; die Advocaten für den Tod aber sind alle seine Freunde und P a t h e n: A l l e o p a t h e n, H o m ö o p a t h e n und H y d r o p a t h e n! Außerdem hat der Tod noch einen Sollicitator: den Apotheker, und eine Masse Winkel-Advocaten, als da sind: Neid, Geiz, Habsucht, Wucher u. s. w., welche alle mit einander den Lebensproceß verbittern und vertheuern!

Vor Zeiten haben die Menschen 8- bis 900 Jahre gelebt; — damals hat der Proceß noch länger gedauert; warum? Damals haben die Advocaten des Lebens immer

gleich eine Erstreckung von 100 Jahren begehrt; jetzt muß der Mensch froh sein, wenn sein Lebens-Advocat eine Erstreckung von 6 Wochen herauskriegt! — Wie der Mensch geboren wird, d. h. wie er nur den Lebens-Proceß antritt, sieht er schon im Geiste die Expense-Noten vor sich und fängt ein jämmerliches Geschrei an; dann natürlich kriegt er im Verlaufe des Processes Fleck, Röthel, Masern und muß endlich tüchtig blattern; bei dieser Gelegenheit wird er von seinen Advocaten nicht eher außer Gefahr erklärt, bis nicht die „Abschuppung" gänzlich vorbei ist!

Die siebzig Lebensjahre des Menschen sind nichts als sieben verschiedene Erstreckungen von zehn zu zehn Jahren, das Kind bittet um eine Erstreckung von zehn Jahren, dafür muß es seine ersten Kinderfreuden hergeben; der Knabe bittet um eine Erstreckung bis zu zwanzig Jahren, dafür muß er die ersten Jugendfreuden bezahlen; der Jüngling wünscht eine Erstreckung bis zu dreißig Jahren, dafür muß er seine Luftschlösser und seine blauen Berge bezahlen; der Mann wünscht eine Erstreckung bis zu vierzig Jahren, dafür muß er seine erste Liebe, sein erstes Vertrauen, seine erste Hingebung bezahlen; und was noch mehr, er muß sein ganzes Glück d'raufgeben — nämlich die Dummheit — denn mit vierzig Jahren wird der Mensch und der Schwab gescheidt. Dann bittet der kluge, neugeborne Schwab gleich um eine Erstreckung bis fünfzig, dafür muß er Alles bezahlen: Liebschaften, Jugendfreunde, Practikanten-Hoffnungen; dann mit fünfzig Jahren verlangt er

noch eine zehnzährige Erstreckung bis sechzig! — Diese Erstreckung ist gar kostspielig!

Dafür muß der Magen hergeben fünfzig Procent von seiner Thätigkeit, das Herz fünfzig Procent von seiner Wärme, das Auge fünfzig Procent von dem heiligen ihm anvertrauten Gut seiner „Pupillen", das Ohr fünfzig Procent von seinem armen zusammengetrommelten Felle, der Geist fünfzig Procent von seinen frischen Blüthen, von seinem sauer erworbenen Gut, der Witz fünfzig Procent von seinem mütterlich vererbten Mutter-Witz und der Humor fünfzig Procent von seinem Lachen, aber nicht ein Procent von seinen Thränen!

Nach meinem sechzigjährigen Scheinleben und Leben ohne Schein hat mir der Himmel zum sechzigsten Geburtstag eine besondere Auszeichnung zugedacht: es kamen nämlich an meinem sechzigsten Geburtstag am 8. Februar drei Sterne am Himmel zusammen, die seit hundert und hundert von Jahren nicht beisammen waren. Drei große Himmelslichter: Merkur, Mars und Venus! — Sie kamen blos zusammen, um mir zu gratuliren und über mein künftiges Schicksal zu berathen! — Merkur hat unter den Göttern eine curiose aber schöne Carrière gemacht! Erst war er blos Practikant und Amtsbote der Götter, dann wurde er Gott der Reisenden und Lenker der Menschen, dann wurde er Gott der Kaufleute und dann Gott der Diebe! Seine Kennzeichen sind ein Paar Flügel, ein Friedensstab und ein Beutel.

Merkur eröffnete meine Geburtstagsfeier und sprach:

„Es ist billig, daß, nachdem ich ihn jetzt so lange ge-
leuchtet habe, daß ich nun auf einer guten Station auch
einmal für ihn sorge! — Er treibt sich da unten in
der Lebens-Krim so lang schon herum, er segelt sechzig
Jahre im schwarzen Tinten-Meer und hat nicht das
kleinste Sebastopolchen bei Seite gelegt, so daß es einmal
Zeit wäre, daß ich ihm einen vollen Beutel mit dem Frie-
densstab schicke, damit wir da oben einmal sagen können:

„Hier unten ruht er endlich!"

Aber Mars sagte: „Der Friedensstab ist doch nur dann
erst eine sichere Stütze, wenn er durch Kriegsmacht auf
beiden Seiten gut beschlagen ist, der Mann kann ohne
Krieg nicht leben, schicken wir ihm nur Kriegskosten!" —
Aber die Frau Venus, die als Frau immer am besten
weiß, was den Männern fehlt und als meine alte Be-
kannte, sagte: „Der braucht in seiner Lebens- und Liebes-
Krim zu seinem sechzigsten Geburtstage nichts als eine
neue Flotte mit entsprechender Verstärkung!" —
— Sie sehen also, daß die großen Himmelslichter für die
kleinen Erdenlichter und Dichter freundlich sorgen!

Unsern literarischen Lichtern geht es bei den jetzigen,
Gottlob! freieren Preß Verhältnissen, wie es den wirklichen
Kerzen und Lichtern ergangen ist und noch geht: zuerst
hat man die Lichter mit den Fingern geputzt, da hat
man dabei noch sehr gut gesehen; dann hat man die
Lichtputzen erfunden, da hat man auch noch dabei gesehen,
endlich hat man die Lichter erfunden, die gar nicht ge-
putzt werden, bei denen sieht man gar nichts! — Grade

so geht es mit unseren schriftstellerischen Lichtern auch; früher wurden sie mit den Fingern geputzt, da haben sie ihr Licht doch leuchten lassen; dann hat man sie mit der Scheere geputzt, trotzdem haben sie doch noch einen hellen Schein von sich gegeben; jetzt werden die geistigen Lichter gar nicht geputzt und jetzt erst sieht man, daß bei ihnen nichts zu sehen ist! — Sie geben nicht nur kein Licht, sie geben auch keinen Schein von sich!

Es ist traurig, daß es unsern Dichtern heutzutage gerade so geht, wie den Menschen überhaupt: die alten leiden an Jugendsünden und die jungen sterben an Alters-Schwäche.

Es hat einmal Jemand die Wiener Zeitung gelesen; da stand d'rin: Liste der Verstorbenen: Peter Zapfl, alt 78 Jahre, gestorben am Zahnfieber; Sebastian Stöpsel, alt 81 Jahre, gestorben an Liebesgram; Joseph Tappel, alt 17 Jahre, gestorben am Podagra; und Anton Stanzinger, alt 16 Jahre, gestorben an Lebens-Ueberdruß! — Dann las er: Liste der Neugebornen: Im Monat Jänner wurden geboren 362 Kinder! — Da rief der Mann aus: „Bei Verstorbenen steht immer wie alt sie sind, bei Neugeborenen niemals!“ So könnte man wirklich auch sich wundern, daß nicht gleich in dem Geburts-Schein steht, wie alt jetzt der Neugeborne schon ist!

Es eilt Alles jetzt schon in frühester Jugend so schnell wie möglich, um eine gute Gelegenheit zum Tod zu erwischen, und da gibt es vielerlei Fuhrwerke! — Die Medicin ist der alte Landkutscher, die Krankheiten sind

Fiakers und Zeiselwägen, der Schlagfluß ist der Schnellzug zum Grab! — Der Weg zum Grab ist holprig, voll Gestrüpp und Löcher, und der Mensch sammt Heimaths=, Post= und Geleit=Schein fällt aus einem Loch in das andere. Um aus diesen Löchern glücklich herauszukommen, muß man entweder ein großer Philosoph oder ein verschlagener Speculant sein! — Sagen Sie mir, m. f. H. u. H.! wenn ein Philosoph und ein Geld=Speculant in ein Loch fallen, wie helfen sie sich aus dem Loche heraus? —

Das machen sie so: — der Philosoph stellt sich auf die eine Seite und philosophirt also: „Das ist ein Loch! Was schad't das?! Die ganze Welt ist ein Loch, die Erde ist auch ein Loch!" — So macht der Philosoph auf der einen Seite philosophisch Loch auf und Loch zu, auf der anderen Seite steht der Geldspeculant und macht auch Loch auf, Loch zu, und so durch das beiderseitig philosophisch=speculative Loch auf= und Loch zumachen ist aus dem anfänglichen Loch eine große Höhle geworden und so haben sich der Philosoph und der Geldspeculant mit Glanz aus dem Loch herausgezogen!

Bei dieser Gelegenheit, m. f. H. u. H.! erlaube ich mir, Ihnen zu erzählen, wie sich ein Humorist aus einem Loch herauszieht! — Ich wurde einmal in Ungarn eingeladen, vor dem Comitats=Stuhlrichter zu erscheinen. Wenn man in jener Zeit, vor 30 Jahren, zu einem Comitats-Stuhlrichter eingeladen wurde, mußte man sich vorher den Rücken gut decken! — Der Stuhl-Richter saß auf dem Stuhl, und für den Eingeladenen stand die

Bank da, um sich niederzulassen! — Der Stuhl-Richter sagte zu mir: „Saphir! — Sind Sie angeklagt von Herrn Edelmann so und so, — daß haben sich in der Zeitung lustig gemacht über Löcher in seiner Livrée; Livrée ist Edelmann — find't sich Edelmann in Livrée beleidigt!" — Ich machte ein vortreffliches Schlafsgesicht und antwortete in meinem flanellenen Tenor: „Gnädiger Herr! — Bitt ich um Verzeihung, sind Sie nicht gut unterrichtet; hab' ich mich nicht lustig gemacht über Livrée von Edelmann, hab' ich mich blos lustig gemacht über Löcher in der Livrée — wo aber ist Loch — ist nicht Livrée — und wo nicht ist Livrée, kann nicht sein Edelmann! — Und so hab' ich mich glücklich wie ein Philosoph aus dem Loch herausgezogen! —

Und so ist das ganze Leben nichts, als daß sich der Mensch aus einer Fatalität heraus und in die andere hinein zieht, daß er von Schein zu Schein in die Finsterniß geht, von Geburts-Schein bis Todten-Schein! Jeder für sich, nur beim Schuld-Schein begegnen sie sich, da sind alle Menschen Brüder!

Zu jedem Schuld-Schein sollte man eigentlich einen Trau-Schein und einen Geburts-Schein ausstellen, einen Trau-Schein für den Gläubiger, ob er trauen kann, und einen Geburts-Schein für den Schuldner, damit er nicht vergesse, wie alt die Schuld ist!

Die Schulden des Menschen sind wie die Kinder, so lange sie im Wachsen sind, verzehren sie ungeheuer.

Auch in anderer Hinsicht sind die Schulden wie die

Kinder, nur so lange man kleine hat, machen sie Einem Sorgen, wenn man sie glücklich groß gezogen hat, dann ist man durch, dann ernähren sie sich von selbst, ja sie verheirathen sich untereinander und zeugen Enkel und Urenkel.

Ja Schulden sind wie die Menschenkinder, nur die kleinen Schulden, wenn sie fallen, schlagen sich ein Loch in den Kopf, die großen Schulden, wenn sie fallen, die thun sich gar nichts, sie stehen, mir nichts dir nichts wieder auf, und ich stehe Ihnen gut dafür, sie stehen besser als früher.

Die Humanität hat in jeder Vorstadt Kleinkinder-Bewahranstalten, wie human wäre es, Kleinschulden-Bewahranstalten zu errichten, wie würden da die Eltern ihre Kleinen hereinschleppen! Nur beim Abholen würde Mancher sich verspäten.

Wenn irgend ein Humorist eine Vorlesung zum Besten einer Kleinschulden-Bewahranstalt gäbe, so hätte er doch etwas davon!!

Verschiedene Vorschläge zu Eisenbahnen; Erörterung der Frage, wie viel Pferdekraft braucht jetzt ein weibliches Herz, um eine männliche Roßnatur davon zu schleppen, wie kommen jetzt die Menschen über alle Semmeringe des Lebens, oder: da stehen die Ochsen am Berge.

(Humoristische Vorlesung, gehalten in Baden, zum Besten der unter dem Allerhöchsten Schutze Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter stehenden Kinder=Bewahranstalt.)

Unser Zeitalter, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! ist das eiserne Zeitalter: zum Besten der Menschheit braucht man das Eisen nicht zu Schwertern, sondern zu Schienen, anstatt Pulverdampf hat man Kohlendampf, anstatt Feldzüge hat man Bahnzüge, anstatt Heerführer hat man Locomotivführer, Fechten würde man ganz verlernen, wenn man nicht manchmal vom Satan angefochten würde, auch das Schießen würde man ganz vergessen, wenn man sich nicht vorschießen lassen müßte, und von Patrontaschen wüßte man gar nichts, wenn jetzt nicht der Patron wäre, der in der Tasche hat!

Es herrscht jetzt ein ewiger Friede, der Krieg ist nicht mehr Mode, und zwar aus dem vernünftigen Grunde, weil die Menschen jetzt keinen Schuß Pulver werth

sind. Wenn sich jetzt Jemand erschießt, so ist das ein Beweis, daß er sich selbst überschätzt hat!

Ein ewiger Friede ist von großem Einfluße auf das schöne Geschlecht, denn der ewige Krieg hat viel Männer hingerafft, die der ewige Frieden wieder hergerafft; diese durch den ewigen Frieden hergerafften Männer müssen die Frauen durch den ewigen Krieg in der Ehe wieder hinraffen — das ist das Gesetz der Natur!

Es herrscht ein ewiger Friede! Sogar in der Ehe ist jetzt mehr Friede als früherhin, vielleicht aus eben dem Grunde, wie bei den Staaten. Nicht etwa darum ist unter den Eheleuten und unter den Staaten kein Krieg, weil sie keine Ursache dazu hätten, sondern Keiner traut sich anzufangen, weil in der Ehe und in den Staaten Alle schuldig sind!

Es gibt viel Männer, die mit viel mehr Muth in den wirklichen Krieg gehen, als in den Krieg der Ehe, und das ist natürlich: Im wirklichen Kriege wird der Feind geschlagen, wenn man ihn überrumpelt, im Kriege der Ehe fühlt man sich selbst erst dann recht geschlagen, wenn man die Frau überrumpelt; im wirklichen Kriege ficht Mann gegen Mann, im Kriege der Ehe ficht oft der Mann gegen die Frau und noch einen Mann!

Nur einen Vortheil hat der Krieg der Ehe vor dem weltlichen Kriege: den Vortheil der Auszeichnung; im Letzteren bekömmt nicht Jeder eine Decoration, im Kriege der Ehe bekömmt jeder Mann sogleich das

„eiserne Kreuz!“ Ueberhaupt ist in der Kriegskunst zwischen Mann und Frau zwar die Stärke auf der Seite der Männer, aber die Frauen sind bessere Anführerinnen!

Von den früheren und älteren Kriegstruppen findet man jetzt nur noch zwei Gattungen aus den Zeiten der Römer: unter den Müssiggängern die Legionen, und unter den Kaufleuten die — Schlenderer!

Das Eisen, m. f. H. u. H.! ist dazu gemacht, sich Weg zu bahnen, in Kriege durch die Brust der Menschen, im Frieden durch die Brust der Erde. Das Eisen muß man zu allen Laufbahnen im menschlichen Leben haben; will man in der großen Welt fortkommen, so braucht man eine eiserne Maske; will man in der kleinen Welt fortkommen, so braucht man eine eiserne Stirne; will man in der Zukunft fortkommen, braucht man ein eisernes Capital; will man in einem Processe fortkommen, so braucht man eine eiserne Hand; will man in der Liebe fortkommen, braucht man eine eiserne Ausdauer, und will man in der Ehe fortkommen, braucht man eine eiserne Geduld! Da das Eisen also im Leben eine so große Rolle spielt, würde ich einige neue Eisenbahnen vorschlagen, z. B. zuerst eine „Eisenbahn auf dem Proceßwege, vom Bahnhofe der ersten Klage bis zur letzten Station!“

An Feuerung würde es auf dieser Proceß-Eisenbahn nicht fehlen, denn erstens ist die Gerechtigkeit immer auf dem Holzwege, die Advocaten heizen ein,

und beide Parteien sammeln auch stets Jeder Kohlen auf das Haupt der Andern! Welche Vortheile hätte eine Eisenbahn auf dem Proceßwege! Erstens brauchte man keinen Omnibus, um hin zu kommen, denn bei einem Processe sitzt man vom Hause aus auf. Auch auf der Proceß-Eisenbahn hätte man drei Classen Wagen: grüne, gelbe, graue. Die ersten und zweiten Wagen sind Klage und Gegenrede; da wird Einem schon grün und gelb vor den Augen, und bis man in den letzten Wagen der Entscheidung kommt, ist man schon ganz grau! Die Proceßführer und die Locomotivführer sind sich gleich; wenn man ihren Pfiff hört, muß man aus dem Wege geh'n!

Die Processe, m. f. H. u. H.! sind vom Himmel selbst eingeführt worden; die Natur bringt alle Wesen nur durch einen Proceß hervor: durch den Proceß der Natur! Die Natur hat aber leicht Processe führen, die Natur dauert ewig das ist keine Kunst, aber die Gerechtigkeit thut gerade das Entgegengesetzte von der Natur; die Natur in ihrem Processe verbindet Gegenstände, um neue hervorzubringen, die Gerechtigkeit zersetzt Gegenstände, um sie verschwinden zu machen. Die Natur ist ein großes Ganzes, welches sich aus der Vereinigung aller verschiedenen Materien ergibt; die Natur ist also eine vermischte Material-Waarenhandlung! Die Eigenthümlichkeit eines Dinges ist seine besondere Natur; ein Mensch also, der kein Eigenthum hat, hat gar keine Natur!

In der Natur gibt es eine Kraft, die der „Nisus" heißt, das ist das Bestreben aller Körper, einer den anderen aus der Ruhe zu bringen. Das ist gerade wie die Natur der Ehe, das ist das Bestreben, Einer dem Andern Unruhe zu machen, das ist der Nisus, und dann wieder ein Bestreben, selbst gar keine Ruhe zu geben, das ist der Casus. Die Natur erhält sich aus den Elementen. Das Feuer ist das Princip der Thätigkeit, der bildenden und schaffenden Kraft. Darum sind unsere Jünglinge, die gewöhnlich kein Feuer haben, solche Müssiggänger und ohne Bildung, und darum machen die Frauen, die so viel Feuer haben, uns so viel zu schaffen. Das Wasser ist das Princip der Zusammensetzung und Verbindung der Körper, darum verbinden es die Gastwirthe mit Wein, darum behandeln die Aerzte viele Kranke mit Wasser, weil sie sich dadurch die Erben verbinden. Die Luft ist das Princip der Platzmachung, sie verschafft allen Dingen Raum, um ihre Verbindung zu vollbringen; darum sind alle unsere Verbindungen so luftig, darum sind unsere Courmacher solche Windbeutel, damit der Mann ihnen Platz machen soll. Die Erde endlich ist das Princip der Solidität, vermöge der festen Verbindung, die ihre Theile mit einander haben; und deshalb weil die Verbindungen auf Erden fest gemacht sind, werden die Ehen im Himmel geschlossen. Der gute Buffon, der die Erde als Princip der Solidität bezeichnet, meint gewiß unter der Erde. Die Erde ist solid, und deshalb sind wahrscheinlich die

Männer so solid, weil sie aus der Erde: aus solidem Stoffe gemacht sind; die armen Frauen aber sind aus keinem solchen soliden Stoffe gemacht, sie sind aus dem Manne gemacht, wie sollen sie da solid sein?

Alle Reiche der Natur, m. f. H. u. H.! geben der Natur die Elemente zurück, die sie von ihr empfangen haben, nur der *Mensch gibt nichts zurück*, das ist *sein Element*!

Die Natur, m. f. H. u. H.! ist eine Schriftstellerin und noch dazu eine *schlechte* Schriftstellerin, denn ihr *bestes Werk*, ihr *allerbestes Werk* ist — der *Mensch*!

Dieses Werk der Natur, voll Druck- und Sinn-Fehler, erschien zuerst in Crudo, dann wurde es brochirt in ein Feigenblatt, dann als die Bildung weiter überhand nahm, wurde es in Thierfelle geheftet, erst als die Civilisation die höchste Blüthe erreichte, wurde dieses Werk steif gebunden mit eisernen Spangen.

Die ganze Erde, m. f. H. u. H.! wird jetzt in *eiserne Spangen* gelegt! Um dieses große, runde Stückfaß der Erde legt der Mensch eiserne Reifen, weil er fürchtet, daß sie auseinander fällt!

Der Mensch zapft die Erde auf allen Seiten ab, er glaubt, sie habe die Wassersucht! Der Mensch zapft die Erde aus, er bohrt sie aus, er höhlt sie aus, um sie zuletzt — mit sich selbst auszufüllen!

Das ganze Leben des Menschen ist nichts als eine Eisenbahn! Die Wiege ist der Bahnhof, das Grab ist

die letzte Station! Das ganze menschliche Dasein ist durch eiserne Gewalt gebunden! Glauben Sie, m. f. H. u. H.! der Mensch wird gern geboren? Keine Idee! Er sträubt sich genug dagegen, mit Händen und Füßen, und stellt sich auf den Kopf, und will nicht in die Welt, aber es nützt ihm nichts, er muß hinaus! Wie der Mensch auf die Welt kömmt, schreit er, das Klima ist ihm noch ganz fremd! Früher sagte man: Er erblickt das Licht der Welt, jetzt sagt man: Er erblickt die Finsterniß der Welt, und der Schmerz macht ihn ganz sprachlos! Und so lebt der Mensch siebzig Jahre! Denn glauben Sie mir, m. f. H. u. H.! die Bestimmung des Menschen war von jeher, nicht mehr als siebzig Jahre zu leben, auch im Paradiese war die Bestimmung des Menschen, nur siebzig Jahre zu leben, allein wegen Mangel an ärztlicher Hilfe konnten sie im Paradiese ihre Bestimmung nicht erfüllen, und so vermehrt jeder Neugeborne die Personen-Frequenz auf der Eisenbahn des Lebens!

Auf der Eisenbahn des Lebens ist es, wie auf der wirklichen Eisenbahn, je flacher das Leben, desto schneller geht die Fahrt, die Höhen und die Erhabenheiten des Weges machen die Schwierigkeiten! Es gibt im menschlichen Leben viele Semmeringe, die schwer zu übersteigen sind, viele finstere Tunnels müssen durchbrochen werden, und viele Ein- und Abschnitte hindern und verdunkeln den Weg!

Auf der Eisenbahn des Lebens ist das Schicksal

Director, das Glück der Ingenieur, der Zufall der Conducteur, die fünf Sinne die Locomotivführer, die Leidenschaften die Heizer, Vernunft und Geist die Bahnwärter, allein trotz Allem dem ist Unglück und Schaden nicht stets zu vermeiden, und dennoch muß man im Waggen des Lebens bleiben, wenn Unglück droht und Gefahr, und wer früher aus dem Wagen springt, bevor an der Station gerufen wird: „Jetzt steig' aus!" dem wird Leib und Seele völlig vernichtet!

Der Tod, m. f. H. u. H.! ist nichts als der Ausweichungsplatz auf der Eisenbahn des Lebens. Aber nur während der Fahrt, m. f. H. u. H.! sind die Passagiere verschieden, und es gibt eine erste, zweite und dritte Classe; wenn man aber auf der letzten Aussteig-Station angelangt ist, sind alle Classen gleich, da werden Grüne, Gelbe und Graue eine Farbe bekommen, denn im Himmel und in der Hölle sind alle Menschen gleich, im Himmel hat jeder seinen Stern und in der Hölle geben alle Bäume gleiches Brennholz!

Darum soll der Mensch Eisenbahnen bauen für die Erde und für den Himmel, denn auf Erden ist nur der Unterbau, im Himmel aber ist der Oberbau!

Wie wohlthätig, m. f. H. u. H.! wäre wieder eine Eisenbahn von der Wohlthätigkeit bis zur Dankbarkeit!

Diese Straße muß so schlecht sein, daß sie jetzt gar nicht befahren wird! Es gibt zur Ehre der Mensch-

heit noch mehr wohlthätige Menschen als dankbare Menschen in der Welt!

Die Freundschaft ist die Geschichte des Herzens, die Liebe ist die Fabel des Herzens, der Ruhm ist das Prunkzimmer des Herzens, die Hoffnung ist die Bildergallerie des Herzens, die Poesie ist die Begeisterung des Herzens, die Dankbarkeit aber ist die Religion des Herzens!

Aus Dankbarkeit gegen das Licht rang sich die Erde aus dem Chaos, aus Dankbarkeit gegen den Frühling treiben die Blumen aus der Erde, aus Dankbarkeit gegen die Sonne baut auf den Wolken sich ein Regenbogen, und aus Dankbarkeit gegen den Wohlthäter Schlaf wimmeln die bunten Träume aus dem Mantel der Nacht! Jeder Traum, m. f. H. u. H.! ist ein Dankgebet an den Retter in der Noth, an den Schlaf! Der Traum ist der Turnierplatz der Hoffnungen, der Wünsche und der kühnsten, verwegensten Plane!

In jedem Menschen, m. f. H. u. H.! ist eine Niederlage von verschiedenen Werkzeugen für die andern Menschen; der Verstand ist der Bohrer, mit dem er ihn anbohrt; die Klugheit ist der Hammer, der den Nagel auf den Kopf trifft, der Scharfsinn ist der Pfropfenzieher, er bringt Alles auf gewissem Wege heraus; die Ausdauer ist das Stemmeisen, sie setzt Alles durch, wenn sie sich anstemmt; die Wohlthätigkeit ist der Schlüssel zu allen Herzen und die Dankbarkeit ist der Nachschlüssel, der da hinein paßt, wo die Wohlthat ein Herz geöffnet hat!

Von dem Herzen zu den Herzen führen verschiedene Eisenbahnen: die Liebe, die Ehe u. s. w. Auf der Eisenbahn der Liebe muß man sehr Acht geben beim „Wechsel“, und auf der Eisenbahn der Ehe geht Einem leider oft das Feuer aus! Wenn auf der Eisenbahn der Ehe das Zeichen mit dem Horne gegeben wird, ist Zeit zum Abfahren!

In einem Puncte steht diese Eisenbahn der Ehe der wirklichen sehr nah, man weiß nämlich nicht, bei welcher Direction man seine gegründeten Beschwerden anbringt!

Auf der Bahn von einem Männerherzen zu einem Frauenherzen wäre auch eine atmosphärische Luftbahn sehr zweckmäßig, da die Männer so viel Wind machen und ihre Liebe blos in der Luftsphäre wohnt!

Es ist sonderbar, m. s. H. u. H.! die erste Ehehälfte des Mannes, Eva, hieß nicht Frau, nicht Weib, nicht Gattin, nicht Gemahlin, nicht Gespons, sie hieß Gehilfin! Der Himmel sah, daß der erste Mensch ohne weibliches Wesen ein unglückliches, unbehilfliches Geschöpf bliebe, und er sagte zu dem ersten weiblichen Wesen: „Geh', hilf ihm!“ Jetzt heißt die Frau nicht „Gehilfin“, denn dem Manne ist nur geholfen, wenn sie geht!

Die Frauen schätzen die Männer gerade so wie jeden andern Modeartikel: Eva hat etwas auf ihren Mann gehalten, weil er modern war, eine neue Mode, sie hat den ersten Mann gehabt, den man getragen hat,

allein jetzt ist ein Mann schon eine alte Mode, da hat schon jedes gemeine Weib einen Mann, da schätzen sie ihn nicht mehr!

Warum war Adam der glücklichste Ehemann der Welt? Weil er keine Schwiegermutter hatte, er war selbst sein eigener Schwiegervater und seine eigene Schwiegermutter!

Kein Theater-Director soll eine Künstlerin engagiren, die eine Mutter hat, und kein Jüngling soll Tochter und Mutter heirathen. Vor der Hochzeit soll der Bräutigam der Mutter die Cour machen, als ob sie seine Frau werden sollte, und nach der Hochzeit sekirt sie ihn, als ob er ihr Mann wäre!

In der Ehe herrschen drei Rechte; die Frau und der Mann gegeneinander üben das Kriegsrecht, die Frau mit dem Hausfreunde das Privatrecht, und der Mann mit dem sonstigen ganzen Frauenvolke das allgemeine Völkerrecht!

Daß die Ehe ein Krieg ist, geht schon daraus hervor, daß schon bei der Hochzeit beide Theile sich um einen Beistand umsehen! Die Flitterwochen haben bei den Männern ganz abgenommen, allein was sie an den Flitterwochen abschneiden, das ersetzen sie an den — Flegeljahren!

Zu 25 Jahren feiert man die silberne und zu 50 Jahren die goldene Hochzeit; die Männer betrachten die Jahre der Ehe wie Stockstreiche, und da sind

sie nur glücklich, wenn sie 25 oder 50 glücklich überstanden haben.

Ich freue mich auf nichts als auf die „Luftbahnen", denn da alle meine Besitzungen in Luftschlössern bestehen, so wird mir eine Bahn dahin sehr willkommen sein!

Wir Schriftsteller reden so viel in die Luft hinein, daß es Zeit wäre, unsere Reden einmal in die Luft hinein wegzuführen!

Wie wohlthätig und nothwendig, m. s. H. u. H.! wäre in einem Badeorte nicht eine Eisenbahn auf dem Wege der Geselligkeit, von einem Curgaste zum andern!? Da sie gar kein Motiv zusammenbringen kann, vielleicht brächte sie ein Locomotiv zusammen! In unsern Badeorten studirt man die Wahrheit am „Ursprung" und die Langeweile an der Quelle!

Wie, m. s. H. u. H.! unterscheidet man die Curgäste, die trinken, von den Curgästen, die baden? Die Curgäste, die trinken, sind inwendig naß und auswendig trocken, und die Curgäste, die baden, sind auswendig naß und inwendig trocken.

Wer ist schuld an den vielen Regen und an der nassen Witterung in diesem Jahre? Die Curgäste! Unser Herrgott läßt immer regnen, und da sie doch immer trocken bleiben, so wascht er ihnen den Kopf.

Wenn man die Leute so im Bade herumgehen sieht, muß man gestehen, daß sie sehr dankbar für die Heilkraft der Badner Quellen sind, denn der wahre Dank ist stumm!

Wenn man Mittags im Parke geht, so weiß man wirklich nicht, werden die Leute so melancholisch von der Musik, oder wird die Musik so melancholisch von den Leuten!

Im Parke gibt es wie auf der Eisenbahn drei Classen: die erste Classe sind die Banquiers, die eine Bank suchen, die kommen um halb Zwölf, nehmen alle Bänke schweigend in Besitz, die haben Sitz und keine Stimme; die zweite Classe kömmt nach Zwölf, die sagen nur: „Es ist keine Bank mehr leer!" Die haben Stimme und keinen Sitz; dann gegen Eins kommt die dritte Classe, die schweigen und gerne zuhören, wie die Andern schweigen, die haben keinen Sitz und keine Stimme; die gehen wie die Ahnfrau „tonlos nach Hause". Es gibt überhaupt in jeder weiblichen Badegesellschaft drei Classen, wie bei den Eisenbahn-Billeten: grüne, gelbe, graue. Die „grünen", das sind die unzeitigen Frauenzimmer, die entweder noch am Mutterzweige hängen oder frühzeitig abgefallen sind, und die gerne haben möchten, daß man Aufhebens von ihnen macht; diese erste Classe verbietet den Männern manchmal das Rauchen; dann die „gelben", das sind die herbstlichen Frauen auf dem Baume des Lebens, bei dieser zweiten Classe darf man rauchen, so viel man will; und die grauen gehören gewiß in die letzte Classe!

Im Parke macht Niemand das Maul auf, nur der einzige Aeskulap oben im Tempel reißt das Maul ge-

waltig auf, als wollte er sagen: „Die Langeweile im Parke ist gesund, das ist parkettirte Langeweile!

Unsere Frauen nehmen von Wien gern Alles mit heraus, alle ihre Manieren und Unmanieren; ich muß nur lachen, wenn ich in Baden Frauen begegne, die ihren Bedienten hinter sich her gehen lassen, wie auf dem Graben in Wien. Da denk' ich mir immer, die lassen einen Bedienten nach sich gehen, damit sie doch sagen können: da geht mir immer Einer nach!

Ueberhaupt kann man sehen, wie sehr Luxus und Hoffart selbst in den untersten Ständen um sich gegriffen haben, manche Bediente gehen gar nicht aus, ohne aus Hoffart eine elegant gekleidete Frau vor sich her gehen zu lassen!

Die Bedienten haben aber Recht, daß sie in Baden eine Frau zuerst gehen lassen, sie lassen probiren, ob sie es auf dem Pflaster aushalten, dann wagen sie es selbst auch.

Es ist eine bekannte Sache, daß ein schlechtes Pflaster die Füße verdirbt, und darum ist's in Baden natürlich, daß die Gesellschaft auf so schlechtem Fuße miteinander steht. Jedoch ich will mit dem Badner Pflaster nichts anfangen, das ist selbst mir zu spitzig! Die Eisenbahn-Direction hätte gewiß schon längst eine Eisenbahn über dieses Pflaster angelegt, allein der Boden ist zu ungleich, bald hoch, bald niedrig, Berg und Thal!

Für den Deutschen, m. f. H. u. H.! ist die Eisenbahn eine gute Erfindung, eine Erfindung der Kunst,

nicht zu spät zu kommen, denn fünf Dinge kommen in der Welt zu spät: die Reue, die Feuerspritzen, die guten Gedanken, die Belohnung der wahren Verdienste und der Deutsche selbst. Der Deutsche kömmt immer zu spät! Der Deutsche überhaupt, m. f. H. u. H.! ist in wenig Worten characterisirt: das deutsche Volk ist ein Volk, von dem die Männer Schmidt oder Müller heißen, die Frauen Kathi oder Nani, das deutsche Volk ist gründlich gelehrt und gründlich durstig, es lebt von Philosophie und Sauerkraut, es glaubt an den Kölner Dom und an die „allgemeine Zeitung!" Der Deutsche hat großen Respect vor Todten, auf die Lebendigen wirft er Steine, auf die Todten setzt er Steine und Monumente, und in hundert Jahren wird Deutschland aussehen wie ein Stachelschwein.

Der Deutsche hat drei große Dinge erfunden! Aber auch zu spät! Er hat das Pulver erfunden, man schießt nicht mehr; er hat die Uhren erfunden, und man weiß nicht, wie viel es geschlagen hat; er hat die Buchdruckerkunst erfunden, und es wird nichts mehr gedruckt! Deutschland hat dreißig Millionen Einwohner, ohne französische Gouvernanten, falsche Engländer und Salamimänner; für die Bildung der Deutschen sorgen dreißig Universitäten, 361 Gymnasien, 884 Professoren, das Zuchthaus in Dresden, das runde Haus in Wien, die Eselanstalt im Taunusgebirge, und die allgemeine Verordnung der Maulkörbe für herrenlose Hunde!

Der Deutsche ist nur grob im Reden, in der

Schriftsprache ist er höflich und bescheiden, er schreibt „ich" und „wir" mit kleinen Anfangsbuchstaben, „Ochs" und „Esel" mit großen Buchstaben. Der Deutsche ist ein Meister im *Hinauswerfen*, er wirft jetzt auch alle „ph" aus der Sprache hinaus, und wenn er eine Sache nicht versteht, so erfindet er ein neues Wort dafür. So hat er auch das Wort „Bewußtsein" erfunden! Keine Sprache der Welt hat eine solche genaue Bezeichnung für jenes Gefühl, als die deutsche in dem Worte „*Bewußtsein*", d. h. das Verdienst ist sich *bewußt*, daß es, so lange es *sein* wird, nichts *haben* wird!

Es ist eine traurige und vielleicht auch kitzliche Bemerkung im Leben, m. f. H. u. H.! die Strafe folgt dem Verbrechen auf dem Fuße, die Belohnung aber folgt dem Verdienste zu Fuß oder gar nicht! Es ist höchst sonderbar, das Verdienst kömmt gar nicht von der Stelle, und doch holt sie die Belohnung nicht oder selten ein!

Es wäre also auch eine schöne Unternehmung, eine Eisenbahn zwischen dem Verdienste und der Belohnung anzulegen; das wäre ein sehr glorreicher Bau!

Eine Eisenbahn muß gut gebaut sein, auch ich muß gut gebaut haben, denn *mir fällt nun nichts mehr ein!*

Conversations-Lexikon der Ohnmacht.

Wenn die Diebssprache ihre Grammatik, das Kauderwelsch sein Wörterbuch, das Snadahüpfel-Deutsch seinen Adelung hat, warum sollen die „Ohnmacht" und die „Mittelmäßigkeit" nicht auch ihr „Conversations-Lexikon" haben? In unserer Kunst, in unserer Geselligkeit, in unserer Conversation ist es ja die „Mittelmäßigkeit", die sich an die Spitze stellt, die „Ohnmacht", die sich als Präsidentin gerirt.

Aber die Schriftgelehrten unserer Zeit, die Weisen der Kritik, die Cornaks der Journale haben ein eigenes Lexikon, sie haben eigene Wortformulare, besonders arrogante Ausdrücke, absonders geschnitzte Redensarten, welche ganz sonderbar klingen und lauten, und die dem Uneingeweihten in der Sprache der „Ohnmacht" und „Mittelmäßigkeit" ganz unverständlich und mysteriös vorkommen.

Durch langjährige Uebung und Bekanntschaft mit den deutschen Journalen und Kritikern, diesen Advocaten der „Mittelmäßigkeit" und der „Ohnmacht", ist es mir gelungen, einige der gangbarsten „Worte und Ausdrücke" aus den Sprach- und Schreib-Feldern der Mittelmäßigkeit zu sammeln und dem Leser mitzutheilen. Für angehende Recensenten, d. h. für dumme Jungen, die nichts ge-

lernt haben, die aus der Schule gejagt, von der Pudel entlassen oder von dem Handwerke ausgestoßen worden sind, dürfte ein solches „Conversations-Lexikon" vom größten Nutzen sein, da dadurch ihnen das Metier bedeutend erleichtert wird.

Wir werden diese „Ausdrücke" und „Sprachformeln" mehr nach der allgemeinen Begriffsbestimmung, Brauch- und Verwendbarkeit als nach ihrem Wortbau und sprachlehriger Eigenschaft mittheilen, denn wir wissen ja, daß man „25 Jahre lang recensiren" kann, ohne von der „Sprachlehre" eine Idee zu haben, und daß man ein Vierteljahrhundert lang in Journalen salbadern und abgeschmacktes, elendes Zeug als Referat-Melange aussieden kann, ohne den Dativ vom Accusativ unterscheiden zu können. Bloß für dumme Recensenten, die gerne mit d'rein reden, die aber aus angebornem Talente nichts verstehen oder die aus Berufsgeschäften nicht Zeit haben, ihre Dummheit auszubilden, die also bloß aus glücklicher Naturdummheit Kritiker und Journalist geworden sind, für diese mögen hier einige der am meisten anwendbarsten Nenn-Formen und Satz-Bildungen der Ohnmacht und Mittelmäßigkeit angeführt werden, die für sie zu Nutzen und Erleichterung dienen können.

„Achtbares Talent, höchst achtbares Talent".

Dieses Ausdruckes bedient man sich, wenn man selbst nicht weiß, wie man seine eigene Armuth des Ausdruckes oder die Armuth des Ausdruckes der Person, von der man spricht, ausdrücken soll. Ein „achtbares Ta-

lent" war vor zwanzig, dreißig Jahren ein Ehrentitel, es war eine Seltenheit, jetzt heißt der Ausdruck: „Ein achtbares Talent" gerade so viel als: „Ein Alltagsmensch, ein ganz talentloser Kerl". „Achtbares Talent" ist der wohlfeilste Ausdruck, man bekömmt ihn um eine Mundsemmel a prix fix: ja, ich habe auch schon bei ganz elenden Individuen den Ausdruck „höchst achtbares Talent" mit Glück anwenden sehen.

„Allumfassendes Talent

nennt man ein Talent, welches in gar kein Fach paßt, folglich für alle Fächer ein gleich umfassendes, ergo all-umfassendes Talent besitzt. Man bedient sich dieses Ausdruckes auch der Kürze halber, wenn man sagen will: Dieser oder Diese haben in dieser Rolle oder in dieser Schrift so überall hin- und hergetappt, haben bald dies, bald jenes erfaßt und angefaßt, ohne eigentlich von einem eine rechte Idee zu haben, da er oder sie, wie es scheint, nirgends heimisch ist und zu nichts einen entschiedenen Beruf hat, sondern überall und in allen Fächern fremd und bodenlos scheint u. s. w. — Da dieses all' zu lang ist, so bezeichnet man es viel kürzer und bequemer: „Ein allumfassendes Talent".

„Blühende Diction"

wird gewöhnlich von einem Drama geschrieben und gesagt, welches keine Handlung hat, keine Situationen bringt und keine Charactere malt. „Blühende Diction" ist die rothe Wange der dramatischen Schwindsucht. „Blühende Diction" ist die Ausrede sich entschuldigen

lassender dramatischer Wirksamkeit; blühende Diction ist der Passirschein der durchgegangenen Steifhaltigkeit. das Stück hat eine „blühende Diction", sagt der Parterrist und erspart sonst was zu sagen; das Stück hat eine „blühende Diction" sagt die Dame in der Loge, und braucht sonst nichts zu sagen; der Autor besitzt eine „blühende Diction" sagt der Recensent und braucht sonst nichts zu sagen; da weiß man schon, das „Stück" ist durchgefallen, die „Diction" hat sich für ihre Person aber gerettet und auf den Bretern im Niveau des Souffleurlochs erhalten.

„Begabter Darsteller"

sagt der Recensent, wenn er vom „Darsteller" begabt worden ist; er trägt die Begabung von sich dankbar wieder auf den Darsteller zurück. Da Alles, was der Mensch besitzt: Hand, Fuß, Nase, Sprachwerkzeuge u. s. w. eine Gabe des Himmels ist, und jeder Schauspieler in gewisser Beziehung auch ein Mensch ist, so ist gewissermaßen jeder Schauspieler ein „begabter Darsteller"; da aber nicht jeder „begabter Darsteller" aus jedem Recensenten einen „begabten Recensenten" macht, so gehört zum „begabten Darsteller" allerdings auch eine eigene Begabung: die Begabung der eine zweite Person begebenden Begabung.

„Brauchbares Mitglied".

Wenn man etwas Bares braucht, und es beim Mitglied findet, dann ist dieses Mitglied ein „brauchbares Mitglied".

„Coloratur-Nachtigall“.

Eine der ältesten Schablonen der sogenannten Concert-Martöre, wenn sie einmal eine geistreiche Abwechslung an Ausdruck bieten wollen. Wenn ein solcher Veteran-Concert-Makör sich Jahre lang in den geistreichen Ausdrücken bewegt hat: „Ihr Vortrag ließ nichts zu wünschen übrig“ oder: „Was sollen wir noch von ihrem Vortrage wünschen?“ oder, um die Sache noch pikanter zu machen: „Könnte man denn einen besseren Vortrag wünschen?“ Dann, dann wenn dieser große Concert-Herodes einmal eben so geistreich als graziös, eben so neu als pikant sein will, wenn er einmal das Nestroy'sche „Verfluchte-Kerl-Gefühl“ leben will, schreibt er den Ausdruck nieder:

„Coloratur-Nachtigall!“

gibt sich selbst beim Niederschreiben einen Kuß, fragt dann am andern Tage die Freunde beim Schwarzen: „Haben Sie gelesen: „Coloratur-Nachtigall?“ Nicht wahr, gut? Sehr gut! Ja, ich hab' selbst so lachen müssen, wie ich's niedergeschrieben hab'!“

„Characteristische Composition“.

Diese Phrase ist eine der beliebtesten Schnupftücher, in welche sich die Unwissenheit der musikalischen Referenten hineinräuspert. Der Ausdruck: Das ist eine „characteristische Compositon“ ist unantastbar; hinter dieser Allgemeinheit steckt die Urtheilslosigkeit sicher, man kann ihr nichts anhaben. In dieser Beziehung sind die musikalischen Referenten glücklich! Die können fünfund-

zwanzig Jahre lang dieselbe abgeschmackte, lederne, stehende Patronen-Schmiererei bringen! Ich habe einen Concert-Referenten gekannt, der so lächerlich dumm war, über mehrere zu gleicher Stunde stattgefundene Concerte selbst zu referiren! Er schickte nämlich einige Handlanger in die andern Concerte, die brachten ihm den Mörtel, er goß sie in seine Schablone, in seine hölzerne Ziegelform und schrieb seinen Namen d'runter. Zu solcher albernen und widersinnigen Höhe der Kunst hat's doch ein anderer, als ein Concert-Referent noch nicht gebracht, das ist auch eine „characteristische Composition".

„Dramatischer Gesang".

Wenn einer Nachtigall, oder einer Lerche, oder einer Dohle die Stimme ausgegangen ist, wenn sie keinen Ton mehr im Halse hat, aber doch genug „Metall" für die den Recensenten vorzusingende Cavatine: „Geld, ich hab' Talent?" Dann lies't man die Phrase: Das ist eine Künstlerin mit „dramatischem Gesang!"

„Durchdrungenheit".

Wenn der Darsteller bei der Declamation so agirt, daß das Haar auf seinem Kopfe sich sträubt und die Zehen des Fußes mitzittern, dann ist er gewiß von seiner Rolle ganz erfüllt, und das nennt man: Durchdrungenheit.

„Gesinnung".

Wenn ein Autor weder Styl noch Geist hat, weder

Form noch Gedanken, weder Witz noch Gründlichkeit, und man ihn doch als einen großen Mann auf den Schild heben will, so hat er:

„Gesinnung".

Diese „Gesinnung" wurde zuerst auf der Leipziger Messe ausgeboten, ging als warmhaltender Renommée-Flanell in den Norden über, scheint aber nicht mehr lang gäng' und gebe zu bleiben.

„Innerlichkeit".

Wo einer Darstellerin alle und jede Aeußerlichkeit fehlt, wenn sie in der Kunst keinen großartigen Geist entwickelt, im geselligen Leben roh, grob und ungeschlacht ist, und weder Herz noch Gefühl für Armuth und Wohlthätigkeit hat, dann hat dieses Individuum:

„Innerlichkeit",

und da „in's Innere der Natur" kein menschlicher Geist dringt, so ist diese „Innerlichkeit" ein sammtener Ueberwurf über die kotzengrobe „Aeußerlichkeit" des Individuums.

„Ruhiger Recensent".

Ein Schaf, das bis in's hohe Alter ein Lamm bleibt. Ein „ruhiger Recensent" wird derjenige genannt, der allseinlebtag noch nicht Anlaß gegeben hat, daß man ihn für geistreich, oder sein Urtheil für gründlich, oder seinen Styl für bemerkenswerth gehalten hätte. Ein „ruhiger Recensent" ist ein Recensent, der fünfundzwanzig Jahre lang eine und dieselbe Misere mit dem Aufwande von zwanzig, dreißig stehenden, friedlichen, engzugeschnittenen

Camisol-Redensarten bespricht, und noch nie Veranlassung gegeben hat, daß Mozart und Gluck ihm widersprechen hätten. Ein „ruhiger Recensent" ist ein Löwe in Gestalt eines Müller-Pegains, ein Herkules mit einer Fliegenklatsche, ein Geschicht-Schreiber mit einer Piquet-Kreide, ein grundfriedlicher Mensch, der sich seine Recensionen mager ausstaffirt, und sie aschfarb anröthelt. Vive!

„Tendenz"

ist die Essigflasche, die man dem ohnmachtgewordenen Talente unter die Nase hält! Tendenz ist die „Krücke" für lahmgewordene Bühnendichter. „Tendenz" ist die „geschwollene Bauchwassersucht", die sich für einen „interessanten Zustand" ausgeben will.

„Wacker!"

„Wacker! Wacker! Das ist ein wackerer Künstler! Eine wackere Künstlerin! Ein wackerer Schriftsteller! Ein wackerer Kritiker!" Das sind schon die Haderlumpen der Kritik! Den Fetzen „Wacker" wirft man jeder armseligen Erscheinung um die Blöße, für die man in der Geschwindigkeit kein barmherziges Kleidungsstück findet. Im Artikel „Wacker" wird wacker gearbeitet!

„Ziemlich".

Die kleinste Scheidemünze des Ungeschickes im Ausdrucke, auf welche der arme Leser gar nichts mehr herausgeben kann!

„N. N. hat ziemlich gut gespielt!"

Elender Nothpfennig der schreibenden Armuth!

- „Zur Zufriedenheit".

Heißt gewöhnlich „zur Zufriedenheit des Spielers", wodurch der Darsteller den Spieler zufrieden stellte, bleibt inbianco!

Die Emancipation der Strohhüte.

Enigme.
„On me porte sur la tête,
On me nomme: chapeau
Devine grosse tête!“

O schöne gold'ne Zeit, o verlornes Paradies, in welchem man zur Glückseligkeit nichts brauchte, als eine Strohhütte und ein liebendes Herz! Und doch gab es dazumal keine Feuer-Assecuranzen, wo man sich die Strohhütte, und keine Lebens-Assecuranzen, wo man sich das liebende Herz hätte versichern lassen können!

Nicht einmal auf dem Theater sieht man eine Strohhütte, nicht einmal in der Komödie sehen wir mehr ein liebendes Herz!

Nur auf den Köpfen des schönen Geschlechts sieht man im Sommer die schäferlichen Strohhütten, aber von dem liebenden Herzen weiß man nichts Officielles, und da nur der liebe Himmel in's Innere der Menschen schaut, so können wir nicht sagen, ob das schöne Geschlecht zu diesen Strohhütten auch noch liebende Herzen trage!

Wir halten uns an das, was wir sehen, an die schäferlichen Strohhütten und Strohhüte auf den Häuptern unserer Schönen, und schließen vermöge der Regula de tri von dem Dasein der gegebenen Schönen und der gegebenen Strohhütte auf die Existenz des unsichtbaren Dritten: des liebenden Herzens.

Ein Frauenzimmer in einem Sammthut macht einen Eindruck auf mich, wie eine Winterlandschaft; ein Frauenzimmer in einem Seidenhut ist ein Frucht- und Sommer-Stück; und nur ein Frauenzimmer in einem Strohhut ist ein Frühlingsgemälde. Ein Mädchen in einem Strohhut besiegt den Feind in zwei Stunden schneller, als eines in einem Seidenhut, und ein Mädchen in einem Sammthut braucht zweimal so viel Augenpulver und Liebesgeschütz zu ihren Eroberungen, als eines in einem Seidenhut.

Der magnetische Rapport des Stroh's mit dem Herzen der Männer beruht zwar auf einer dunklen Kraft der Natur, allein sie ist so wahr, und so begründet, wie nur irgend etwas in der Kraft des Magnetismus. Schon daß das Stroh eben so schnell Feuer fängt als das Männerherz, spricht für die geheime Affinität ihres Urwesens; schon das, daß ein Mädchen, wenn es Gefahr läuft, ganz in dem Meer der Vergessenheit zu ertrinken, nach dem ersten besten Männerherzen greift, beweist die Strohhalm-Natur dieses Männer-Herzens!

Und nun von dem Stroh im Herzen auf das Stroh im Kopf zu kommen.

Die weise Natur hat einmal *jedem* Menschen eine Portion Stroh in den Kopf gelegt; aber bloß um die gesammelten Früchte und Kenntnisse darin weich zu betten und einzuschlagen. Wenn nun manche Menschen weder solche Früchte brechen, noch sie sammeln, auch sonst nichts an Erfahrungen und Beobachtungen in diesem Stroh aufbewahren, so bleiben sie im Zustande der schöpferischen Natur: *reine Strohköpfe*, *Natur-Strohköpfe*; diejenigen hingegen, die dieses Stroh zu jener Emballage verwenden, zu welcher es bestimmt ist, das sind die *angewandten* Strohköpfe.

Wir sind also Alle mehr oder minder Strohköpfe, mit dem Unterschiede, daß nicht alle *Weizen-* und *Korn-Stroh*, sondern bloß Dünkelstroh im Kopfe haben, und den *Dünkel* selbst außen zeigen.

Da wir also Stroh im Kopfe haben, warum geniren wir uns, Stroh *auf* dem Kopfe zu haben? Ist *äußeres* Stroh verwerflicher als *inneres* Stroh?

Im Gegentheil, die gesunde Vernunft gebietet, im Sommer *Strohhüte* zu tragen; denn durch den Strohhut, durch diese *obere Strohschichte*, schützen wir die untere vor Brand und Sonnenstich.

Wir lassen den Damen sonst so ungerne einen Vorzug vor uns, warum lassen wir ihnen die kühlenden, schützenden, schattenden Strohhüte? Warum sind wir ihnen vis-à-vis bloß *filzig*?

Laßt uns von uns werfen diese grausame Fessel des gewöhnlichen Schlendrians, laßt uns im Sommer

wegwerfen diese aufgestülpten Brutöfen, diese geleimten schweißtreibenden Mittel, diese drückenden, schweren Brennhüte:

„Laßt uns Strohhüte tragen!"

„Strohhut oder nicht Strohhut?" das ist die Frage! Ist es besser zu braten, zu schwitzen, zu glühen, wie ein gesottener Krebs, und die Stirne gepreßt zu haben von den ledernen Rändern, oder Waffen zu ergreifen gegen die alberne Sitte des Tages, Strohhüte zu tragen, leicht, schattengebend, kühl, uns zu beschützen vor Kopfweh!? Kopf? Stroh? Vielleicht Beides? Da liegt der Hund begraben!"

Laßt uns stark sein, schämen wir uns des Strohes nicht!

Oder sollte es wirklich sein, daß wir so engherzig sind, so engbrüstig, und wir wollten auf Bequemlichkeit, Comfort, Gesundheit u. s. w. verzichten, weil Fiaker's auch Strohhüte tragen! Ich, meinerseits, ich schäme mich nicht, auch von einem Fiaker etwas zu lernen, wenn es klug, anständig und bequem ist. Und trägt denn kein Fiaker einen Filzhut?

Und mit diesem Kniff, womit man Kinder schreckt, sollte man uns abschrecken, zu unserem Wohlbehagen, zu unserem Vergnügen, zu unserer Gesundheit Strohhüte zu tragen?

Nein, damit fängt man Gimpel, nicht kluge Vögel! Also

Laßt uns Strohhüte tragen!

— —

Die erste allgemeine Stände-Versammlung in der Arche Noa,

oder:

Wenn ein Reichstag keine Hand und keinen Fuß hat, wie kann er eine Rechte und eine Linke haben?

(Humoristische Vorlesung, gehalten zu Baden am 16. Juli 1848.)

Die ganze Welt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! hat Gott ganz allein für sich selbst erschaffen: Erde, Himmel, Bäume, Meer u. s. w.; nur als er den Menschen erschaffen wollte, hat er seine verantwortlichen Minister, die Engel, zu Hülfe genommen und gesagt: „Wir wollen einen Menschen machen." Warum? Weil er gewußt hat, der Mensch wird nichts nutz werden, und er kann dann die Schuld auf's Ministerium schieben. Und der Mensch ist wirklich so unzweckmäßig, wie nur irgend ein Ministerial-Beschluß, aber leider haben damals die Minister ihre Beschlüße nicht so geschwind zurückgenommen wie jetzt, und der Mensch ist geblieben wie ein Ministerial-Beschluß; eine siebzigjährige Calamität, die am Anfange nicht gehen kann und am Ende aus Altersschwäche begraben wird.

Alle Ministerien waren mit der Ausfertigung des Menschen beschäftigt; der Minister des „Aeußern" war mit der Vertheilung der Schönheit beauftragt; wenn ich dazumal gelebt hätte, würde ich ihm eine classische Katzenmusik gebracht haben; der Minister des „Innern" hat dem Menschen den Geist eingeblasen, und zwar durch die Nase, weil da wenig hineingeht; der Minister des „öffentlichen Unterrichts" war schon damals auch, wie sie jetzt sind, denn er hat dem Menschen gesagt: „Vom Baume der Erkenntniß sollst Du Dich nicht unterstehen zu essen;" der „Kriegsminister" war der genialste, er hat dem ersten Menschen Kriegsmaterial aus dem Leibe geschnitten; er hat nämlich aus seiner Rippe das Weib gemacht. Nur der „Finanzminister" hatte bei der Bildung des ersten Menschen nichts zu thun, denn der erste Mensch war nackt, und solche Unterthanen kann der Finanzminister nicht ausziehen!

Damals, m. f. H. u. H.! muß es der Finanzminister eben so schwer gehabt haben wie jetzt; damals gab's noch kein Geld, jetzt gibt's schon kein Geld!

„Geld regiert die Welt," ja wohl, darum haben wir jetzt gar keine Regierung, weil gar kein Mensch Geld hat.

Geld regiert die Welt; also haben wir dreierlei Regierungen: Gold- und Silbergeld regiert die Welt, Kupfergeld regiert die Welt und Papiergeld regiert die Welt! Darum war es bis jetzt immer auch natürlich: wer

Geld in der Tasche gehabt hat, der konnte sagen: „Ich hab' die Regierung in der Tasche."

Silber und Gold, m. s. H. u. H.! das sind unverwüstliche Regierungen, die werden von der Tasche nicht verdorben, sondern sie verderben die Tasche; aber Papier ist gleich hin, und seit Papier regiert, wird die Regierung von der Tasche verdorben!

Nachdem also, m. s. H. u. H.! Gott den Menschen ausgestattet hatte, setzte er ihn ein, daß „er herrsche über die Fische, über die Vögel, über das Vieh und über das Gewürm".

Also von Gottes Gnaden kann der Mensch über nichts Anders herrschen, als über „Fische, Vögel, Vieh und Gewürm", aber nicht wieder über den Menschen. Was aber hat der Mensch erfunden, m. s. H. u. H.! damit er sich selbst weiß machen kann, er könne über Menschen regieren? Ach! er hat was Pfiffiges ausersonnen! Er hat die Menschen so erziehen lassen, daß sie „Stockfische", „Galgenvögel", „kriechendes Gewürm" und „dummes Vieh" wurden, und glaubte, nun könne er von „Gottes Gnaden" über sie herrschen.

Der erste Mensch war also der erste König der Welt, er verfiel auch richtig sogleich in einen tiefen Schlaf! Glauben Sie mir, m. s. H. u. H.! der Schlaf ist noch eine der schönsten Tugenden vieler Herrscher, darum beginnen auch die meisten Erlasse: „Wir haben geruht!" Man könnte keine passendere Grabschrift für viele Regenten finden als die:

„Ich wünsche, wohl geruht zu haben."

Man sollte glauben, wenn so ein Regent lange geruht hat, steht er endlich auf zur Arbeit; es ist aber nicht wahr: wenn die Fürsten gar zu lange geruht haben, stehen die Völker auf!

Allein dem Schlafe Adams verdanken wir unsere Freiheit; denn wenn Adam nicht geschlafen hätte, hätte man ihm die Rippe nicht genommen. Aus der Rippe wäre keine Eva geworden, Eva hätte vom Baum der Erkenntniß nicht genascht, wir wüßten noch nicht zu unterscheiden zwischen „Bös" und „Gut", d. h. zwischen Sedlnitzky und Constitution.

Also wir verdanken alle unsere Bildung, unsere Weisheit, unsere Constitution blos dem Umstande, daß Eva von der verbotenen Frucht genossen hat! Dafür ist sie auch bestraft worden, denn Gott sprach: „Der Mann soll ihr Herr sein!" Der Mann soll ihr Herr sein; die Frauen lieben aber die Männer wie sie sind und nicht wie sie sein sollen! In Hinsicht der Herrschaft führen die Eheleute ein einfaches Buch: er das „Soll" und sie das „Haben".

Als Adam von dem Baume der Erkenntniß gegessen hatte, gingen ihm die Augen auf, und da jagte ihn der Himmel fort: g'rad so ging es mir; wie mir vor 25 Jahren anfingen die Augen aufzugehen, wurde ich von Wien weggewiesen.

Der Anfang meiner literarischen Laufbahn fällt in Ungarn, in Pest, als ich ganz schüchtern wagte, etwas

witzig zu sein, wurde ich auf den Magistrat vor den Ausschuß der „Hundert" citirt; da wurde mir bedeutet: „Witz ist magistratswidrig," und überhaupt sagte Herr Magistratsrath Weitinger: „Die Stadt Pest braucht keinen Witz, und wenn wir einmal Witz brauchen werden, so werden wir schon Hiesige finden, Sie aber sind ein Stuhlweißenburger und haben hier keinen Witz zu machen." Der Magistrat verbot mir, witzig zu schreiben, und es hieß in der Verordnung: „Derselbe hat sich in seinen Scripturen des Witzes zu enthalten!"

Als ich herunterging, fragte mich ein Freund: „Aber hat denn gar kein „Hunderter" für Sie gesprochen?" worauf ich antwortete: Ja, wenn ich über einen „Hunderter" zu disponiren gehabt hätte, wäre der Spruch anders ausgefallen."

Ich wurde also von Pest nach Wien gegangen! Da gingen die Conflicte mit Polizei und Censur los! Die Censur wollte haben, ich sollte mich nicht über Alles in Wien aufhalten, die Polizei wollte haben, ich sollte mich gar nicht aufhalten! Ich war einige Jahre in Wien gewesen, ohne das monatliche Fremden-Karten-Geld zu bezahlen; an einem schönen Morgen wurde mir angezeigt, ich müßte die Strafe, die bei jedem Uebertretungsfalle progressiv gesteigert worden ist, bezahlen, es war eine Kleinigkeit, z. B.: entweder 108 Jahre Arrest, oder ich sollte 100,000 Gulden bezahlen. Ich erwiderte dem Herrn Hofrath Persa, daß ich das Letzte vorziehe, er möchte nur morgen schicken, das Geld einzucassiren.

Am andern Tage hatte ich Audienz bei Sr. Excell. dem Grafen S., dieser sagte mir ganz naiv: „Sie müssen fort, weil Sie Talent haben, wenn Sie kein Talent hätten, so wäre an ihrer Richtung nichts gelegen." Ich erbot mich, die ehrenvollsten Zeugnisse zu bringen, daß ich kein Talent habe, es half nichts: „Sie müssen fort, zurück nach Ungarn!" Da sagte ich: „Euer Excellenz waren bis jetzt mit meiner Richtung nicht zufrieden, jetzt bin ich mit Ihrer Richtung nicht zufrieden, ich will meine Richtung nicht nach Ungarn, sondern nach Deutschland nehmen!" Er erwiderte: „In's Ausland dürfen Sie nicht, da geb' ich Ihnen keinen Paß."

Ich hatte also kein Geld und keinen Paß; auf meinen Namen konnte ich beides nicht bekommen, ich ging also, wie der Prophet Elias, ohne Geld und ohne Paß, und kam glücklich und unbestohlen in Berlin an.

In Berlin lebte ich lange unbehelligt von der Polizei, wahrscheinlich weil sie sah, daß ich kein Talent hatte; aber es giebt keinen ewigen Frieden! Ich hatte eine Schrift herausgegeben: „Ueber das Wirken eines Justizrathes", in welcher ich über ihn und die Justiz ein scharfes Urtheil aussprach; allein darauf sprach die Justiz über diese Schrift ein noch schärferes U.theil aus, ich wurde drei Monate auf die Festung Spandau und in 200 Rchsth. Kosten verurtheilt, das berührte mich etwas unangenehm. Ich appellirte an den jetzt verstorbenen König, der ein Freund meiner Journale war. Ich schrieb ihm: „es ist wahr, ich habe gefehlt, allein wenn ich

drei Monate nach Spandau soll, so fehle ich wieder in Berlin, ich ziehe es vor, in Berlin zu bleiben, um in Spandau zu fehlen; und überhaupt wüßte ich nicht, was ich auf einer Festung machen sollte, da im Belagerungsfalle ein hungriger Poet die Lebensmittel bald aufzehren dürfte; auch würden mich die 200 Rchsth. sehr niedergeschlagen machen und Se. Majestät werden geruhen einzusehen, daß es besser ist, wenn die Unkosten niedergeschlagen würden u. s. w."

Es währte einige Wochen, bis ich Antwort erhielt. Am Tage vor Ostern erhielt ich eine Zustellung, auf der Polizei zu erscheinen! Wenn ich auf die Polizei gerufen wurde, hatte ich immer die Vorsorge, auf vierzehn Tage oder drei Wochen Wäsche mitzunehmen. Es war ein regnerischer Tag, ich kam auf's Polizei-Bureau, da wurde mir mitgetheilt, Se. Majestät haben geruht, die drei Monate Festungsstrafe in drei Tage Hausvogtei-Arrest umzuwandeln, und die Unkosten niederzuschlagen. Der Polizeidirector fragte mich, wann ich den Arrest antreten wolle, und ich sagte: „Die Witterung ist dem Unternehmen günstig; sogleich in dem Augenblicke!" und ich bezog meinen Schriftstellersitz als gepfiertes Osterlamm Seine Majestät schickten mir täglich Torten und Champagner, so daß ich dann Seine Majestät um die Erlaubniß bat, mich auf diesen Sperrsitz zu abonniren! Späterhin hatte ich noch Neckereien mit der Polizei, denn „was sich liebt, neckt sich!" Ich hatte nämlich in einer Schrift über die Berliner Polizei ge-

sagt: „Ich zweifle nicht an ihrem Geiste, ihrer Humanität und ihrer Freisinnigkeit!“ Dieses nahm die Polizei hartnäckig für „Ironie!“ Und ich wurde dafür, daß ich einer Polizei Geist, Humanität und Freisinnigkeit zutraute, auf drei Wochen Arrest verurtheilt! Ich schrieb an Seine Majestät und stellte ihm vor, daß ich zu folgender öffentlicher Abbitte erbötig bin: „Ich habe der Polizei „Geist, Humanität und Freisinn“ zugetraut, das verdient allerdings die gerechte Strafe von sechs Wochen Arrest; allein, ich bitte der Polizei hiemit öffentlich ab, und erkläre, ich trau' ihr weder Geist, noch Humanität, noch Freisinnigkeit zu; ich werde nie wieder die Berliner Polizei durch eine solche falsche Zumuthung bei den andern europäischen Polizeien in Mißcredit bringen.“

Ehe noch dieser Proceß entschieden war, hat mich die dazumal proclamirte Preßfreiheit des Königs Ludwig von Baiern veranlaßt, nach München überzusiedeln. Als ich hinkam, fand ich, daß die Presse frei war, aber die Schriftsteller waren eingesperrt. Man durfte über Alles schreiben, nur nichts über die äußere Politik und nichts über die innere Politik, nichts über die heiligen Bundesstaaten, nichts über die Religion, nichts über den Staat nichts über die Finanzen, nichts über's Militär und nichts über's Theater, sonst aber war unumschränkte Preßfreiheit. Man hatte in Baiern damals keine Censoren, aber „Gesandte“, die Gesandten jedes Staates überwachten die Blätter, und so hatte jedes Blatt siebenunddreißig Censoren des lieben heiligen deutschen römischen Reiches.

Da ewiger Frieden war, und der Frankfurter Bundsalat aus 38 Häupteln nichts zu thun hatte als Ferien auszudichten, so war das Geschäft aller anderen Gesandten das: den herrschenden Geist aller Länder zu censiren und ihn in Musik zu setzen, d. h. ihn durch geheime Noten an ihren Höfen abzuleiern.

In Frankfurt a. M., m. f. H. u. H.! war in dieser Beziehung die große deutsche Musikschule; da componirten die Gesandten ihre Noten; da sollte die große deutsche Nationaloper componirt werden, allein das war schwierig, eine Oper zu schreiben für 38 Solostimmen, und noch dazu für 38 Künstler, die ihr Instrument immer per Courier stimmen lassen mußten; und wenn's zur Generalprobe kam, hatte Jeder seinen Stimmschlüssel zu Hause vergessen, und da hieß es immer: „Wegen plötzlich eingetretener Ferien kann die neue National-Oper noch nicht aufgeführt werden."

Ich sollte aber, wie gesagt, selbst bald „baierischer Abgesandter" werden, denn bald darauf bekam ich von der Münchener Sanitäts-Polizei die Versicherung, daß eine Veränderung des Klimas mir sehr gesund wäre.

Ich übergehe hier die Zeit meines Aufenthaltes in Paris, meine Rückkehr nach München und komme gleich nach Wien.

Es ist traurig! Die aufgehende Sonne des Freiheitstages fällt in den Spätabend meines Lebens!

Vierzehn Jahre lang hat mein Bischen Geist gezuckt unter den täglich wiederkehrenden Nadelstichen der

Gewalt; vierzehn Jahre lang wurde mir von der Heb=
amme Censur jeder Gedanke verstümmelt, kaum er die
Geburtsstätte verließ; vierzehn Jahre lang wurde mir
jeder Witz, jeder Einfall, jede Satyre durch vier oder
fünf Filtrir=Säcke gezogen, bis nichts blieb als das
Phlegma und der Spiritus zum Sedlnitzky ging!

Vierzehn Jahre lang mußte ich alle Tage Zehent
und Robot meines Geistes abgeben; vierzehn Jahre lang
zog die Klaue geistiger Willkür ein Blatt nach dem
andern aus der Blume meiner Schriftsteller=Thätigkeit,
zerdrückte sie eine Perle nach der anderen in der Zitter=
nadel meines Talentes; vierzehn Jahre confiscirte sie
täglich $^{9}/_{10}$ Theile meines Eigenthumes, und nach diesen
vierzehn Jahren springt die Freiheit wie die Minerva
mit der Aegis gerüstet aus dem Haupte eines stark=
erwachten Volkes; der Becher der freien, geistigen Regung
schäumt an meinen Lippen, aber es ist zu spät, nur
wenige Züge sind mir noch zu schlürfen gegönnt, und
die vierzehn Jahre, die mein Talent auf dem Spielberg
des Geistes in Fesseln lag, gibt die untergehende
Dämmerstunde meines Lebens mir doch nicht wieder
zurück!! —

Ja, wenn wir jetzt, nachdem wir frei vom Baume
die Erkenntniß essen dürfen, auch, wie Adam, 930 Jahre
leben könnten, das wär' ein Anderes! 930 Jahre! Ich
begreif' es gar nicht! Wenn man schon so lang gelebt
hat, ist's ja gar nicht der Mühe mehr werth zu sterben!
Wenn sich jetzt ein Mensch unterstände, 930 Jahre zu

leben, die Polizei würde es gar nicht leiden, das wäre eine Ueberschreitung seines Befugnisses! Und doch wird's jetzt nöthig werden, 900 Jahre zu leben, denn sonst zweifle ich, daß ein Mensch das Ende unserer jetzigen Zustände erlebt!

Als Adam starb, m. f. H. u. H.! haben sich die Menschen vermehrt, und es wurden die ersten Aristokraten; denn es heißt: „die Kinder der Großen haben die Töchter der Menschen gesehen, daß sie schön sind," — das sind sie schon, die Aristokraten, daran erkennt man sie: wo schöne Töchter sind, da sind sie gleich da, da sind sie die wahren Reactionärs!

Der Himmel hat gesehen, daß „Tyrannen wurden" auf Erden und „gewaltige Leute", ja, er hat auch gesehen, daß schlechte Poeten entstanden, nämlich, wie es heißt, „Menschen, deren Dichten schlecht war von Jugend auf", und er hat beschlossen, eine Revolution hervorzurufen, und zwar eine Wasser-Revolution! Ein Volk macht ohnehin nicht eher eine Revolution, bis ihm das Wasser bis an's Maul geht! Nur wenn ihm alle Wünsche, alle Hoffnungen zu Wasser werden, da sucht sich das Volk selbst flott zu machen, und ist so quasi genöthigt, selbst das Steuerruder zu ergreifen!

Vor der Revolution war es so, m. f. H. u. H.! da hatte das Staatsschiff auch ein Steuerruder, d. h. das Volk bezahlte die Steuer und die Regierung hat gerudert; nach der Revolution will gar Niemand steuern und Jeder will rudern; vor der Revolution

steuerte die Regierung das Schiff gegen den Strom, nach der Revolution steuert man den Strom gegen das Schiff; vor der Revolution war das Schiff ein Segelschiff; ein paar Schiffsherren haben sich windig aufgebläht und das Schiff fuhr immer langsam voran; nach der Revolution ist es ein Dampfschiff, und wird bloß mit den Kohlen geheizt, die eine Partei auf das Haupt der andern sammelt! Ja, der Strom der Freiheit, m. f. H. u. H.! ist nach der langen Wintereisfessel auch über sein Ufer getreten, er habt die Dämme zerrissen, die Ufer überschritten, es ist wahr, aber das ist nicht die Schuld des Stromes, nicht die Schuld des Freiheits-Elementes, sondern die Grundursache, warum der Strom die Ufer überschritten, liegt in dem Stabilitäts-Principe des Winters, welcher früher den Strom stocken machte und die Eisfesseln schlug!!!

Also der Himmel hatte die Sündfluth über die Menschen gebracht und sie alle ersäuft. Nur eine einzige Familie blieb übrig: Noa. Warum? Weil er ein „frommer Mann“ war und ein „göttliches Leben“ führte! Vielleicht war er ein Domherr, denn die führten immer ein „göttliches Leben!“

Noa aber erhob ein gewaltiges Geschrei, schon der Tafelfreuden halber, denn es hieß: das Ende alles „Fleisches“ war gekommen! Also um die paar übrig gebliebenen Menschen noch zu beschäftigen, ließ der Himmel bauen, und zwar eine Arche. Und in dieser Arche, sagte Gott, soll er von allen Gattungen Geschö-

pfen eine große Ständeversammlung einberufen, von jeder Partei ein Paar, also eine »Chambre de pairs!« Aber damit die Versammlung ganz unparteiisch sei, so müsse er einberufen die Vögel von allen Farben, die hoch fliegen, und auch verschiedenes Gewürm, das im Staube kriecht!

Gott sprach: „In dieser Arche sollst Du Dir Kammern machen, eine obere und eine untere," also ein Zwei-Kammer-System; darum aber hatte die Arche auch, wie es heißt, von außen und innen viel Pech!

Als Noa, der Ministerpräsident, in der Arche war, und die Deputirten aus allen Geschöpfen mit, schloß unser Herrgott hinter ihnen zu.

Man sieht schon, daß dieß eine wahre deutsche Ständeversammlung war, sie schließen nie ab, und verlassen sich darauf, Gott wird schon abschließen! In dieser ersten Reichsversammlung kamen alle paarweise und jeder Deputirte hat seine Frau mitgebracht! Warum? Wegen der Opposition! Auch deshalb mußten in jener Reichsversammlung Frauen eingeladen werden, weil es damals noch keine Zeitungen gab, und die Verhandlungen doch allgemein publik werden mußten!

Dazumal, m. f. H. u. H.! hatten die Thiere, die Vögel u. s. w., noch ihre Sprache gehabt; und es entstand eine große Debatte, in welcher Sprache die Verhandlungen stattfinden sollten. Noa war für die deutsche Sprache, denn daß Noa ein Deutscher war, wird daraus ersichtlich, daß er sich zuerst einen Rausch getrunken hat.

Die anderen Geschöpfe waren alle für ihre Zunge; die Abstimmung darüber wurde immer vertagt, am Ende kam man überein: Jeder spreche seine Sprache, und wenn am Ende einer nicht weiß, was der Andere will, wird abgestimmt, und zwar durch Aufstehen und Sitzenbleiben; und zwar so: die schon müd' sind, bleiben sitzen, und die noch was ausstehen können, stehen auf. Wie die Parteien beschaffen waren, weiß man aus der Tradition!

Die Schnecken saßen am Ministertische; die Krebse bildeten die Reactionärs; der Maulwurf und der Erdmolch die Wühler; das Faulthier die Fortschrittspartei; die Störche waren die Redner, sie stehen lange auf einem Fuß und klappern immer fort; der Dompfaff vertrat den Clerus und die Raben und Canarienvögel sprachen für die Schwarzgelben.

Von der Linken und Rechten in der Arche kann ich Ihnen nichts mittheilen; es ist überhaupt von einem Reichstage schwer zu unterscheiden zwischen den Linken und den Rechten, wenn die Rechten wenig da sind! Die Rechte soll nicht wissen, was die Linke thut, das ist das Rechte, die Linke aber möchte wissen, was die Rechte thut, die Rechte thut aber nichts! —

Endlich, nach hundertfünfzig Tagen, hat Gott nachgesehen, wie es der Ständeversammlung geht, es ging ein ganz anderer Wind, der trocknete aus, und die ganze Kammer ließ sich auf den Berg Ararat nieder.

Da schickte Noa den Raben aus und die Taube, und die brachte ein „Blatt" mit, und aus diesem „officiellen Blatte" hat Noa ersehen, daß die Welt *sehr trocken* ist.

Also ging Alles aus der Kammer, und das Erste, was Noa als Dank auf den Altar des Vaterlandes niederlegte, war das, daß er mehrere *Mitglieder opferte*, und zwar blos die *Reinen*!

Das muß man aber Noa nachsagen, er beschäftigte sich sogleich mit der Presse, mit der „*Weinpresse*" nämlich! Noa war der erste Censor, bei der Presse drückte er den Geist aus, und die Hülsen gab er frei!

Bei dieser Preßfreiheit aber hat sich Noa, wie viele unserer jetzigen Journalisten, selbst berauscht und fürchterliche Blößen gegeben!

Noa hat sich aber deshalb einen Haarbeutel angetrunken, weil er als Minister selbst nach der Preßfreiheit nicht ganz ohne Zopf sein konnte. Berauschen kann man sich aber an den Ergebnissen unserer Presse nicht, dazu fehlt ihr der Geist! Unsere jetzige Presse erregt blos Durst, aber sie löscht den Durst mit Salz, statt **mit Labung**.

Unsere meisten Journale sind noch größtentheils wie die jungen Erdäpfel, *wässerig*, und die Erde klebt noch allseits an ihnen. Die meisten unserer Journale beschäftigen sich damit die Todten zu seciren, anstatt die Lebendigen zu zergliedern; die Revolution ist ihnen kein *Volksstück*, sondern ein *Conversationsstück*; ihre

Experimental-Politik zeigt, wie man die Elemente zersetzt und wie die Mischung der Verhältnisse rüttelnd und schüttelnd vor sich geht, aber sie belehrt nicht und zeigt nicht, wie man die Natur der Verhältnisse und Dinge ändert! Sie wissen nicht, daß die Freiheit nicht improvisirt werden kann, sondern daß sie ein Lehrgedicht ist, und daß die Zeit die körperliche Hülle der Freiheit ist, ohne die sie nicht erscheinen kann.

Unsere Ultra-Demokraten begreifen nicht, daß ein größerer Unterschied ist zwischen Nichts und Eins, als zwischen Eins und Tausend; sie wollen den Wein der Freiheit gleich alt keltern! Unsere meisten Journale erheben sich nicht über ihr Publikum, sie sind die Leibschneider ihres Publikums, sie legen ihr Maß an dasselbe an, sie coquettiren nur mit dem Schlagworte von gestern, buhlen mit dem Gedanken von heute, aber sie haben keinen Blick für die Idee von morgen! Sie hängen ihre Ansicht, bevor sie sie drucken lassen, zum Fenster hinaus, wie ein Barometer, um zu sehen, wie der Dunstkreis für sie beschaffen ist. Sie glauben Schlüssel und Schloß der Zeit zu sein, sind aber nur die Angeln, auf welchen sie beim Herumdrehen knarrt und ächzt!

Nicht mit Licht und Leuchte wollen sie die Dunkelheit erhellen, sondern mit Blitzen sie zerreißen; der Staub des Gefechtes macht unsere Fechter blind; anstatt von Entwicklung zu Entwicklung zu gehen, gehen sie von Zerstücklung zu Zerstück-

lung! Alle Kräfte sind um- und überstürzt, der Fluß befruchtet nicht mehr, er verwüstet; das Licht leuchtet nicht mehr, es verzehrt; die Freiheit beseligt nicht mehr sie betäubt; der Gedanke wirkt nicht mehr, er wüthet; der Geist herrscht nicht mehr, er tyrannisirt!

Kurz, in einem großen Theile unserer Presse fraternisirt ein diebisches Gelüste mit einer verbitterten Vegetation; der Kampf als Mittel wird Kampf als Zweck; die Polizei und die Denuncianten haben sie aus dem Leben vertilgt, um ihnen in den Zeitungen eine Freistätte zu errichten; sie bauen für ganz winzige Ideen große Triumphthore, und kleiden ihre kleinen Umtriebe wie Zwerge bei einem Königszug in leeren Redeprunk und Flitter. Noch Andere brauchen die *Freiheit* blos zur *Brücke* zu *andern Zwecken*, und indem sie sie brauchen, *treten sie sie mit Füßen*; die noch Andern läuten mit allen Sturmglocken, nicht um die Wolken zu zertheilen, sondern um das Ungewitter anzuziehen! — Der Eine trägt die Freiheit wie eine Jakobinermütze, der Andere wie eine Schellenkappe, der Dritte wie eine Schlafmütze, der Eine wie ein Geck, der Andere wie eine Livrée!

Um die Früchte vom Baume der Zukunft zu pflücken, hauen sie den ganzen Baum schon jetzt um, da er kaum zu blühen beginnt.

Im Sturme glauben sie das Schiff zu erleichtern, wenn sie alle Güter über Bord werfen: Religion, Sitte, Treue, Achtung vor Gesetz u. s. w.; in dem Sturme

greifen sie zu dem gefährlichen Mittel: die Schiffsgefangenen zu befreien, sie entfesseln alle Leidenschaften, und vergessen, daß am Ende das Schiff aus dem Sturme kommt, aber dann von den nicht mehr zu zügelnden Leidenschaften überwältigt und der Zerrüttung preisgegeben wird. Sie räumen aus unsern Herzen alle Dinge weg, nichts soll uns heilig sein, Alles, was irgend eine Höhe hat, durch Geburt, Gesetz, Geist, Ruf, Militär-Ruhm u. s. w., Alles soll wie ein Distelkopf abgeschlagen werden. Allein die neuen Möbel, mit welchen sie unser Herz möbliren wollen, sind nicht besser, und die Tugenden und Höhen, die sie uns anbieten, betrachten wir zagend, weil das Gefäß, in welchen sie uns credenzt werden, oft ein zweideutiges, ein unreines, ein von der öffentlichen Meinung gebrandmarktes, ein von seinen Antecedentien infamirtes ist. — Allein auch diese Zeit des Wundfiebers unseres Umsturzes wird vorübergehen; nicht nur der ruhige Himmel der Freiheit hat seinen Segen, sondern auch der Orkan der Freiheit ist segenvoll, er schüttelt die Raupen und die faulen Früchte ab vom Baume der Zukunft. Die unberufenen Apostel der Freiheit werden untergehen, das Evangelium der Freiheit wird bleiben; die falschen Propheten avant la lettre werden aus dem rothen Weltkalender verschwinden, und in dem genealogischen Staatskalender wird auch Brutus ein Heiliger sein! Aus dem Kampfe blinder Interessen wird der Einklang der ewigen, brüderlichen Eintracht hervorgehen, aus allen Ständen,

aus allen Classen, aus allen Regionen der Menschheit und der Gesellschaft wird eine Gemeinde hervorgehen, welche die Offenbarung des Weltgeschickes versöhnt und umschlungen verstehen und genießen wird, und bis dahin, m. v. H. u. H.! bleibt uns nichts übrig, als die Tugend: Geduld, und zu dieser Tugend schmeichle ich mir, Ihnen durch diese Vorlesung eine ausführliche Lection gegeben zu haben.

Der Genius der Liebe im Gumpoldskirchner Tunnel.

Oder

Der Steeple-Kuß mit Hindernissen.

Er war ein „Hofmeisterischer" und sie war eine „verstorbene Güter-Controlors-Tochter". Er war von Geburt ein Männchen, durch Verhältnisse ist er aber Hofmeister geworden; sie war von Geburt ein Weibchen, durch Umstände aber, die Alles waren, nur nicht gesegnet, ist sie schwarze Silhouetten-Schneiderin geworden. Er zählte zweiunddreißig Sommer, sie zählte ihre Sommer nicht mehr, ein Beweis, daß sie schon über den einundzwanzigsten Sommer hinausgekommen sein mußte. Er war eine Blondine, sie war ein schwarzer Käfer, er war ein Schwärmer und sie war mager; für Schwärmer hat die Natur die magern Frauenzimmer hervorgebracht, je magerer sie ist, desto schwärmerischer ist er, für einen rechten Schwärmer muß die Geliebte wie ein Fastentisch sein: *gar kein Fleisch*!

Wir unsererseits, wir leisten auch ein Bedeutendes in dem Artikel: „Schwärmerei", aber bis zur Anbetung der concreten Magerkeit haben wir's noch nicht gebracht; wir wissen zwar: „alles Fleisch ist Heu", allein in dieser Beziehung haben wir eine wahre Roßnatur, ein

Bündel frisches, junges Heu ist auf den mühseligen Stationen des Lebens nicht zu verachten. Wir sind und waren nie ein Freund von zu mageren Ideen und zu magern Frauenzimmern. Ein ganz magerer Mann kann sich bei der Welt für seine Magerkeit entschuldigen, ein Mann hat nicht immer Zeit, fett zu werden: bald muß er nachdenken, bald wird er ein Deutscher, dabei kann man nicht zunehmen; aber ein ganz mageres Frauenzimmer hat vor der Weltgeschichte gar keine Entschuldigung dafür! Ein ganz mageres Frauenzimmer ist noch gar kein Frauenzimmer, sie hat blos den Platz besteckt für ein auf diesen Platz kommendes Frauenzimmer. Bei einem Frauenzimmer will ich alles Denken vergessen; bei einem ganz magern Frauenzimmer muß ich Alles dazu denken, das strengt meinen Kopf zu sehr an.

Der Held unserer Novelle aber dachte nicht so; er liebte das absolut Magere, die Magerkeit in ihrer Vollendung, und sie, die Heldin unserer Novelle, war so, so war sie, mager bis zum Sublimen, und er liebte sie; er aber hieß Franz, und sie aber hieß Theodora, und dennoch liebten sie sich, so berühren sich die Extreme.

Franz aber wohnte im „Dörfel" und Theodora wohnte in „Alland"; aber was sind Meere und Wüsten für zwei Wesen, die sich lieben, besonders wenn das eine Wesen eine „verstorbene Controlors-Tochter" und unendlich mager ist?!

Hero ist über den Leander geschwommen, — nein, Leander ist über den Bosphor geschwommen und hat

Hero umarmt, ohne die Kleider zu wechseln, denn wir wissen nicht, ob sie für ihn trockene Wäsche bereit hielt; von Asien zu Europa ist für die Liebe ein Katzensprung, was ist also der Liebe die Entfernung von „Dörfel“ nach „Alland“?!

Bei der Milchmariandel No. 9967 begegneten sie sich zuerst. Er begehrte saure Milch, sie begehrte süße Milch; er schickte ihr von der sauren Milch einen süßen Blick, sie machte ihm von der süßen Milch ein saures Gesicht.

O Franz, geliebter Franz, lasse dich nicht einschüchtern! Saure Gesichter sind aller Liebe Anfang! Es gibt gar kein süßeres Geschäft, als solche saure Gesichter zu überwinden, sie nach und nach nur weniger säuerlich und endlich süß werden zu sehen. Ein Gesicht, welches ich gleich süß bekomme, mundet mir gar nicht; ich muß es sauer bekommen, und selbst süß machen, darin liegt Bewußtsein und Satisfaction!

Die Liebe hat *ein* Wort vorzüglich zur Palastdame ernannt: das Wort „süß“; sie bezeichnet Alles am liebsten mit dem Epitheton „*süß*“; die Liebe ist aber auch ein süßes Wort, denn dieses Wort ist das *einzige*, welches *zwei* *Gegensätze* hat: *sauer* und *bitter*. Die Geliebte kann nur ein *saures Gesicht* machen und ein *bitteres Gesicht*.

Wir sind doch selbst im Besitze eines sauren Gesichts, allein weibliche saure Gesichter überwindet man nicht durch ein süßes Gesicht und nicht durch süße

Blicke, und nicht durch andere gewöhnliche Süßigkeiten der aus dem Süßholz der Fadheit geschnitzten Alltags-männer.

Ich bin im Besitze des großen Geheimnisses, wie man das sauerste Gesicht am Ende in ein süßes umwandeln kann; nach meinem Tode wird man's unter meinen Passiven finden und veröffentlichen.

Franz aber, unser Franz, besaß dieses Geheimniß nicht und Theodora machte immerfort ein saures Gesicht!

O Franz, kannst du verlangen, daß Theodora, Theodora, die schwarze Silhouetten-Schneiderin sie, die vielleicht gestern politische Gesichter geschnitten hat, gleich darauf ein süßes Gesicht schneiden soll?

Franz kam zu mir, um Rath und Hilfe zu finden Wer in Baden in den Monaten ohne R unglücklich liebt, kömmt zu mir, gerade als ob ich eine Officin für unglücklich Liebende in Baden errichtet hätte, als wär' ich Wundarzt. Ich sage aber meinen Patienten gleich, ich bin blos Naturalist, ich kenne die Theorie gar nicht, blos lange Praxis.

Franz kam zu mir um Rath Das Erste, was ich bei solchen Ordinationen verlange, ist: Den Gegenstand zu sehen! Franz zeigte sie mir und ich rief aus: „Gott, wie mager!" — „Nicht wahr?" rief er mit Entzücken.

Ich gab ihm den ganz einfachen Rath, sich von ihr schneiden zu lassen, d. h. in der Silhouette; aber er

muß gleich sagen, er braucht fünfhundert Stücke. Gefallen ist Sache der Gewohnheit; wenn man das häßlichste Gesicht fünfhundertmal lange ansieht, findet man ein Etwas, was Einem wohlgefällt; man lasse von einer Malerin einen Thersites fünfhundertmal malen und sie wird am Ende sagen: „Das ist ein schöner Mann!"

Probatum est!

Als ich nach vierzehn Tagen durch's Helenenthal ging, traf ich sie zweibeide; er war noch schwärmerischer und sie noch magerer, woraus ich sogleich auf ein fait accompli schloß!

Franz kam nach vier Wochen wieder zu mir und fragte mich wieder um Rath

Sie liebe ihn zwar, aber er könne es nie bis zu einem Kuß bringen! Armer Franz!

„Ja," sagte ich, „sehr verehrter Herr und Liebender, was kann ich dazu thun? Wenn ich Ihnen mit einem Kusse dienen kann —?"

Es fehlte ihm die Gelegenheit, meinte er. Ich hätte ihm gerne gesagt: „Sie wollen lieben und wollen geliebt sein und keine „Gelegenheit"? Keine Gelegenheit zu einem Kuß?! Lassen Sie sich bei dieser Gelegenheit gleich todtschlagen — Sie Capitalrind!"

Er wollte nichts als einen Kuß! Blos einen Kuß, sonst nichts dazu, kein Compot und keinen Salat. O Franz, o frugaler Franz! O frommer, o frischer, frugaler Freund Franz!

Ich begreife nicht, daß die Männer auf einen Kuß so große Stücke halten. Was ist ein Kuß? Zu viel für nichts, zu wenig für Etwas. Was ist ein Kuß gegen einen Blick?! Einen Kuß kann man rauben, stehlen, ein Blick muß uns gegeben, geschenkt werden! Ein Kuß ist stumm, leblos, ein Blick spricht, klagt, versichert, tröstet, heiligt! Ein Kuß läßt in der Erinnerung nichts zurück, ein Blick lebt ewig vor unserer Erinnerung, er begleitet uns über's Meer, er schwebt vor uns in der Wüste wie die Feuersäule, er erleuchtet unser Gefängniß und stellt Blumen auf den Tisch! Ein Kuß kann bewacht, verhindert werden, ein Blick nicht, ein Blick ist wie die Pfeile, die nach Jerusalem fliegen, er scheint nach Norden geschickt und fällt im Süden nieder. Ein Blick ist eine Lichtgabe, die man mitnehmen, an der man Monate lang zehren kann!

Kein Mensch kann sich einen Kuß im Gedanken zurückrufen und ihn neu vor sich ablegen lassen, aber einen seelenvollen Blick, einen langen gemüthbereichen, liebetiefen Blick, den kann man sich wie ein Wesentliches zurückrufen, ihn vor die Seele führen und sich an ihm erquicken, wie an den Quelle des Augenlichtes.

So denke ich, aber Franz dachte anders; ein „Kuß" war der Kern aller seiner Wünsche — seine Seligkeit! Ein Kuß von Theodora! Eine höchst magere Seligkeit!

Ich dachte lange nach und endlich kam mir das Hilfsmittel!

„Fährt Theodora oft nach Wien?“

„Jede Woche zweimal.“

„Sind Sie da immer mitgefahren?“

„Niemals.“

„Schafskopf!“ dachte ich mir still und fragte laut: „Aber warum nicht?“

Daran hatte er nicht gedacht.

Solche Leute läßt unser Gott auch noch leben und sie sind sogar Hofmeister, das wird eine schöne Erziehung werden, die unschuldigen Kinder werden nicht einmal wissen, daß man, wenn die Geliebte in einem Waggon sitzt, im zweiten an der Glasthüre stehen und beständig hinübersehen muß! So vernachlässigt wird die Jugend!

„Mein lieber Franz,“ sagte ich, „wenn Sie denn so gewaltig kußwüthig sind, so müssen Sie zu dem Genius der schnellen Dampf-Küsse Ihre Zuflucht nehmen, welcher auf der Eisenbahn zwischen hier und Wien im Gumpoldskirchner Tunnel wohnt. Aber Sie müssen genau Zeit und Raum bemessen. Sehen Sie, es war eigentlich gar keine Nothwendigkeit da, hier einen Tunnel anzulegen, allein blos aus Rücksicht für alle jene Liebende, welche die Saison in Baden zubringen und die so dumm sind, keine „Gelegenheit“ zu einem Kuß zu finden, hat die Direction diesen Tunnel erbaut, sein eigentlicher Name ist »passage des amoureux honteux« und er ist der umgestürzte »Ponte dei sospiri«. In diesem Tunnel muß man mit einer Dampfesschnelle von 24 Pferdekraft küssen. Ich will Sie mit den nähern Details

bekannt machen. Dieser Tunnel dauert bei mäßiger Geschwindigkeit der Maschine so lange, als man 38 bis 42 zählt; bei der schnellsten Schnelligkeit kann man 28 zählen. Von 18 bis 24 ist der finsterste Punct im Tunnel; das sind die Augenblicke der totalen Finsterniß und wo der Genius des Kusses seine schützenden Schwingen über das kühne Unternehmen ausbreitet. Sie müssen sich nicht gegenüber, sondern an die Seite der Person setzen, die in Kußzustand erklärt werden soll; wenn Sie 14 gezählt haben, fangen Sie an die Präparative der Operation zu machen, Sie haben vier Secunden Zeit zum Nachrücken, den Kopf in die rechte Richtung zu bringen und die Hand zu erfassen. Von 18 bis 24 sind sechs Momente, in welchen man bei mäßigem Widerstand einmal, bei gar keinem aber dreimal küssen kann und bei 25 wieder so dasitzen, als wär' die Welt durch gar keine große Begebenheit erschüttert worden. Bei diesem ganzen Ereigniß kömmt auch viel darauf an, ob die Dame in einer Haube oder in einem Hute ist, ob dieser Hut tief in's Gesicht gesetzt ist, ob er eine schmale oder breite Krempe hat. Dabei muß der Moment die nöthigen Dispositionen voraussetzen und darnach handeln. Ein gar nicht übler Kunstgriff ist es, vor dem Tunnel zu bemerken, daß im Tunnel die Funken in den Waggon fliegen und daß es deshalb gerathen sei, die Fenster zuzumachen; das gibt Gelegenheit, sich um die Dame herumzuneigen und das Fenster aufzuziehen, während die Tunnel-Dunkelheit beginnt."

Franz fragte mich, woher ich dies Alles so genau wisse, und ich sagte ihm, der Genius des Gumpoldskirchner Tunnels wäre ein langjähriger Abonnent des „Humoristen" und habe mir das Alles mitgetheilt.

Franz war glücklich! Er wird sie küssen! Sie, die Theodora! Sie, die schwarze Silhouetten-Schneiderin! Er wird sie küssen, sie, die unendlich Magere, sie, die nichts ist als ein Gestell zu einem Kuß! Im Tunnel wird er sie küssen, in diesem gemauerten Spritzkrapfen zwischen Himmel und Erde à l'usage de deux amans! Vorne wird die Locomotive pfeifen, hinten wird die Sonne scheinen und inzwischen wird er sie küssen! O glückliche Aussicht! O glücklicher Franz! —

Aber „mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell!"

Juble nicht zu früh, frommer, frugaler Freund Franz! Die Götter sind neidisch, die Menschen sind boshaft und der Zufall ist grimmig! Zwischen Tunnel und Lippenraum liegt noch ein großer Raum! Die Dämone sind geschäftig und die bösen Kobolde haben neben jedem Lust-Train einen Separat-Train voll böser Tücke!

Und du, meine Feder, gewohnt nur Lust und Freude zu schildern, du sollst erzählen traurige Dinge, sollst reden von zerzupften Hoffnungen und abgewaschenen Regenbogen; arma virumque cano!

Es war der Halbneunuhr-Train. Ich ging auch nach Wien. In der Allee kam Franz mit einem kleinen Handsack, auf seinem Antlitz brannte ein zukünftiger Kuß

im bengalischen Feuer; sein Gang war zitternd und fiebernd; ich beneidete und bemitleidete ihn. Ich sprach ihn an, aber er konnte kaum antworten, er spitzte nur immer den Mund und ich bin überzeugt, er hatte sich die Nacht über das Küssen einstudirt. Auf der andern Seite der Baumgruppe kam sie, sie, seine „sie", Theodora, die „verstorbene Controlors-Tochter", in dem ganzen Umfang ihrer Magerkeit. Als Beweis ihrer Existenz trug sie ein weißes Kleid und eine Rosa-Mantille darüber; ein kleiner „Bibi" — so glaub' ich, heißen jene Hütchen, die erfunden worden sind, um den Sonnenschirmmachern das Brod nicht zu nehmen — saß wie ein Lichtlöscher auf dem nach hinten geneſtelten Zopf; der Handsack war dazu da, um Theodoren eine gewisse specifische Wichtigkeit zu geben gegen den wehenden Südwind, und ein Mops, der dazu da zu sein schien, um mit seinem Embonpoint eine Satyre auf die Magerkeit seiner Gebieterin zu bilden, fesselte sich an ihren Schritt wie die Reue an das Vergehen.

Als Franz und Theodora sich gegenseitig ansichtig wurden, grüßten sie sich selig schweigend, wie zwei Schatten im Elysium, wenn sie Fische essen. Die beiden Handsäcke bekamen Herzklopfen, der obligate Mops, der Vertraute stiller Leiden und Freuden, warf einen vielsagenden Blick auf Franz und sein mit Anstand wedelnder Schweif schien zu sagen: Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben, muß im Tunnel mit Waffen den Kuß sich erraffen!

Ich fahre gewöhnlich in der ersten Classe, blos darum, damit die andern Leute, die in der ersten Classe fahren, sich nichts darauf einbilden sollen; diesmal aber fuhr ich in der zweiten Classe, ich mußte Zeuge sein, wie der Genius des Dampfkusses seine Schützlinge behandelt.

Da saß sie, Theodora, die Fleischverneinte, die Durchausverbeinte; ich sah sie an, wie sie da saß, die im Verlauf der Begebenheit nächstens im Tunnel abgeküßt zu werdende Gesichterschneiderin! Ich sah mir ihre dünnen Lippen an und rief ihr zu: „Ich sei, gewähr' mir die Bitte, an deinem Munde nie der Dritte!"

Franz saß neben ihr, als ob er bei einer mathematischen Linie Schildwache säße! Rechts die Idee und links die Materie und zwischen Beiden der erfahrene Mops!

Ich saß von Ferne und ergötzte mich an dem Anblick der zwei Liebenden! Es gibt nichts Amüsanteres als den Anblick von zwei Liebenden, die steif und fest überzeugt sind, wie vorsichtig sie ihr Geheimniß bewahrt haben, wenn doch die ganze Welt sich über sie moquirt. Als ich das dachte, zupfte mich Jemand an der Nase. Das muß keine gewöhnliche Person sein, sagte ich zu mir selbst, denn mich bei meiner Nase zupfen, ist eine schwierige Aufgabe: zupfen kann man nur einen Zipfel, meine Nase ist aber eine Zipfel-lose.

Wer das besondere Vergnügen hat, mich vom Sehen zu kennen, wird mir zugeben, daß meine Nase

durchaus nichts Spitzes an sich hat — ein Umstand, den ich für eine große Schönheit halte, und deshalb mag es wohl vielleicht in der Welt schon ein Wesen gegeben haben, welches über diesen zu stark punctirten Mittelpunct meines, sonst ziemlich in die menschliche Gemeinde zuständigen Gesichtes sich hinaussetzte. Meine Nase ist aber keineswegs eine sogenannte Platsch- und Quatsch-Nase, wie sie meine literarischen Gegner zu ihrem Troste nennen; sondern sie ist ein allerliebstes, reizendes, schalkhaftes Stumpfnäschen im classischen Style, mit grandiosen Institutionen. Daß meine Nase so beschaffen ist, wie sie ist, das kömmt daher, weil sie nicht nur eine gutgesinnte Nase ist, sondern auch eine kluge Nase, die schon im Mutterleibe eine feine Nase hatte. Sie sah nämlich voraus, daß aus dem Nationalitätenkampf nichts Gescheidtes entstehen kann. Es stritten sich nämlich verschiedene Nationen um ihre Gestaltung; sie sollte eine griechische Nase werden, eine spanische, eine römische u. s. w. Da fürchtete ich, am Ende dadurch gar kein Gesicht und lauter Nasen zu bekommen, oder eine Nase, in welcher man aus lauter Nationalverschiedenheit nicht wüßte, wie ich Athem holen oder ein verständiges Wort reden wollte, da legte ich mich auf's Angesicht und meine Nase wurde dadurch so wie sie ist und wie ich mit ihr vollkommen zufrieden bin. —

Also es zupfte mich Jemand bei dieser meiner Nase, es war die Erfahrung und sie sagte: Du ergötzest dich an dem Anblick von einem Liebenden, der glaubt unbe

merkt zu sein und von der Welt ausgelacht wird? Faß' dich selbst bei der Nase an!

Ich hörte sogleich zu lachen auf. Indessen nahte der Tunnel; auf Franzens Angesicht arbeiteten Furcht und Entschluß wie zwei dämonische Kräfte. Er rutschte auf dem Sitze hin und her wie ein Schulknabe, bevor die Frage an ihn kömmt. Da wurde es dunkel, immer dunkler, dann finster. Einen Augenblick lang Stille, auf einmal: „Wau, wau, wau!" Mopsgebell und Weibergeschrei! Der arme Franz hatte bei seiner kühnen Schwenkung dem Mops auf den Bauch getreten, der Mops schrie gewaltig, Theodora schrie mit dem Mops, da wurde es wieder hell — die Expedition auf Kußfang war verunglückt und Franz saß da, ein Bild des Mitleids!

Und man sagt noch, die Möpse sollen keine Steuer bezahlen! Nicht mehr als sechs Secunden für sich zu haben und diese sechs Secunden durch die Empfindlichkeit der Epidermis eines Mopses zu Grunde gerichtet zu sehen!

Franz warf sich voll Verzweiflung in meine Arme, als wir in Wien anlangten. Ich vertröstete ihn auf die Rückreise und machte ihn darauf aufmerksam, den Conducteur darauf aufmerksam zu machen, daß kein Hund, der mehr Umfang hat als sein Besitzer, in dem Waggon bleiben darf. Ich sprach ihm Muth ein, erzählte ihm, wie Columbus auch nicht gleich auf der ersten Fahrt Amerika entdeckt hat, und wie gar keine große Operation ohne frühere, fehlgeschlagene Versuche vor sich ging. Ich

brachte seinen innern Menschen wieder zu Küssen, und in dem Halbsechsuhr=Train saß Franz wieder neben seinem geliebten Cölnerfläschchen, das Mops=Hinderniß saß im Hundekotter, die Götter donnerten rechts, alle Zeichen waren günstig. Franz saß neben Theodora, nur zum Losschießen, gegenüber ein harmloser Cigarrenraucher und ich wieder in der Ferne, mich an dem herrlichen Schauspiel labend und erwartend, wie Franz avant und après aussehen wird. aber leider blieb das pendant im Dunkeln.

Da kam der Tunnel, es wird dunkel, immer dunkler, dann finster, — jetzt! dachte ich. Auf einmal wird's ganz Licht im Waggon; der anscheinend so harmlose Cigarrenraucher zündete zwei Zündhölzchen an und Franzens gespitzter Mund war eben in dem Augenblicke beleuchtet, als er die Reise nach dem Kuß der Magerkeit antreten wollte!

Ein ausdrucksvolleres Schafsgesicht hab' ich nie gesehen! Theodora sah gar nicht aus, und es kam mir fast vor, als ob sie von seinen kühnen Unternehmungen gar nicht unterrichtet wäre, oder war's vielleicht der abwesende Mops, der sie beschäftigte?

Es waren heiße Thränen, die Franz Abends bei mir weinte. Ich richtete seine gebeugte Seele wieder auf! Ein zweimaliger Hagelschlag ist noch gar nichts! Es fällt kein Kuß auf den ersten Hieb! Je größer die Mühe, desto süßer die Frucht! Er soll nicht verzweifeln! Sie geht jeden Donnerstag wieder nach Wien! Rem und

die Wienbrücke sind nicht in einem Tage gebaut worden! Steuere nur zu, muthiger Segler, es muß sich das Küssen dir zeigen u. s. w.

Donnerstag um halb Neun trug der Waggon wieder in seinem Eingeweide Franz und Theodora, er in einem Ueberrocke, weil's kühl war, und sie in einem Burnuß; er saß ihr nun gegenüber am Fenster und aus allen Poren strahlte ihm die Erwartung. Ich saß wieder in der Ferne, da kam wieder der Tunnel, es wurde dunkel, immer dunkler, endlich ganz finster. — „Verzeihen Sie!" brummte eine Baßstimme; es wurde hell und licht, und Franz sah aus wie die abgebrühte Sehnsucht!

Er hatte nämlich einen Ueberrock an (so erzählte er mir nachher), beim Niedersetzen setzte sich sein Nebenmann, ein ältlicher dicker Herr, auf dessen Rockschößel; als sich nun Franz zum beabsichtigten Kuß erheben wollte, konnte er nicht, sein Rockschoß war im Gefängniß, er riß ihn gewaltsam los, aber die sechs Secunden waren vorbei!!!

In Wien ging ich lange mit Franz auf und ab, und brachte ihm Beispiele aus der Geschichte von Cäsar bis Saphir, daß alle Heldenentschlüsse und Charactere nicht ohne Hindernisse und ohne Zwischenfälle durch die Welt gingen, aber der Geist muß stärker sein als die Zwischenfälle, Ausdauer ist der Talisman, mit dem man Alles, auch einen Kuß erringt! Courage, Bajazzo!

Um halb sechs Uhr saßen wir wieder im Waggon,

Franz vis-à-vis von Theodora. Der Tunnel kam, es wurde dunkel, immer dunkler, endlich ganz finster, — eine secundenlange Stille — dann — patsch, klatsch! — der Ton einer Ohrfeige!

Es wurde hell, immer heller, endlich ganz licht, — ich suchte Franz, ich erkannte ihn kaum, die Wange war ihm dick angeschwollen; die magere Theodora hatte dem kühnen Kußforscher eine so fette Maulschelle gegeben, daß es auf der linken Gesichtsseite einen erhabenen Anblick gewährte!

Im Waggon herrschte lautloses Erstaunen, und der arme Franz senkte das halbgezeichnete Antlitz in den verschämten Schooß.

Theodorens magere Liebe war also noch nicht Tunnel-reif! Trau' Einer den magern Frauenzimmern!

Franz begleitete mich nach Hause. „Thut Ihnen die Geschichte weh?" fragte ich ihn. „O," erwiderte er, „die Ohrfeige thut mir nicht weh, aber daß ich sie doch noch liebe, thut mir weh!" — „O," rief ich, „Sie sind incurabel! Quos Ohrfeigen non sanant!"

Und noch heutigen Tages liebt Franz Theodora und noch heutigen Tages träumt er von Theodora, aber nach einem Kuß gelüstet ihn nicht mehr!

* *
*

Auch diese Novellette, mein lieber Leser, ist, wie die erste Novellette, reich an Moral! Erstens kann man aus ihr lernen, daß ein Frauenzimmer bis zum Subtilen mager sein und doch in der rechten Hand eine

Kraft besitzen kann, welche, auf die rechte Seite applicirt, mehr sagt als der dickste Korb der üppigsten Huldgestalt; zweitens kann man daraus lernen, daß man keinen Kuß stehlen soll, als bis man früher den sichersten Beweis hat, daß der Gegenstand darauf eingerichtet ist, bestohlen zu werden; drittens kann man daraus lernen, daß, um im Finstern sicher zu küssen, man erst bei Licht die Probe gemacht haben muß; viertens kann man daraus lernen, daß das Schicksal für den Menschen Ohrfeigen bereitet hat, wo er sie am allerwenigsten vermuthet; fünftens kann man daraus lernen, wie albern der Mensch ist, wenn er liebt, und wie er liebt, wenn er albern ist, sechstens endlich kann man daraus lernen, daß nicht alle Menschen sich in der Liebe von Dichtern rathen lassen sollen; quit licet jovi non licet bovi! Die Dichter haben einen Extra-Liebesgott: wenn sie Küsse stehlen, so bindet dieser Gott den Bestohlenen die Hände; wenn sie Dummheiten in der Liebe machen, reden und schreiben, so gießt dieser Gott einen eigenen naiven Reiz darüber aus, daß die Liebe es lächelnd verzeiht; und wenn die Dichter ja Ohrfeigen bekommen, so sind es nur solche, die sie sich selbst geben; quod erat demonstrandum!

Höchst vorsichtige Gedanken und frugale Witze des armen Propheten Jonas während seines Ausnahmszustandes im Wallfischbauche.

(Humoristische Vorlesung. Gehalten im Theater an der Wien am 20. Mai 1849.)

Die Propheten, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! werden eingetheilt in große Propheten und in kleine Propheten. Der Himmel behandelte die Propheten wie die Diebe; die kleinen bestrafte er, die großen ließ er laufen! Jeremias war ein großer Prophet, er wollte auch der aufrührerischen Stadt nicht predigen, den ließ der Himmel laufen; unser arme Jonas aber, der auch dem sündigen Ninive nicht predigen wollte, war ein kleiner Prophet; er wurde zwar nicht gehängt, aber er wurde zu drei Tagen Wallfischbauch-Arrest begnadigt! Der gute Jonas, m. f. H. u. H.! ist gewiß kein großer Prophet gewesen, was ist das für ein Prophet, der in dem Meere der Zukunft nicht einmal so eine Kleinigkeit wie einen Wallfisch voraus sieht? Wenn der Jonas ein rechter Prophet gewesen wäre, so hätte er nicht gewartet, bis der Wallfisch

ihn verschlingt, sondern er hätte früher den Wallfisch verschlungen!

Da sind unsere jetzigen politischen Propheten ganz andere Propheten! die haben ein so großes Maul, daß sie nicht nur den Wallfisch verschlingen, sondern das ganze Meer mitsammt der russischen, englischen, französischen und deutschen Flotte!

Unsere Propheten versprechen uns von der „Zukunft" die vollste Freiheit; darum bleibt die schöne Braut „Freiheit" stets blos unsere „Zukünftige", aber zur wirklichen Hochzeit kann es deshalb nicht kommen, weil von beiden Seiten nicht getraut wird!

Zur Zeit des alten Testamentes weinten die Propheten über die Juden, die nicht an's goldene Zeitalter glauben wollten, jetzt weinen die Juden über die Propheten, die nicht an's papierene Zeitalter glauben wollen. Unser Herrgott hat überhaupt mit den Juden viel Schererei! Gar kein Papier ist ihnen jetzt recht, auf das alte Testament wollen sie nicht mehr speculiren, und auf das neue Testament haben sie auch kein Vertrauen; was will der liebe Himmel thun, er macht zum alten Testamente eine Art von neuem „Codicill": die Emancipation!

Die Emancipation ist die fliegende Brücke zwischen dem Christenthume und Judenthume; wenn der rauschende Strom der Zeit wieder gefroren sein wird, dann kann man die Brücke immer wieder ausheben! —

Leider, m. f. H. u. H.! stehen an dem wilden, alle

Dämme zerreißenden Strome der Zeit die beiden Parteien an den entgegengesetzten Ufern, jede möchte eine sichere Brücke, um über den empörten Strom sicher fortzuschreiten, allein die eine Partei speculirt blos auf eine Kettenbrücke, und das geht nicht mehr —, und die andere Partei möchte einen Tunnel, sie möchte unter dem wilden Strom noch immer fort und fort wühlen, das zügellose Element über ihren Kopf hinziehen lassen, und bedenkt nicht, daß der Druck der stürmischen Fluth endlich durchbricht und sie und den Tunnel überfluthet und Alles in den Abgrund fortreißt!

Diese nie genug habende Partei möchte gerne zugleich eine hohe Bogenbrücke über den Strom und einen Tunnel unter dem Strome, denn das ist ihnen gerade recht, wenn so Alles d'runter und d'rüber geht! —

Es ist ein schlechtes Sprichwort, m. f. H. u. H.! das Sprichwort: „Man muß nicht gegen den Strom schwimmen", es soll heißen: „man muß nicht mit dem Strome schwimmen", das eben ist der Fluch unserer falschen Propheten, daß sie mit dem Strome schwimmen, sie lassen sich vom Strome fortreißen; sie glauben zu schwimmen, aber sie werden blos geschwemmt, und die Willkür des Stromes treibt sie, wie Schwemmholz, bald in's Gestrüpp, auf eine Sandfläche, wo sie jämmerlich hängen bleiben.

Unser Prophet Jonas wollte in der sündigen Stadt Ninive nicht mit und nicht gegen den Strom schwimmen,

und lief davon. Er war also ein gutgesinnter Prophet! Der Himmel wollte haben, er solle in Ninive Gesetz, Vernunft und Moral predigen! Das ist aber eine schwere Aufgabe, m. f. H. u. H.! in einer revolutionirten Stadt zu predigen, und nun gar Gesetz, Vernunft, Moral!

Das war in Ninive dazumal sehr gefährlich; hätte er Gesetz gepredigt, hätten ihn die Demokraten aufgehängt; hätte er Vernunft gepredigt, hätte ihn die Universität aufgehängt, und hätte er Moral gepredigt, hätten ihn die freien Frauen aufgehängt!

Er verließ also Ninive Anfangs October, und schiffte sich ein, wahrscheinlich wollte er nach England, wohin alle jene gehen, die Propheten genug waren, wie sie noch auf der Ministerbank saßen, sich auch in der englischen Bank sicher zu stellen!

Also Jonas schiffte sich ein, da kam ein Sturm, die Schiffsleute umringten ihn und fragten: „Wer bist Du?" Und er antwortete: „Ich bin ein Ebräer, und die sagen, das Wasser hat keinen Balken!" Da warfen sie ihn über Bord in's Meer, was ihn etwas überraschte, da er nur Land-Prophet war; aber der Himmel verläßt seine Propheten nicht, beschert er ihnen kein Fleisch, so beschert er ihnen doch Fisch; Neptun schickte aus seinem Reiche den Wallfisch als Reichs-Commissär zu Jonas ab; der Reichs-Commissär verstand darunter, daß der Prophet in ihm ganz aufgehen sollte, und er verschluckte den Propheten! der arme Schlucker!

Der Prophet Jonas schien nicht einmal ein guter „Wetterprophet" gewesen zu sein, denn er hat den Sturm nicht vorausgesehen, der im Anzuge war.

Er war kein rechter Wetter-Prophet, sondern weit mehr ein Linker; solche Classe Wetter-Propheten finden wir auf der Linken in Frankfurt, die haben auch sich in dem Schiff der Paulskirche eingeschifft, haben den festen Boden verlassen, und haben den Sturm auch nicht vorausgesehen, der ihre Häupter in diesem Augenblick ergreift und den sie über das unschuldige Schiffsvolk heraufbeschworen haben. Diese falschen Propheten im Schiffe der Paulskirche haben nicht, wie jener Held, das Schiff verbrannt und sich auf's Land geworfen, sie haben sich in's Schiff geworfen und haben das Land dem Brande und der flammenden Fackel preisgegeben!

Dieses Frankfurter Schiff sollte erst ein „Dreidecker" sein, dann ein kaiserlicher „Einmast", jetzt ist es blos zu einem „Brander" geworden.

Wenn man all' die Reden hört, die in diesem Paulskirchenschiffe losgelassen werden, so überzeugt man sich, daß dieses Schiff ein Dampfschiff ist.

Die Einrichtung in diesem Parlamentsschiffe ist ganz wie in einem Dampfschiff. Im Centrum ist der Kessel, dem wird von beiden Seiten eingeheizt. Links ist das Schwungrad und rechts der — Cylinder! Der Ministertisch ist die Pumpe, die immer Wasser schöpft und den Dampf abkühlt. Dann sind Heizer da, die sich damit beschäftigen, das Feuer anzuschüren

und unterzuzünden, und das Brennmaterial geht in diesem Schiffe nie aus, da die verschiedenen Parteien sich gegenseitig stets die Kohlen auf's Haupt sammeln!

Ach, m. f. H. u. H.! wie soll aber im Ernste ein Schiff sicher seinem Ziele zusteuern, durch Sturm und Wind, wenn die Lenker nur die falschen Wogen zu Rathe ziehen und nicht den wahren, unveränderlichen Himmel! Wenn der Stern oben fehlt, m. f. H. u. H.! dann nützt der Tubus unten nichts! Wer die Lichter Gottes am Himmel verschmäht, der folgt am ersten den Irrlichtern der Erde!

Leider, m. f. H. u. H.! behandeln gewisse Demokraten die Völker wie die Astronomen die Sterne, sie beobachten und beurtheilen blos ihre Bewegung und nicht ihre Natur; auf der andern Seite glauben wieder manche Aristokraten: der Stern der Völker sei trüb, weil sie ihn durch einen trüben Operngucker anschauen!

Der Mensch, m. f. H. u. H.! hat eine große Schuld dem Zeitgeiste zu bezahlen, allein er deckt, nach der Mode, das Deficit stets durch neue Schulden; der Zeitgeist aber hat auch seine Schuld an die Menschheit zu bezahlen, und er bezahlt diese Schuld in „Raten", d. h. in Demokraten und Aristokraten, und man muß gestehen, die Aristokraten zahlen zwar die Menschheit gut aus, aber die Demokraten geben ihr den letzten Rest!

Unsere Zeit, m. f. H. u. H.! ist wie die Prinzessin Eboli, eine sehr hübsche Person, aber auf einem Auge

blind; die Demokraten sind die Schmeichler, sie malen dem Volke die Zeit nur von der Seite, wo sie ein Auge hat und rufen: „Welch' ein schönes Auge hat die Zeit!" Die Gegner aber malen die Zeit von ihrer blinden Seite und sagen: „Wenn wir sie nicht langsam leiteten, so fällt sie auf die Nase."

Unser Volksgeist aber hat wieder ein anderes Gebrechen: auf dem linken Ohre hat er ein feines Gehör, und auf dem rechten ist er taub! Dazu kommt die Verkehrtheit, daß gerade die Leute, die auf seiner linken Seite gehen, ungeheure Lungen haben und unbändig schreien, die auf seiner rechten und tauben Seite gehen, aber eine sehr schwache Stimme besitzen und nur ganz leise sprechen!

Zuletzt, m. f. H. u. H.! wird sich der Volksgeist umkehren, dann werden die von der linken Seite tauben Ohren predigen, und das Wort der Rechten wird in das gesunde Ohr dringen!

Sie sehen, m. f. H. u. H.! ich spiele auch den kleinen Propheten; dafür hab' ich auch schon zuweilen drei Tag' in einem Sicherheits-Wallfischbauch logirt! — Vielleicht ist ein Wallfischbauch das einzige Vaterland des Propheten; denn: „Wo ist des Propheten Vaterland?" — „Der Prophet gilt nichts im Vaterlande!" Der Mensch aber weiß nur mit Gewißheit, wo sein Mutterland und nicht wo sein Vaterland ist, und selbst der Prophet weiß es nicht, denn er sieht nur das, was geschehen wird, und nicht, was

geschehen ist! Also, wo soll der arme Mensch Prophet werden?

Bisher gab's in Deutschland achtunddreißigerlei Propheten; wenn ein Sigmaringener Prophet in seinem Vaterlande nichts gegolten hat, so sagte er zum Reuß-Greitz-Schleitzer Propheten: „Tauschen wir Vaterland!" Jetzt sollen alle deutschen Propheten und Prophetlein nichts als preußische Propheten sein; die kleinen Propheten sind damit zufrieden, sie geben sich für Preußen auf, das ist ihre „Preisaufgabe", die großen Propheten aber sagen:

„Um keinen Preis!"

Unser Prophet Jonas war also in Zweifel, welches sein Vaterland sei, verließ zur größeren Gewißheit lieber alles Land und begab sich auf's Meer, welches das eigentliche Vaterland Aller ist, die im Lande ihrer Väter mehr Stürme zu befürchten haben, als auf dem Wasser.

Kaum war Jonas in seinem schwimmenden Hausarreste, als er zu beten anfing, und Gott anrief und sagte: „Er wolle seine Vergangenheit durch die Zukunft wieder gut machen." Der Mensch, m. f. H. u. H.! hat nur eine Vergangenheit; das Leben, nur eine Gegenwart: die Gottheit, und nur eine Zukunft: den Himmel. Und jeder Mensch, der in diese Zukunft: in den Himmel sieht, ist ein Prophet; aber jetzt, m. f. H. u. H.! will man der Welt Alles rauben! Der Erde ihre Blumen, dem Himmel seine Sonnen, der

Luft ihren Regenbogen, dem Schiffer seinen Stern, dem Gewissen seinen Glauben, dem Herzen seine Liebe, dem Volke seine Treue, der Freiheit ihre Grenzen, dem Kinde seine Unbefangenheit, der Blume ihren Duft, dem Gebete seine Kraft, der Seele ihre Zukunft und dem Unglücklichen seinen Gott.

Nicht nur die Erde soll keine Herren mehr haben, auch der Himmel nicht! Die Menschen sagen: „Der liebe Herrgott hat auch einen Zopf!" und sie machen sich Jeder einen Gott nach Belieben. Nur in diesem einen Puncte sind die Menschen dankbar gegen Gott! Weil Gott die Menschen in seinem Ebenbilde gemacht hat, macht jeder Mensch sich einen Gott nach seinem Ebenbilde!

Unsere Ultra-Liberalen glauben, weil Gott sich Welten durch ein *zerstörendes Princip* erschaffen kann, so könnten sie auch die Welt neugestalten, wenn sie nur erst Alles zerstören; allein unser Herrgott hat sich Zeit gelassen, er hat die Welt in sechs Tagen gemacht, wir wollten im vorigen Jahre eine neue Welt in *drei Tagen machen!* Unser Herrgott hat einen Tag geruht, wir geben gar keine Ruhe!

Die Freiheit kommt von Gott, sie ist ein Kind des Himmels, eine Gabe der Vorsehung, wie die Sprache, wie das Glück, wie die Religion, wie die Hoffnung; aber eben weil sie von Gott kommt, und nicht vom Satan, so soll man sie wie einen Engel empfangen mit einem englischen Gruße, und nicht wie einen Dämon mit dunkeln

Beschwörungsformeln; weil sie kömmt vom Himmel und nicht von der Hölle, soll sie uns voranleuchten wie ein Stern und nicht wie eine Brandfackel!

Manche Fanatiker, die am Bau der Freiheit bauen und die den tollwilden Freiheitsschwindlern jede Concession machen, sind wie unvermögende Bauherren, die das Haus verkaufen, um die Arbeiter zu bezahlen!

Leider aber hat sich die Trunkenheit des edlen Getränkes der Freiheit bemächtigt; die Begeisterung ist zum delirium tremens geworden; Geifer wird für Lava gehalten, saure Milch für fließendes Gold, und weil manche in die Zukunft hinein nießen, hält man sie für Propheten! Aber die wahren Propheten schweigen leider, denn nie ist's gefährlicher, wahr zu sagen, als wenn der Glaube fehlt und nur die Lüge propheтisch durch die Menge zieht.

Das wußte der arme Prophet Jonas; und darum wollte er der Stadt Ninive nichts mehr sagen! Aber seinem Schicksale kann kein Mensch entgehen, nicht einmal ein Prophet!

Es ist mit dem Schicksale der Völker wie mit dem Schicksale der Fleckenputzer, sie putzen und reiben ewig an den Flecken, aber sie — bringen nichts heraus! Die Weiber halten jeden Courmacher für ihr Schicksal und die Männer halten jedes Schicksal für ihren Courmacher. Die großen Männer, Helden, Geister u. s. w. und ihre Statuen haben ein entgegengesetztes Schicksal! Die großen Männer schätzt die Welt nur, wenn sie einge-

graben werden, und ihre Statuen nur, wenn sie ausgegraben werden!

Die Propoeten haben das Schicksal, entweder ausgesperrt oder eingesperrt zu werden; und verschlingt sie auch kein Wallfisch, so verfolgen sie dafür die Stockfische!

Jonas im Wallfischbauche hatte gewiß Langeweile, aber er muß doch Journale gehabt haben, denn er sagte: Schilf und Blätter bedecken mein Haupt!"

Wir wissen nicht, ob Jonas die Blätter bei sich hatte oder ob der Wallfisch Abonnent auf verschiedene Blätter war. Vielleicht sind die Wallfische selbst Redacteure, es ist wahrscheinlich, denn sie haben ein so großes Maul, daß sie die Wahrheit mit Haut und Haar verschlucken: Ja, gewiß sind die Wallfische Redacteure, darum wetteifern alle Regierungen so sehr mit dem — Wallfischfange! Was mögen das für Zeitungen gewesen sein, auf die ein Wallfisch pränumerirt ist? Gewiß conservative, sonst könnte er nicht tausend Jahre alt und so fett werden!

Der Prophet Jonas aber las nur „officielle Zeitungen", denn, um aus unsern officiellen Zeitungen Etwas zu erfahren, muß man wirklich selbst ein Prophet sein!

Wir haben dreierlei Blätter: „officielle Blätter", „Oppositions-Blätter" und „gutgesinnte Blätter". Die „officiellen Blätter" sind wie die Trommeln, durch Anderer Trauer kommen sie in Flor, und wie sie in Flor

kommen, wird ihre Stimme immer gedämpfter! Die „Oppositions-Blätter“ sind wie die schlechten Aerzte, sie halten die Wassersucht der geschwollenen Zeit für gute Hoffnung! Sie curiren die Krankheit nicht und curiren blos den Puls; und für die Fieberhitze und das Delirium des Kranken verschreiben sie einen Rausch und einen Haarbeutel! Manche dieser „Oppositions-Blätter“, welche sich mit der Opposition morganatisch, auf der Linken trauen lassen, gehen dann eine andere Heirath auf der rechten ein, dann machen sie es, wie alle Frauen, wenn sie heirathen, sie nehmen einen andern Namen an!

Die sogenannten „gutgesinnten Blätter“ aber sind leider wenigstens in einem Puncte die edelsten unter allen Blättern! Denn man macht den meisten Blättern den Vorwurf, daß sie ihre Quellen nicht angeben, unsere gutgesinnten Blätter sind in dieser Hinsicht sehr gewissenhaft, sie geben Alles an!

Solche Blätter nageln die Freiheit an's Kreuz und bringen dem Pranger einen Lorbeerkranz, wenn an ihm eine redliche Freiheitsbestrebung ausgestellt wird. Dem schon gefangenen Wilde hetzen und bellen sie nach, verdächtigen Jeden, der auf dem schmalen Seile zwischen Ultra-Freiheit und Servilität mit festem Schritte die Mitte hält, und bestätigen die alte Erfahrung, daß immer nur die Hunde den Löwen hetzen, aber niemals hetzen verkehrt die Löwen einen Hund!

Wir haben Gottlob uns überzeugt, daß von der

umsichtigen und gradgesinnten Behörde solche Organe selbst desavouirt worden sind; denn von einem Baume mit solchen Blättern läßt sich keine saubere Blüthe erwarten, geschweige denn eine gute Frucht!

Der Prophet Jonas muß ein solches elendes Blatt gelesen haben, denn selbst der Wallfisch konnte das nicht mehr dulden, es wurde ihm zu Ekel und er spie ihn aus! —

Und der Prophet kam wieder nach Ninive, und fing wieder zu predigen an, und er sprach zu den Einwohnern von Ninive: „Es sind so manche unter Euch, die da gesündigt haben, aber es sind noch mehr unter Euch, die dem Herrn anhängen und dem göttlichen Gesetze!

Man hat den Boden aufgerissen, jetzt ist Zeit, gute Saat in ihn zu streuen! Ihr habt drei Säetage gehabt, aber man hat Euch viel Unkraut in den Weizen gesäet, jetzt ist Zeit, Unkraut auszujäten und die edle Saat zu fördern; nach der Furche kommt der Halm, dann die Aehre, dann die Ernte, der Himmel mag sie schützen vor Brand und vor Janhagelschlag! Die animalische Blindheit hat aufgehört, die gesellschaftliche Versicht ist mißthätig worden! Eine junge Sonne ist Euch aufgegangen, die gesegnete Verkünderin eines schönen Morgenrothes, der ersehnte Vorbote eines gewitterlosen Tages, an dem Licht statt Blitz, Eintracht anstatt Kampf, Versöhnung anstatt Verfolgung herrschen wird!

Der junge gekrönte, liebliche Tag naht nicht als

ein Verhängniß, sondern als eine Vorsehung, nicht als eine Ahndung, sondern als eine Sendung, nicht als eine Sonne allein, sondern als ein Regenbogen, der gerade auf dem dunkeln Hintergrunde und auf den noch fallenden Thränentropfen die strahlende Friedenspforte aufbaut, als Gnadenbund und göttliches Zeichen der Versöhnung!

So geht denn einig und friedlich dem neuen Tag entgegen; Sonn' im Auge, Liebe im Herzen, Glaub' in der Seele, Licht im Busen, Vertrauen im Gemüthe, wahre Freiheit im Gedanken, Treue und Ausdauer im Wollen, und die Offenbarung einer sonnigen Zukunft wird wahr und klar werden!

So ungefähr sprach der Prophet und Gott vergab Allen, die gefehlt hatten in der Stadt Ninive, denn das Alphabet göttlicher Tugend beginnt beim himmlischen Worte: Amnestie!

Jonas aber verdroß es, daß Gott Verzeihung angedeihen ließ, ja, es gibt solche Heilige auch, die der Versöhnung grellend entgegentreten, und Jonas wandelte aus der Stadt und lagerte sich unter einem Kürbiß ein; als aber der Kürbiß verdorrte, weinte der Prophet und Gott sprach: „Dich dauert ein zu Grunde gegangener Kürbiß, und mich soll nicht erbarmen eine Stadt, die tausend und tausend Einwohner hat?!" Das, m. f. H. u. H.! heißt gesprochen wie ein Gott!

Kleine historische Studien,

oder:

Welche Geschichte ist jetzt eine curiosere Geschichte: die Weltgeschichte oder die Geldgeschichte?

Die ganze Welt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! reimt sich auf Geld! Das ist eine alte Geschichte, aber unsere alten Geschichten sind doch noch immer angenehmer als unsere neue Geschichte; das ist auch schon eine alte Geschichte!

Ueberhaupt sind alle unsere jetzigen neuen Geschichten lauter alte Geschichten, z. B. die allerneueste orientalische Frage, wenn man den Taufschein nachsieht, ist sie auch schon eine alte Geschichte.

Es geht mit der orientalischen Frage wie mit jenem Pferde. Ein Bauer wollte nämlich seinem Pferd das Essen abgewöhnen, er entzog ihm erst die Gewalt über Heu und Gras, dann entzog er ihm alle orthodoxen Erdäpfel. Drei Tage lang hielt das Pferd diesen historischen status quo aus, am vierten Tage nahm es sich die Freiheit, seine frühere Selbstständigkeit zu behaupten und in's Gras zu beißen. Der Bauer hätte das Roß gerne wieder auf den status quo ante gebracht, und rief verwundert aus: „Es ist merkwürdig, es war so schön an

den Hunger gewöhnt, da ist es unvorsichtigerweise an einer Eventualität gestorben!"

Die alte orientalische Frage war schon so schön an Altersschwäche gewöhnt, sie hätte mit dieser Altersschwäche so schön fortzittern können, da stirbt sie an der Jugendfreundschaft.

Ich habe gesagt, m. f. H. u. H.! die ganze Welt reimt sich auf Geld! Jetzt werden sie begreifen, warum die ganze Welt jetzt ungereimt ist! Die ganze Welt geht jetzt herum wie ein unglücklich geliebter Dichter und sucht ihren Reim Geld! Sie sucht in allen Taschen, aber es reimt sich nichts.

Die reiche Welt sagt: zum Geld: „Reim Dich oder ich freß' Dich!" und die reiche Welt hat das Geld ganz allein gefressen, und die andere Welt sagt: „Ich wünsche wohl gespeis't zu haben."

Es ist sonderbar, m. f. H. u. H.! die reichen Leute essen das Geld und den armen Leuten thut davon der Magen weh! Die reichen Leute speisen das Geld und die armen haben das Verdauungsfieber.

Die Weltgeschichte, m. f. H. u. H.! ist ganz wie die Geldgeschichte! — Wenn man in der Weltgeschichte ganz weit zurückgeht, kömmt man zum Fabelreich; wir sind jetzt in der Geldgeschichte so weit zurückgegangen, daß es in's Fabelhafte geht!

Jeder Fabel aber muß eine Moral zu Grunde liegen, welche Moral liegt nun der Fabel „Kein Geld" zu Grund?

Ich bitte Sie, m. f. H. u. H.! das von mir zu erfahren; in dieser Beziehung bin ich der moralischste unter Ihnen, wenn Sie es erlauben!

Die Moral von der Fabel „Kein Geld" ist der große Grundsatz alles Fleißes und aller Industrie, nämlich: „Der Mensch soll seine Hände nicht in die Tasche stecken!" Der Mensch muß nicht in's Leere hineinspeculiren!

Wenn man in der Weltgeschichte ganz zurückgeht, gelangt man zum ersten Menschen, wenn man in der Geldgeschichte soweit zurückgeht als man kann, kommt man zum letzten Menschen!

Adam, m. f. H. u. H.! war der erste Mensch, der kein Geld hatte, deshalb hat er so gut geschlafen! Er hat sich gedacht, was kann man mir nehmen?

Aber wenn der Mensch Unglück hat,
Da findet ein Wunder statt,
Er legt sich nieder im Paradies,
Und schlummert sanft und schlummert süß,
Und schläft gesund an Seel und Leib,
Und steht dann auf und hat ein Weib!

Aber glauben Sie nicht, m. f. H. u. H.! daß Adam und Eva ihr Paradies fühlten, für Adam und Eva gab es kein Paradies, denn sie hatten keine Kindheit, sie waren nie Kinder! Wer nie ein Kind gewesen ist, dem fehlt das wahre Paradies der Seelen: die Erinnerung!

Können sie sich ein Paradies denken, in welchem für den Menschen kein Baum der Rückerinnerung blüht?

Wie kann es ein Paradies für ein Herz geben, das sich an keinen Vater zu erinnern hat, an kein Wiegenlied, an kein Kindermärchen, an kein Weihnachtsbäumchen, an keine Seifenblasen?

Ein Mensch ohne Kindheit ist ein Buch ohne Vorrede und Einleitung, ein Tag, der keine Morgenröthe hatte, ein Baum, der nie geblüht hat.

Das Paradies steht nicht um uns, es steht in uns. Es ist falsch zu sagen, der Mensch kommt ins Paradies oder in die Hölle! Man muß sagen: „das Paradies oder die Hölle kommt in diesen Menschen!"

Im Herzen des Menschen steht ein Eden, ein Garten Gottes, und inmitten des Gartens, im Herzen, steht der Baum des Lebens und der Baum des Erkenntnisses, und im Herzen des Menschen d'rin lebt die Schlange, die ihn reizt, die Zankäpfel und Schlafäpfel zu pflücken und im Herzen des Menschen d'rinnen wandelt die Stimme Gottes warnend und fragend: wo bist Du? Und der Gott im Herzen selbst ist es, der nicht den Menschen aus dem Paradies jagt, sondern der das Paradies aus dem Herzen verjagt, und das Herz hinter dem Paradies abschließt.

Alle Kriegs- und Friedensstimmen im menschlichen Herzen, m. f. H. u. H.! erschallen als Fragen und Fragezeichen; eine jede Frage im Leben, in der Weltgeschichte, in der Geldgeschichte, in der Herzgeschichte ist nichts als eine Lockangel, eine Schlinge. Ein jedes Fragezeichen ist ein Ding, das an beiden Seiten einen Haken

hat und woran man also auf jeden Fall hängen bleibt. Eine jede Frage ist der Anfang einer Kriegserklärung! Der Himmel hat Adam gefragt: „Wo bist Du?“ um ihn aus dem Paradies zu vertreiben. Er hat Kain gefragt: „Wo ist dein Bruder Abel?“ um Kain flüchtig und unstät zu machen. Bei jeder Hochzeit gehen zwei Fragen voraus: „Willst Du ihn?“ — „Willst Du sie?“ und dann geht der Krieg los! Eine jede Frage ist ein casus belli. Ich habe alle Fragen der Welt- und Geldgeschichte durchstudirt und bin dadurch zu der Erfahrung gelangt, daß, wenn mich Jemand fragt: „Wie befinden sie sich?“ ich mich auf den Kriegsfuß setze und ein Anleben ausschreibe. Wenn man mit den Frauenzimmern Krieg führen will, hat man nichts als eine Frage dazu nöthig: „Mein Fräulein, wie alt sind sie?“

Die Verfasserin der Weltgeschichte selbst, wenn sie wissen will, wie die Weltgeschichte steht, gebraucht eine Frage dazu, sie geht auf die Börse und fragt: Wie steh'n die Actien? Stehen sie, so steht die Weltgeschichte, gehen sie, so geht die Weltgeschichte, steigen sie, so steigt die Weltgeschichte, und fallen sie, so fällt die Weltgeschichte! Und wenn einmal Rothschild alle Actien aufkauft, so wird die Weltgeschichte in Ruhestand versetzt mit erhöhtem Character als „Waise aus Lowood!“

Welches war die erste brennende Frage?

Die erste brennende Frage fand zwischen Abraham und Isaak statt. Abraham sollte seinen eigenen Sohn als

Brandopfer darbringen. Er stand sehr früh auf, sattelte einen Esel und seinen Sohn, und er spaltete Holz und machte ein großes Feuer an; da fragte Isaak: „Da ist Holz und Feuer und Alles brennt schon, aber wo ist das Opfer, wo ist das Schaf?" Das war die erste brennende Frage; denn bei solchen brennenden Fragen ist immer der Kern der Frage: „Wo ist das Schaf, das geopfert werden soll?"

Alle Fragen sind brennende Fragen, einige sagen, das Feuer ist zufällig entstanden, die andern sagen, es wäre gelegt, beides ist nicht wahr, es geht natürlich zu, daß die Fragen brennen, es geht ihnen wie Heu, sie sind so lang auf einem Haufen gelegen, bis sie aus Fäulniß zu brennen anfangen.

Wenn so eine Frage irgendwo in der Weltgeschichte brennt, da kommen die Diplomaten, das sind die Löschanstalten; denn warum nennt man Löschanstalten Löschanstalten, sie machen immer nur Anstalten! Bei diesen Fragen, die brennen, ist mir immer ein verschiedener Sprachgebrauch klar geworden. Man sagt nämlich von den Löschanstalten: „da kommen die Feuerspritzen!" — man sagt aber nicht: „da kommen die Wasserspritzen!" Das ist bei einer politischen brennenden Frage ganz in der Ordnung: wie so eine Frage brennt, kommt gleich ganz Europa mit den Stadtspritzen zu Hilfe, aber die Einen kommen mit Wasserspritzen und helfen löschen, die andern kommen mit Feuerspritzen und helfen brennen.

Bei so einem Feuer muß man sich in Acht nehmen.

daß sich unter die, welche löschen, keine Diebe einschleichen, welche die Gelegenheit benützen!

Der brennende Orient mit seinen Feinden erinnert mich an ein Schulexamen, dem ich einmal beiwohnte. Der Schullehrer fragte: „Wenn mich Jemand von rückwärts in den Bach stößt, was ist dieser Mann?" Der Knabe erwiderte: „Das ist mein Feind!" — „Bravo, mein Sohn," erwiderte der Schullehrer, „und wer ist Dein Freund, mein Sohn?" — „Mein Freund ist, der mich von vorne hinein stößt!"

In der brennenden Frage der Weltgeschichte sind die Diplomaten die Löschanstalten! Aber in der Geldgeschichte gibt es auch brennende Fragen! — Die erste brennende Geldfrage war folgende: Als Abrahams Frau starb, kaufte er einen Begräbnißplatz von Ephron, und als er bezahlen wollte, sagte Ephron: „Was sind 400 Sekel Silbergeld zwischen dir und mir?"

Ephron hat nicht gefragt: „Was ist die Bagatelle?" um ihn das Geld zu schenken! Gott bewahr! er hat sich blos erst erkundigt, wie das Silber steht!

Abraham, der seine Frau in dem gekauften Grundstück begrub, sagte, ich bezahle das Geld mit Vergnügen, für 400 Silbersekel mache ich ein glänzendes Geschäft.

Die brennendste Geldfrage ist, wie ich schon einmal sagte, die Frage: „Wo nimmt man Geld her?"

Schon vor einem Jahre habe ich das Vergnügen gehabt, Ihnen diese Frage vorzulegen, aber ich habe nicht

das Vergnügen gehabt, daß Sie mir darauf eine befriedigende Antwort gegeben hätten.

Ich wiederhole Ihnen also die Frage und sage mit König Philipp: „Ich gebe Ihnen zehn Jahre Zeit, fern von Madrid darüber nachzudenken!"

Die Frage, wo nimmt man Geld her, ist auch dieselbe Frage, die der Mensch frei hat an das Schicksal und dem Weltgeist näher steht als sonst; aber glauben Sie, das Schicksal gibt eine Antwort? So wenig wie Sie, m. f. H. u. H.! Vierzig Jahre nacheinander frage ich das Schicksal schon: „Verehrtes Schicksal, ich bin so frei, die große Frage, die man an Sie frei hat, zu fragen: „Wo nimmt man Geld her?" Aber das Schicksal macht das Maul nicht auf, nicht das Maul und nicht die Tasche; das ist eine empfindliche Maultasche! Wenn man diese Frage: „Wo nimmt man Geld her?" an das Schicksal stellt, so ist's wohl möglich, daß man dem Weltgeist nahe steht, aber man steht dadurch nicht näher dem Geldgeist!

Vom Himmel wird einmal jedem Menschen Geist gegeben; er hat den Menschen den Geist durch die Nase eingeblasen! Wenn der Mensch nies't, so ist das nichts als ein Zeichen, daß der Geist gerne heraus möchte, darum wenn Jemand nies't, glaubt man, er will etwas Geistreiches unternehmen und sagt mitleidig: „Helf Gott!" Darum bekommen die geistreichen Menschen die meisten Nasen. Jene Nase, die ein Mann von Geist bekommt, ist nichts als die Bedeutung: „Du hast von

der Natur eine Nase, durch die Dir der Geist eingeblasen wurde, hier hast Du eine, durch die Dir der Geist ausgeblasen wird."

Wenn der Mensch geboren wird, m. f. H. u. H.! läuft die Natur in die Apotheke und sucht unter den Geistern, die sie ihm in die Nase blasen soll; da steht Weltgeist, Geldgeist, Lebensgeist, Flattergeist, Schwindelgeist, politischer Geist u. s. w. Darauf geht die Blaserei an! Nun kömmt's auf die Bauart der Nase an, wie viel Geist durch sie durchgeblasen werden kann! Wenn ich nicht ein lebendiges Beispiel vom Gegentheil wäre, würde ich sagen: je breiter die Nase, desto mehr Geist wird ihr eingeblasen.

Weil dem Menschen der Geist durch die Nase eingeblasen wird, muß durch die Nase auch erkannt werden, ob er wirklich todt ist oder den Geist aufgegeben hat, man legt ihm nämlich eine Feder unter die Nase, ob er sie wegbläs't oder nicht!

Einem Gelehrten, dem der Geist der Wissenschaft eingeblasen wurde, m. f. H. u. H.! fehlt immer etwas, entweder die frische Gesichtsfarbe, oder der Athem, oder eine ordentliche Köchin, oder ein Dictionär, oder ein Rockknopf, und wenn ihm auch gar nichts fehlt, so fehlt ihm mindestens der gesunde Menschenverstand.

Wie weiß man, m. f. H. u. H.! was ein gesunder Menschenverstand ist oder ein kranker Menschenverstand?

Was ist überhaupt Gesundheit? Gesundheit ist Unbewußtheit der Körperlichkeit, man muß von sich gar

nichts spüren, dann ist man gesund; wenn man spürt, daß man einen Fuß hat, dann thut Einem der Fuß weh, wenn man spürt, daß man einen Magen hat, dann thut Einem der Magen weh, wenn man spürt, daß man einen Kopf hat, dann thut Einem der Kopf weh, wenn man spürt, daß man eine Frau hat, dann thut Einem die Frau weh u. s. w. So ist's auch mit dem Verstand, sobald man spürt, daß man Verstand hat, so thut Einem der Verstand weh; ja sobald nur die Andern spüren, daß wir Verstand haben, so thut er uns schon weh! Also ein gesunder Menschenverstand ist, wenn der Mensch gar nicht erinnert wird, daß er Verstand hat.

Ich versichere Sie, m. f. H. u. H.! jedem gescheidten Menschen thut sein gesunder Verstand weh, wenn er sich in der Welt umsieht und alle die kranken Verstände ansieht, die Alles bekommen und denen man Alles nachgibt, wie man allen Kranken viel nachgibt, während der gesunde Verstand gar nichts bekömmt.

Die Welt ist in Beziehung des Verstandes ein allgemeines Krankenhaus, viel gesunde Menschenverstände stellen sich krank, weil sie als gesund gar nichts mehr zu leben haben! Für einen kranken Verstand gibt es auch Doctoren, sie heißen Irrenärzte, d. h. Aerzte, die sich immer irren! Sie stehen vor dem Kopf, wenn etwas drinnen gesprungen ist, wie Jemand vor der Thüre eines verschlossenen Zimmers, in welchem er etwas klirren hörte, sie schauen durch's Schlüsselloch, durch die Augen, durch den Puls u. s. w., in den verschlossenen Kopf,

und nun rathen sie, was kann da drin zerbrochen oder gesprungen, und richtig irren sie sich fast immer. Aber die Irrenärzte sind doch glücklich in ihren Curen, wie sie anfangen so einen bettlägrigen Kranken zu behandeln, wird er gleich gesund, d. h. geht er gleich aus! —

Man sagt, ein Doctor darf kein Herz haben, nichts lieben, nichts hassen, es ist nicht wahr, ein jeder Doctor liebt wenigstens ein Mal in seinem Leben leidenschaftlich, mit aller Jugendgluth, mit Schwärmerei: seinen ersten Patienten!

Diese seine erste Liebe ist die schönste Zeit seines Lebens! Wie liebt er seinen Gegenstand, den einzigen Gegenstand seiner Liebe, Alles verschreibt er ihm, und er heuchelt nicht, wenn er sagt: ich liebe Dich bis zum Tod!

Die Liebe, m. f. H. u. H.! spielt in der Weltgeschichte und Geldgeschichte eine große Rolle!

Für einen Weltmann, der die Welt, den Weltlauf kennt, ist es eine große Weltweisheit, so oft und so viel zu lieben als es möglich ist. Je öfter der Mann geliebt hat, ein desto größerer Philosoph wird er; ich habe die Ehre, Ihnen zu versichern, m. f. H. u. H.! wenn der Mensch so dreißig bis vierzig Jahre lang in jedem Jahr so ein paar Liebschaften aufgearbeitet hat, dann ist er ein Philosoph, er ist nämlich darauf vorbereitet und daran gewöhnt, bei jeder Gelegenheit — vergessen zu werden!

Was ist die echte Liebe? Der Mensch sucht schon in der ersten Kindheit ein zweites Herz, sein Herz sucht nach einem andern Herz, es schickt des Nachts seine Träume, des Morgens seine Lerchen, des Abends seine Glockentöne und zu jeder Zeit seine weichen Stunden und lieblichen Gedanken ihm zu, und die zwei Herzen stehen wie zwei Flammen auf getrennten Bergen und dazwischen Wiesen, Sturzbäche und Abgründe; über ihnen ziehen Sterne auf und nieder, Nachtigallenklänge, Echotöne, Gedanken schiffen hinüber und herüber, und plötzlich rückt ein lächelnder Engel die Berge nahe, die Flammen spielen.

Flammen spielen ineinander, die Herzen umfassen sich, aber sprechen können sie nicht, aber die zwei Herzen sind unter vier Augen allein, und die vier Augen weinen eine Thräne, und die vier Augensterne ziehen durch einen Himmel und dieser Himmel ist ein Himmel in zwei Herzen und das ist die Liebe!

Das ist die echte, reine Liebe; aber es gibt auch eine gemischte Liebe, wie es eine gemischte Ehe gibt.

Manche Frauenherzen sind wie die Zeitungen, sie leben nur immer von Neuig'eiten! Wenn sie gar nichts Neues haben, so machen sie sich eine falsche telegraphische Depesche!

Jetzt, m. f. H. u. H.! ist bei den Männern die Liebe aus der Weltgeschichte in die Geldgeschichte übergegangen.

Heirathen muß jeder Mann, man darf sich nicht selbstsüchtig einer allgemeinen Calamität entziehen.

Die Liebe ist jetzt eine Zigeunerin, sie wahrsagt nur aus der Hand und nur wenn man Geld darauf legt. Der Beweis, daß ein Mädchen jetzt geliebt wird, liegt auf der Hand!

Geld! Geld! Die Männer wollen jetzt beim Austausch der Herzen noch etwas darauf haben!

Man sollte eine Mädchen-Börse errichten, wo man auf Mädchen wie Nordbahn auf Zeit abschließt! Das Heirathen ist bei den jetzigen Männern ein Börsengeschäft geworden!

Es wäre für die verheiratheten Männer sehr gut, wenn auch die Frauen auf der Börse als Nordbahn betrachtet würden, wenn sie ihre Frauen auf eine Zeit lang in die Kost geben könnten!

Unsere Jünglinge, wenn sie lieben, sie fordern keine G e g e n l i e b e, sie begnügen sich mit G e g e n g e l d! —

Geld ist die Weltseele!

Dem Jüngling ist seine Geliebte die Welt, aber er sieht nur auf die Seele, auf's Geld! Sie muß ihm die Seele verschreiben und in der Ehe liebt er sie aufrichtig und treu so lange, bis ihr die Seele ausgegangen ist.

Lesers Leiden durch politische Sprichwörter.

Es gab einmal eine Zeit, über welche sich schon Jean Paul beklagte, und in welcher man nicht zwei Seiten lesen konnte, ohne auf ein literarisches Sprichwort zu stoßen. Die deutschen Schriftsteller benagten die Wolfs-zähne dieser Sprichwörter, um die eigenen Autorzähnlein zum Durchbruch zu bringen. Alle Augenblicke lasen und hörten wir die fetten Sprichwortsweiden:

„Man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht!"

oder: „Nicht allen Bäumen verlang' ich eine Rinde gewachsen!"

oder: „Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, wovon sich unsere Philosophie nichts träu-men läßt!"

oder: „Es will der Topf von Eisen mit einer gold'nen Zange aus dem Feuer gehoben werden!"

oder: „Der Mensch ist dem Menschen immer lieber noch als ein Engel!"

Die deutsche Schriftstellerei hörte nicht auf, diese Sentenzen-Eier unaufhörlich zu begackern.

Ebenso geht es jetzt in unserer journalistisch-poli-

tischen Welt mit den politischen Sprichwörtern. Hat irgend ein ausgezeichneter Mann ein bedeutungsschweres Wort ausgesprochen, husch, da kommen die Journalisten, Freiheitsmänner, und schnappen diese Apropos=Geburt auf, und wiederkäuen sie aus einem Lesemagen in den andern, und werfen sich diesen Fangball immer und ewig wieder zu, und zerbeißen dieses politische Sprichwort, bis es ganz zerfasert, zerfetzt und unkenntlich geworden. Sie nehmen es Morgens zum Frühstück, tragen es als Kräutersäckchen auf der Brust, brocken es in die Mittags=suppe, genießen es zum Abendbutterbrot und legen sich darauf zu Bette.

Lafayette hat von einem

> „monarchischen Thron mit republikanischen Institutionen"

gesprochen. Wie vielmal haben uns seitdem deutsche, französische und englische Blätter und Redner diesen monarchischen Cotillon mit republikanischen Figuren vorgetanzt? Wie die Frösche nach dem Regen sprangen in allen Blättern diese Lafayettischen monarchischen Halbstiefel herum. Man hörte sechs Monate lang nichts als den ewig fortrollenden Widerhall des monarchischen Throns mit republikanischen Institutionen. Sprachen unsere Journalisten vom Malzaufschlag oder Freiheit, von Censur oder Lederfabriken, immer hing ihnen dabei die schlank gewachsene Redensart:

> „ein monarchischer Thron, von republikanischen Gesinnungen umgeben."

wie Maccaroni und Parmesan über die Lippen herunter.

Späterhin hatte Ludwig Philipp den unglücklichen Gedanken, einen guten Gedanken zu haben! er zog diesem Gedanken ein einfaches Redekleid an und sagte:

„Die Karte wird eine Wahrheit sein!"

Welch' ein königlicher Braten für die Küche der journalistischen Literatur! Kalt und warm, trocken und mit Brühen, im Ganzen und kleingehackt, mit Fricassee und Bonbons schnitt man den Lesern und Hörern diese Wahrheitskarte oder Kartenwahrheit vor. Alle deutschen Redner begannen ihre Reden mit diesem constitutionellen Vater-Unser, endeten damit und streueten es zum Ueberfluß noch in die Rede selbst hie und da ein, wie eine verliebte Köchin das Salz in die Suppe. Es legt schon keine Karten-Aufschlägerin in Deutschland die Karte mehr, ohne dabei pathetisch auszurufen:

„Die Karte wird eine Wahrheit sein!"

Ich kaufte diese Woche eine Karte von Polen, wie es noch ein Königreich war, und eine innere Stimme rief mir zu:

„Die Karte wird eine Wahrheit sein!"

Es wundert mich, daß Hr. Carl in Wien, der ewige Staberl, noch kein Stück geschrieben hat:

Staberl als „die Karte wird eine Wahrheit sein!"

Späterhin hatte Ludwig Philipp noch einmal den unglücklichen Einfall, einen ganz gesunden und gescheidten Ausdruck:

»la juste milieu«

zu gebrauchen.

Himmel, wie oft ist diese »juste-milieu« im Ernst und im Hohn nachgesprochen worden! Man konnte keine Buchstabengasse passiren, ohne auf einen juste-milieu-kranken Witz zu stoßen! Man mochte vom Kaiser von China oder von Borsdorfer Aepfeln, von Alexander Humboldt oder von Nürnberger Lebkuchen sprechen, man mußte immer eine fade Anspielung auf die juste-milieu hören!

Nach dieser »juste-milieu-Seuche" kam die unausstehliche Epidemie des

„Princips der Nichteinmischung!"

Ich glaube, es gibt in ganz Europa kein Journal und keinen Weinreisenden, keinen Sauwriker und keinen Friseur, der nicht einige hundert schlechte und gute Witze über dieses Princip der Nichteinmischung machte. In Liebes- und Geldangelegenheiten, beim Spiel, in den Kammern, in Spitälern, kurz überall wird bei der geringsten Veranlassung der aus- und abgekochte Spaß: „Ich mische mich nicht ein!" noch einmal bei den Haaren herbeigeschleppt und zu einem neuen Witz ausgepeinigt.

So fiel einem Manne ein, ein kleines Büchlein zu schreiben:

„Was uns noth thut."

Das war ein Signal zu tausend schwere Noth! Nun hat man seine Noth mit der lieben Noth! Nun

lesen wir in allen Journalen General- und Special-Nöthen!

„Was thut Deutschland noth?"

„Was thut unserer Zeit noth?"

„Was thut Oesterreich noth?"

„Was thut dem Bundestag noth?"

„Was thut Baiern noth?"

Aber unserer Zeit und Deutschland und dem Bundestag und Oesterreich und Baiern thäte nichts anders noth, als daß man nicht frage, was thut ihnen noth! Den Journalen thut es noth, daß den Staaten etwas noth thue, denn thäte den Staaten gar nichts noth, so geriethen die Journale in Noth! Die Staaten aber würden niemals fragen:

„Was thut den Journalen noth?"

sondern sie fragen:

„Was thut die Noth der Journale?"

Wenn man diesen papiernen Nothhelfern folgen wollte, so müßte man aufhören, Mensch zu sein, um ein Thier zu werden, denn das thut den Menschen noth!

So zum Beispiel lesen wir in einer solchen Nothgeburt:

„Es thäte den Baiern noth, daß sie aufhörten, Baiern zu sein, um Deutsche zu sein!"

Ich zweifle, ob einer patriotischen Seele diese Noth klar geworden ist! Man soll am Ende kein Oesterreicher,

kein Baier, kein Preuße, kein Württemberger u. s. w. sein, um ein Deutscher zu sein. Das ist der gerade Weg, alle Nationalität mit Kolben todtzuschlagen. Die verschiedenen abgesonderten Farben des Regenbogens machen den Regenbogen aus. Nun würde man fragen:

„Was thut dem Regenbogen noth?"

und würde vielleicht hören müssen: Dem Regenbogen thut noth, daß alle seine Farben ineinander fließen, daß alles eine Farbe sei! — Am Ende könnte man diese Universalität so weit treiben und sagen: Der Mensch muß aufhören, ein Vater, oder ein Bruder, oder ein Sohn, oder ein Gatte zu sein, um ein Stadtbürger zu werden. Dann muß er aufhören, Stadtbürger zu werden, um Vaterlands-Mann zu heißen; dann muß er aufhören, Vaterlands-Mann zu sein, um Deutscher zu heißen; dann muß er aufhören, Deutscher zu heißen, um ein Europäer zu sein! Ein Europäer aber ist auch nur ein Theil des Ganzen, er muß auch aufhören, Europäer zu sein, um ein Cosmopolit zu sein, ein Amerikaner, ein Asiat u. s. w.

Nach diesem System thäte es also Baiern noth, daß der gute ehrliche Hausvater in der Kaufingerstraße zu München aufhörte, ein Münchner Bürger, ein Vater seiner Kinder, ein Gatte seiner Frau, endlich ein guter biederer Baier zu sein, um — ein Afrikaner zu werden!!!

Das ewige Gefasel, Deutschland unter einen Hut zu bringen, kann nur zu der wahren Bemerkung Anlaß

geben, daß nur grade Deutschlands Insichgetrenntsein es bis jetzt vor völliger Unterjochung durch Feind und Krieg gerettet und geschützt hat. Wäre Deutschland ein Staat, so wäre es längst den Invasionen zu Raub und fremder Zwingherrschaft Beute geworden.

Sprichwörter-Philosophie, Gedanken und Meinungen des Herrn von Holofernes, als er des Morgens aufstand und bemerkte, daß er keinen Kopf mehr hat.

(Fragment aus meiner Vorlesung in meinem Salon, an meinem Geburtstage, den 8. Februar 1852.)

Es gibt viele Menschen, meine hochverehrten Hörer und Hörerinnen! die des Morgens früh aufstehen und keinen Kopf haben, allein sie bemerken's gar nicht; sie gehen wie immer auf das Amt, in's Bureau, und bemerken gar nicht, daß sie keinen Kopf haben, er fehlt ihnen bei ihrer Arbeit gar nicht, und doch gehen sie eine Stunde früher vom Bureau nach Hause und sagen, der Kopf thut ihnen weh. Es ist aber nicht wahr, m. f. H. u. H.! der Kopf ist ein guter Kerl, wer ihm nicht weh thut, dem thut er auch nicht weh.

Als Holofernes aufstand, bemerkte er nicht sogleich, daß er keinen Kopf habe, er bemerkte es nicht früher, als bis sein Barbier kam, da setzte er sich nieder und sein Barbier sagte: „Verzeihen Euer Gnaden, Sie haben heute ja keinen Kopf."

Im gewöhnlichen Leben, m. f. H. u. H.! werden die Menschen ohne Kopf am meisten barbirt, und gerade die Leute vom Kopf, die sich selbst rasiren, die schneiden sich am meisten.

Mit gar nichts auf der Welt, m. f. H. u. H.! ist eine solche Revolution vorgegangen, als mit den Haaren, kein Boden ist so umgewühlt und umgekehrt worden, als der Haarboden; früher haben die Männer ihren gesetzlichen Haarboden oben auf dem Kopfe gehabt, und im Gesicht blos einen provisorischen Haarboden, jetzt haben sie die Sache umgekehrt: oben auf dem Kopf gar nichts, im Kopf ditto gar nichts, und blos im Gesicht einen gesetzlichen Waldboden, auf der obern Halbkugel gar keine Vegetation, wenn unser Herrgott von oben herab auf unsere Männer sieht, bemerkt er kein gutes Haar an ihnen.

Warum gehen jetzt gerade den gescheidtesten Männern die Haare aus? Weil die Haare auch gescheidt sind und denken sich, wenn wir lang zu Hause sind, geht's uns schlecht, da gehen wir lieber aus. Warum, m. f. H. u. H.! dürfen die Frauen lange Haare haben und die Männer nicht? Weil die Frauen sagen: unsere Haare sind gutgesinnte Haare, da werden lauter Zöpfe daraus; ein Männerzopf aber wird nicht eher ein rechter Zopf, bis er recht gewichst und gebunden wird, und wenn er recht lang Zopf ist, wächst er bis zum Kreuz.

Als Holofernes erwachte und hörte, daß er keinen Kopf hat, sagte er: „Was Teufel, wo hab' ich meinen

Kopf hingelegt? Das wird vielleicht meine Frau wissen,“ und er rief: „Judith, Judith! Hast Du meinen Kopf nicht gesehen?“ Allein eben Judith hat ihm den Kopf abgeschnitten.

Was Judith wohl mit dem gestohlenen Kopfe des Holofernes machen wollte? Sie wollte ihn wahrscheinlich verkaufen, denn sie hat ihn sogleich zu den Juden getragen. Holofernes war gegen andere Männer noch glücklich daran; andere Männer verlieren nach der Hochzeit blos den Kopf und behalten die Frau, Holofernes hat wenigstens beide auf einmal verloren.

Das Erste, m. f. H. u. H.! was man in der Liebe verliert, ist der Kopf. Zwei Verliebte können jahrelange leben, ohne Kopfsteuer zu bezahlen, aber wie sie heirathen, finden sie die Köpfe plötzlich wieder, aber meistens vertauschen sie sie in der Geschwindigkeit: sie setzt seinen Kopf auf und er setzt ihren Kopf auf, und wenn er Kopfweh hat, muß er eigentlich zu der Frau sagen: „Mein Kind, Dein Kopf thut mir weh;“ und kratzt sich ihren Kopf hinter seinen Ohren.

Als Holofernes erwachte, sagte er: „Jetzt hab' ich keinen Kopf und keine Frau, jetzt kann ich ein ruhiges Leben führen; ich pensionire mich selbst. Ich ergreife die Gelegenheit, daß ich keinen Kopf habe, und werde ein Philosoph.“

Wahrscheinlich, m. f. H. u. H.! war Holofernes im Jahre 1848 im Frankfurter Reichstag, und da hörte er, wie gerade die Professoren der Philosophie am kopf-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Leib und Seel' zusammenzwickende Sprichwörter hat. Zum Beispiel: „Besser ein Spatz in der Hand, als eine Taube auf dem Dache." — „Es gehen viel fromme Schafe in einen engen Stall." — „Besser einäugig als blind." — „Nichts ist für die Augen gut." — „Hunger ist der beste Koch." — „Der Gerechte muß viel leiden." — „Man muß sich strecken nach der Decken." — „Herrendienst geht vor Gottesdienst." — „Eile mit Weile." — „Man muß des Guten nicht zu viel thun." — „Wer's Kleine nicht ehrt, ist's Große nicht werth." — „Besser ist den Arm brechen, als den Hals." — „Armuth ist für's Podagra gut" u. s. w., lauter diätetische, nüchterne und höchst gutgesinnte Sprichwörter, jedes einzelne davon könnte Gemeinderath werden.

Ein deutsches Sprichwort sagt: „Wen Gott lieb hat, den straft er!" Gott, wie lieb hat uns Gott! — Ein Man hat einmal seine Frau ungemein geliebt. Wenn sie ausgehen wollte, litt er es nicht, aus Liebe, sie könnte sich verkühlen; wenn sie auf den Ball gehen wollte, gab er's nicht zu, aus Liebe, sie könnte eine Bekanntschaft machen; wenn sie ein neues Kleid haben wollte, machte er ihr keines, aus Liebe, um ihr zu beweisen, daß sie ihm auch in einem alten Kleide gefalle. Endlich sagte die Frau zu ihm: „Ich bitte Dich, lieber Mann, wenn Du mich wirklich liebst, so liebe mich mir zu Liebe weniger!" Wir Deutschen werden zum lieben Herrgott auch sagen: „Lieber Gott! wenn Du uns wirklich liebst, liebe uns weniger!"

Mit diesem steht ein anderes Sprichwort in Verbindung: „Wen Gott lieb hat, schickt er in die Welt!" — man meint nicht in die neue Welt damit, — sondern bloß die Welt! In welche Welt schickt er ihn dann: in die gelehrte Welt! Denn da er ihn liebt, straft er ihn, und Jemanden in die gelehrte Welt schicken, ist so gut, wie Jemand auf die Festung schicken!

Die Welt! die Welt! m. f. H. u. H.! Wir haben eine große Welt, eine schöne Welt, eine gelehrte Welt, die Frauenwelt und die Geisterwelt!

Die große Welt und die kleine Welt verhält sich wie das große Geld und das kleine Geld; Alles Große ist verschwunden, nur das kleine circulirt noch!

„Die schöne Welt!" Sieht man, wer sich Alles zur schönen Welt rechnet, so muß man von der Schönheit einen häßlichen Begriff bekommen!

Die schöne Welt besteht eigentlich nur aus der Frauen-Welt! Wenn's keine Frauen gäbe, das wäre eine schöne Welt! Frauen und Geld regieren die Welt! Geld gibt's jetzt keines mehr, darum wird die Welt jetzt nur halb regiert, und die andere Hälfte regieren die Frauen, eine schöne Regierung! Der Mann, der über vierzig Jahre alt ist, wird bei der Regierung nicht mehr angestellt! Die Regierung der Frau hat curiose Minister: der Mann ist für den Krieg da, und dabei hat er das Portefeuille der Finanzen, der Hausfreund ist Minister des Cultus und besorgt dabei das Auswärtige; die Frauen regieren aber ganz anders, wie alle

Regenten, bei allen Regenten ist der herkömmliche Styl, zu sagen: „Wir haben geruht!“ Die Frauen ruhen niemals, und der Mann hat auf Erde nicht eher Ruh', bis sie unter der Erde Ruh' hat! Eigentlich sollte der Mann auf das Grab seiner Frau nicht die Worte setzen:

„Hier ruht sie!“

sondern lieber:

„Hier ruh' ich!“

Und doch wär' die Welt ohne Frau nicht die Welt, wär' die Liebe nicht Liebe!

Das hat unser Herrgott auch erfahren, und ist durch Erfahrung klug geworden. Er hat erst probirt, und hat bloß einen Mann erschaffen, und hat zu ihm gesagt: „Du sollst Herr sein und herrschen über das liebe Vieh!“ und er hat sich gleich schlafen gelegt! „Na,“ sagte der Himmel, „den Schlaf werd' ich dem Kerl vertreiben!“ und gab ihm eine Frau! Es geht doch nichts über einen ruhigen Schlaf! Die erste Frau hatte also die Regierung unternommen und nach dem Reichsapfel gegriffen.

Warum hat Eva für Adam gerade einen Apfel und keine andere Frucht gepflückt? Weil sie sich gedacht hat, die Schlafmütze wird einen Apfel im Schlafrocke am liebsten haben! Ja, m. f. H. u. H.! ein Stückchen von jenem Apfel steckt noch jetzt jedem Manne im Kröpfel!

Aber was war Adam, bevor die Frau erschaffen

wurde? Ein bloßer Patzenlippel! Durch die Frau ist er erst ein fühlendes, denkendes Wesen geworden; durch sie lernte er den Himmel kennen, die Erde schätzen, die Blumen bewundern, die Nachtigallen belauschen, die Sterne mit Sehnsucht betrachten. Durch sie wurde er erst ein Mensch, ein fühlender, ein liebender, ein lachender, ein weinender, ja, durch sie wurde er nicht nur ein Mensch, sondern, was für die Frau noch mehr ist —, ein Schneider!.

Er hat sich gleich Kleider gemacht, und als er dem Himmel die Schneider-Rechnung brachte, sagte Gott: »à conto wirst Du das Paradies verlassen!"

Aber Gott ist immer milde, die Frau durfte mit ihm gehen! Eva nahm schnell aus dem Paradiese ein Stückchen blauen Himmel im Auge, einen Stern im Blicke, ein Blümchen auf den Wangen und einen lautern Thautropfen im Herzen mit, und seit dazumal bringen die Frauen überall ein Stückchen Paradies mit!

Gott wollte den Menschen als sein Ebenbild machen, und schuf den Mann, das war aber eine noch nicht gelungene Gypsfigur; nachdem Gott an dem Gyps sich versucht, schuf er sein gelungenes Ebenbild in Alabaster: das Weib; sie ist das Bild Gottes: Ein Engel als Kind, eine Grazie als Mädchen, ein Genius als Frau, eine Gottheit als Mutter und ein Orakel als Matrone!

Ein anderes Sprichwort sagt: „Was Gott zusam-

mengefügt, soll der Mensch nicht scheiden!" Nun aber hat Gott Deutschland und Schleswig zusammengefügt, und die Menschen scheiden es doch. Das Sprichwort sagt auch: „Ehen werden im Himmel geschlossen," also werden Mann und Frau von Gott zusammengefügt, und die Menschen scheiden sie doch zuweilen!

Aber wie Vieles wird getrennt im Leben, und blos durch die Zeit! Die Zeit ist das zertrennende Element! Liebe und Treue waren vor der Zeit unzertrennlich! Die Zeit hat zwei verschiedene Dinge aus ihnen gemacht. Liebe und Treue sind wie Beinkleid und Strumpf, vor Zeiten waren beide nur Eines, mit der Zeit hat man sie getrennt! Die Liebe ist eine Pantalon für sich, und die Treue ein Strumpf für sich.

Ein Frauenherz, m. f. H. u. H.! braucht, um recht glücklich zu sein: drei Männer:

Zum Geliebten, den sie lieben soll: einen schönen Mann;

zum Anbeter, der sie lieben und amüsiren soll: einen geistreichen Mann,

und zum Heirathen: einen dummen Mann!

Was ist das Unglück unserer jetzigen Ehen? Daß die Männer sich selbst nicht angehören! Denn um eine Frau glücklich zu machen, muß man sich ihr ganz geben, um sich aber einem Anderen ganz geben zu können, muß man sich erst ganz selbst angehören! Darum, m. f. H. u. H.! eine schlechte Ehe ist kein Unglück, sondern blos ein Rechnungsfehler!

Ein anderes Sprichwort sagt: „Jugend hat nicht Tugend," blos wir haben keine Tugend mehr! Und der Weg zur Tugend ist so weit, so weit! So weit, wie von Justinian zur Entscheidung eines Prozesses in letzter Instanz! — Tugenden sind die Berge des Lebens!

Mit den großen Tugenden, m. f. H. u. H.! geht der Mensch um wie mit den großen Bergen! Der Mensch staunt sie an, bewundert sie, schaut zu ihnen andächtig empor, dann geht er bequem um sie herum und läßt sie links liegen.

Endlich sagt noch ein Sprichwort:

„Die Liebe und das Glück sind blind!"

Das ist lieb, daß das Glück blind ist und es ist ein Glück, daß die Liebe blind ist, sonst käme Unsereins gar um jeden guten Bissen! Es ist unbegreiflich! Die Liebenden sind also blind, und so lange sie blind sind, sehen sie sich gegenseitig stets an, wenn sie heirathen, gehen ihnen die Augen auf und sie sehen sich gar nicht mehr an!

Das Glück, m. f. H. u. H.! geht meistens mit seinen Reichthümern und Schätzen um wie der Bauer mit seinem Geld! Wenn ein Bauer Geld hat, wohin gibt er's? Gibt er's in eine Mahagony-Schatoulle? Gibt er's in ein Maroquin-Portefeuille? Nein, wohin, gibt er's denn? Er vergrabt's im Mist, in den Düngerhaufen, an den allerschlechtesten Orten; so macht's das Glück mit seinen Schätzen!

Glück! Man sagt: „Manche Männer machen bei Frauen Glück!" Worin liegt das Geheimniß dieses Glückes? In dem Glück des Geheimnisses!

Durch drei Wege zieht das Glück der Liebe in ein Frauenherz ein: durch die Geheimtreppe der Verschwiegenheit, durch den langen Corridor der Ausdauer und durch den Waffensaal ewig blanker Aufmerksamkeiten. Es sind nicht immer große Opfer, Blut, Leben oder Heldenthaten, durch die man Frauenherzen gewinnt; treue, stets fortanhaltende Aufmerksamkeiten, fortwährendes Belauschen der kleinen und winzigen Wünsche, ein flüchtiger Gedanke, im Entstehen errathen, eine Caprice, im Auftauchen verwirklicht, entscheiden oft über eine Zukunft, über das Schicksal eines Herzens!

Das Glück ist blind, das blinde Glück hat mir heute einen so liebenswürdigen Cirkel zugeführt. Sie wünschen mir Glück! Glück, daß ich 57 Jahre alt geworden bin! Ich küß die Hand! Weniger Glück wär' mehr Glück! Indessen was ist zu thun? Geboren werden, das ist der Menschen allgemeiner Geburtsfehler! An den hat man all' sein Lebtag zu curiren und laboriren! Die Phrase: „Ich gratulire zum 57. Geburtstag", ist nur eine höfliche noble Umschreibung und heißt eigentlich: „Jetzt werden's aber doch a Ruh' geben vom Leben und Lieben?"

Seien Sie ruhig, m. f. H. u. H.! die Liebe ist blind; und ich werde schon dafür sorgen, daß meine Geliebte zu keiner guten Brille kömmt und zu keinem

Augenarzt geht! Doch hab' ich mir die Freiheit genommen, heute ein kleines Glücksspiel hier zu errichten, eine kleine Lotterie; für Damen; lauter Gewinnste; nehmen Sie Ihre Loose ruhig hin, fürchten Sie nichts, ich bin nicht unter den Gewinnsten, sonst könnte die Dame, die dieses Loos trifft, mit Thekla ausrufen:

„Ist das das Loos des Schönen auf der Erde? u. s. w."

Von den „Devisen", welche den Damen-Gewinnsten beigefügt waren, theilen wir Folgende mit:

1.

Ein Souvenir aus Elfenbein.

Aus weißem feinen Elfenbein,
Ein „Souvenir", ein „Denkemein",
Dazu aus Blei ein Federlein,
Einzuschreiben in dem Büchelein,
An wen man denket groß und klein,
Von »lundi« wohl bis zu »dimanche«
Für Männernamen jeder Branche;
Und wenn es voll beschrieben ist — —
Man Alle auf einmal vergißt.

2

Mit einer Schreibtisch-Glocke.

Wie eine Glocke sei das Frauenherz,
Sie klinge an bei Lust und Schmerz;
Und brennt ein Herzchen irgendwo,
So schlag' es an, und sage wo.
In einem Punct nur sei das Frauenherz
Nicht wie die Glocken allerwärts,
Es hüte sich nämlich vor dem Geschick:
Gerührt zu werden von einem — Strick!

3.

Eine Figur als Flacon.

Zum Anbeter bietet in der Maske
Sich Dir an ein junger, zarter Baske.
Greif' nur zu, Du kannst Dir gratuliren,
Er ist unter Jünglingen ein seltenes Gestirn!
Denn sieh! Er hat — Geist im Gehirn.

4.

Mit einem Fächer.

Wird einst die Flamme schwächer,
In Deinem Herzvulkan,
Dann fach' mit diesem Fächer,
Amor, ausgekühlter Liebe Rächer,
Zur hellen Gluth sie wieder an.

5.

Mit einem Toiletten-Carton.

Seife, Wohlgeruch, Pomade,
Auch der Oelflacönchen zwei,
Gar nicht übel, aber schade!
Ein Gedicht ist auch dabei. —

6.

Mit einem Pantoffel als Bonbonniere.

Wer Du auch seist, vermählt oder ledig,
Regier' mit diesem Pantoffel gnädig.
Regier' genädig, regier' allein,
Nur schone die Finanzen fein!

7.

Ein Fauteuil und Kanone als Zündmaschine.

Kann Dein Herz gar nichts entzünden,
So — Gott verzeih' mir meine Sünden! —
Wirst Du auf diesen Stuhl zuletzt
In den Belagerungszustand hingesetzt.

8.

Mit einem Schreibzeug.

Empfange hier und nimm's nicht schief
Ein Schreibezeug für Liebesbrief'!
Die Federn bunt mit Schnörkeln viel,
Wie's Brauch ist im verliebten Styl,
Die Tinte schwarz wie Rabenzucht,
Für Untreu', Verrath und Eifersucht,
Und dabei für den Sand ein Schälchen klein,
Ihn dem Geliebten in das Aug' zu streu'n.

9.

Mit dem Gyps-Medaillon des Humoristen.

Zweifach zu verwenden ist dieses Bild sammt Rand,
Auf den Tisch zu setzen, zu hängen an die Wand;
Sollt' es rebellisch in Dein Herz sich drängen,
Kannst Du's nach Belieben „setzen" oder „hängen"!

10.

Mit meiner Büste aus Porzellan unter Glassturz.

Unglückliche, das ist Gottesgericht!
Den Dichter auch noch zum Gedicht!
Stell' ihn unter'n Glassturz, daß er nicht bricht,
Gib' Obacht auf Feuer und auf das Licht,
Daß dem holden Bildniß kein Schaden geschicht,
Und höre, was der Glassturz spricht:
„Auch Saphir entgeht dem „Sturze" nicht."

Eine Eroberung.

Aus meinem Tagebuche.

Es war in Nürnberg, im Jahre 184—. Ich kam früh Morgens an und legte mich gleich schlafen. Es ist für Reisende nicht genug zu empfehlen, wenn sie an einem fremden Orte ankommen, sich sogleich schlafen zu legen; das gibt der Polizei eine Art Garantie für die Unschädlichkeit dieser Reisenden, und so lange man schläft, wird man gewiß nicht beunruhigt werden. Nachdem ich ausgeschlafen hatte, präsentirte sich der Wirth des „Bairischen Hofes", Herr Auernheimer, bei mir, um einen solchen vornehmen Gast zu bewillkommen und mich zu fragen, welche von den Nürnberger Merkwürdigkeiten ich zu allererst zu sehen wünschte, worauf ich mich für ein Beefsteak und einen Schoppen Rothwein entschied.

Ich kannte Nürnberg und seine Merkwürdigkeiten schon von früher und war blos einer Einladung meines Freundes, des Grafen D . . . . n nachgekommen, um mit ihm auf seinem nahe bei Nürnberg gelegenen Landsitze einige Tage zu verleben. Ich wollte sogleich hinaus-

fahren, allein ich höre, Abends sei Sommerball auf dem „Dutzend-Teich" — so heißt ein Belustigungsort in Nürnberg — wo sich die schöne Welt versammelt, und ich beschloß, die schöne Welt um ein Exemplar zu vermehren! Mein Gott, es läuft so Manches unter der Bezeichnung „schöne Welt" mit, was eben nicht dazu beiträgt, diese Welt zu verschönern, daß ich ohne Gewissensbisse obenerwähnten Beschluß fassen konnte, bis zum Abend, allwo die „schöne Welt Saphir et Compagnie" sich versammeln sollte.

Den Tag über ging ich nach „Fürth", diesem bairischen Jerusalem; es war gerade an einem Sabbath und ich besuchte die Synagoge, in welcher eben eine Predigt über das „Capitel von der Kuh" stattfand, von der „rothen Kuh", die Moses zu verbrennen befahl. Der Rabbi sprach von dieser rothen Kuh, als ob er mit ihr in einem Pensionat gewesen wäre; er wußte, wie viel Haare sie hatte und welche Erziehung sie genoß, und er bemühte sich, eine Stunde lang zu erörtern, warum die „rothe Kuh" verbrannt werden mußte, und ich hätte ihm schon gerne zugerufen: Die Kuh ist roth, also eine demokratische Kuh, also wird sie verbrannt. Er ließ sich noch ein Weiteres über diese rothe Kuh aus, die „ohne Fehler sein mußte", eine Forderung, die von irdischen Kühen zu viel verlangt ist! Ich erwartete immer, der Rabbi würde die Frage abhandeln, ob die „rothe Kuh" „weiße Milch" geben darf.

Nachmittag kehrte ich nach Nürnberg zurück. Der

Abend kam und ich fuhr in einer Hofequipage nach dem „Dutzend-Teich", das heißt in der Equipage des „Bairischen Hofes".

Ich hatte früher sorgfältig Toilette gemacht, ich zog meinen Spiegel zu Rathe, und der Spiegel ist wie jeder andere Rath, er ist mit dem Referenten einverstanden! War schon jemals Jemand mit seinem Spiegel unzufrieden? Ich war sehr zufrieden mit meinem Spiegelbild; denn der Weise ist mit Wenigem zufrieden, ich war überzeugt, heute eine Eroberung machen zu müssen und fuhr mit angenehmen Hoffnungen nach dem „Dutzend-Teich". Der „Dutzend-Teich" ist ein liebliches Plätzchen; eine Menge kleiner Teiche sind da auf grüner Heide zerstreut, dazwischen Wald-, Laub- und Schattengänge, und ein Sommertanz- und Conversations-Local.

Die schöne Welt war größtentheils schon da, und ich complettirte dieselbe vollständig. Die Nürnbergerinnen sind wie die Nürnberger: sie hängen Keinen an ihr Herz, bis sie ihn haben. Sie sind aber schön und liebenswürdig, und ich dachte in mir: „Sie sollen ihn haben," den „Humoristen" nämlich.

Ich stieg an allen Teichen, in allen Zimmern, in allen Alleen und Baumgruppen herum; die Musik, die Kühle des Abends, der balsamische Duft der kronenreichen Bäume, die wogende Menge, der Kranz junger, lebensfrischer hübscher Frauen versetzte mich in jene Stimmung, in welcher man durchaus lieben oder doch wenigstens die Cour machen will. Ich war so lange liebe-

dürftig, daß ich mir auch schon von schwarzen Augen hätte was weiß machen lassen!

Ich schickte meine Blicke ringsumher und bemerkte ein junges Frauenzimmer, welches mich mit forschendem Blicke ansah „Ha! die ist in mich verliebt!" dachte ich, „die hab' ich erobert!" Man weiß ja, Liebe ist das Werk eines Augenblicks! „Wie kömmt die Liebe und wie geht sie?" -- Sie kömmt, wie Einem etwas ins Aug' fliegt! Ich bin diesem Mädchen ins Aug' geflogen, vom Aug' ins Herz, es sucht vergebens, mich aus dem Aug' und dem Herzen zu reiben!

Von nun an war ich selig! Ich war geliebt! Ich stieg um das Bosquet, in welchem das Mädchen saß, herum, wie ein rastloser Geist; da sah sie mich noch einmal an — und wieder einmal! — Es that mir ordentlich leid, daß ich so liebenswürdig bin. — Die Arme! — Ich ging in eine Seitenallee, um darüber nachzudenken, wie ich sie von Verzweiflung retten könnte! —

In dieser Seitenallee belauschte ich folgendes Gespräch, welches verschiedene Personen, die ich an der Stimme erkannte, in meinem Innern hielten. Die „Eigenliebe", eine gesunde, starke Person, mit durchdringender Stimme, sagte: „Es ist ganz natürlich, dieses plötzliche Liebesfangen! Du hast eine schöne Gestalt, — der Wuchs ist bei einem Mann Alles, nach dem Geld natürlich! — Du hast eine Physiognomie, die höchst geistreich ist, kurz, Du besitzest ein »je ne sais quoi«, das Dir

Eroberungen leicht macht!" — Eine charmante Person, die Eigenliebe! Man kann ihr stundenlang zuhören! Aber da mischte sich eine tiefe Baßstimme drein, es war der „Verstand", ein toller Kerl, der nie geliebt hat. Der sagte wieder: „Aber er wird doch nicht so dumm sein, sich für so gefährlich zu halten, daß ein Mädchen ihn blos vom Sehen schon liebt! Hat er sich denn gar nie im Spiegel gesehen?" — Ich hätte den groben Kerl gleich umbringen können! Darauf antwortete die nicht so bald schweigenzumachende Eigenliebe: „Na, warum denn? Weil er keine römische Nase hat, aber doch eine italienische, mit einem flachen Dach; aber hat er nicht einen Mund, der für ihn spricht, d. h. einen Zug um den Mund, der lieb und gemüthlich und doch wieder pikant ist? Hat er nicht eine kühngewölbte Stirne, auch einen edlen Gang u. s. w.?" — Ich stimmte der Person ganz bei. „Das ist eine so gescheidte Person," dachte ich bei mir, die soll's gut bei mir haben." — Jedoch plötzlich hörte ich wieder eine kreischende Stimme, wie von einer bejahrten Frau, es war die „Erfahrung", die mußte auch ihren Senf dazu geben und näselte: „Aber bist Du denn nicht schon so oft getäuscht worden? Wirst Du denn nie von der Vergangenheit was lernen? Wie oft bist Du schon so aufgesessen!?" — Ich hätte bersten mögen und dachte: „Altes Weibergeschwätz, laßt die nur reden, die können von Liebe nichts mehr hören, das ist purer Neid!" — Da flüsterte eine Flötenstimme, süß wie Lautenklang, eine

ganz allerliebste Stimme, voll Wohllaut, und diese Stimme gehörte der „Eitelkeit“, und sprach: „Laß dich nicht einschüchtern! Hast Du aber nicht auch oft schon Glück gemacht? Und ist es nicht möglich, daß dieses Mädchen deinen Namen gehört hat? Du bist eine „Celebrität!“ Die Frauen sind auf Celebritäten so erpicht, wie auf Brüsseler Spitzen! Sie liebt Dich als berühmten Mann!“ — „O,“ sagte ich, als ich das hörte, „es gibt noch tiefdenkende und wahrheitsliebende Seelen! Die hat's getroffen!“ — Da lispelte wieder ein zartes Stimmchen, es war „die Vorsicht“, sie lispelte: „Aber mach' Dich nicht lächerlich! Gib Acht, daß Du nicht Stoff zur Belustigung gibst!“ — „Was doch diese zimperlichen Geschöpfe für Störfreuden sind!“ murmelte ich für mich, als eine laute, muntere Stimme in mir erscholl; es war der „Humor“, der sagte: „Ei was, die Stunde will beim Flügel genommen sein, wer wird so viel philosophiren, wenn's nur ein Abenteuer gibt! Und wenn Du zum Besten gehalten wirst, Du hast dich zwei Stunden amüsirt, das ist genug! Wie oft haben sich schon ganze Völker ein paar Stunden lang amüsirt und sind nachher auch gefoppt worden, und sind auch nicht d'ran gestorben!“ — Das ist ein Mordkerl, der „Humor“! Ein alter Practicus!

Kurz, der „Humor“, die „Eigenliebe“ und die „Eitelkeit“ trugen den Sieg davon.

In diesem Augenblick kam das holde Mädchen an der Hand einer Freundin; als es mich erblickte, stieß es

ihre Freundin sanft an, um sie auf mich aufmerksam zu machen, ich bemerkte es und wurde nun meiner Sache immer gewisser. Ich folgte den beiden Mädchen in einiger Ferne, sie gingen in den Erfrischungssaal.

Auf dem Wege begegnete mir Freund H . . . . e, Redacteur des „N. K." Ich hing mich an seinen Arm. „Freund, ich habe eine Eroberung gemacht, Du mußt mir helfen." — „Was denn? Wie denn?" — „Ja, wenn ich das wüßte! Aber komm', ich werde sie Dir zeigen, Du mußt sie kennen, eine solche Schönheit! und dann mußt Du mich vorstellen!"

Wir traten in den Saal ein, während ich ihm Alles erzählte; nach einigem Suchen sah ich die Holde an einem Tischchen mit ihrer Freundin und einer ältlichen Dame. Als sie mich sah, flüsterte sie der Dame einige Worte ins Ohr und diese sah mich dann mit großer Aufmerksamkeit an. — „Siehst Du?" sagte ich zu H., „sie hat eben mit der alten Dame von mir gesprochen, es ist richtig!"

Dr. H. sah die Gruppe an und sagte mir: „Ei freilich kenn' ich sie, das ist die schöne Julie, Tochter des reichen Kaufherrn N. N., ich kenne die Familie recht gut, die Alte ist ihre Großmutter, und ich kann Dich vorstellen."

Ich war glücklich! Wir nahten uns dem Tische, an welchem sie saßen. Ich sah nun J . . in der Nähe. Es war eines der reizendsten Gesichter, frisch, lieblich, rosig, muntere schwarze Augen, Lippen wie die Äpfel-

blüthe, Zähne wie die Heerde Salomons, dichte schwarze Locken fielen auf blendende Schultern herab, die einem marmornen Genius Ehre gemacht hätten.

Wir nahten uns dem Tische und nach einer leichten Begrüßung nahmen wir auf zwei noch leeren Stühlen an demselben Tische Platz. Ich warf Blicke wie feurige Bomben auf Julie und knüpfte ein Gespräch mit ihr an, und zwar mit den geistreichen Worten: „Hier d'rinnen ist's doch kühler wie dort draußen." Dr. H. nahm nun das Wort: „Ich stelle Ihnen hier meinen Freund, Herrn Saphir, vor; Sie werden den Namen wohl kennen." Julie sah mich an und sagte: „Ich hab' nicht die Ehre." — „Da hast Du's," sagte der „Verstand" in mir zur „Eitelkeit", „Du hast ja gesagt, sie liebt ihn, weil er eine „Celebrität" ist!" — Aber die „Eigenliebe" nahm schnell das Wort und sagte: „Das ist mir um desto schmeichelhafter, sie liebt also blos meine „Persönlichkeit!" — Ich aber fuhr fort, Julien den Hof zu machen, sagte ihr viel dummes und gescheidtes Zeug durcheinander, wie das bei verliebten Gecken und Philosophen stets der Fall zu sein pflegt, und ich sah bald, wie sie immer weniger fremd und immer zutraulicher wurde. Ich sagte ihr endlich, während Freund H. die andern beiden Damen unterhielt, wie sie schon den ganzen Abend meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe, wie ich mich unwiderstehlich ihr nachgezogen fühlte. Sie lächelte und sagte: „Ja, ich hab' Sie auch schon lang bemerkt und immer angesehen." Ich erbebte vor

Freude, ich rückte ein Bischen näher und fragte verschämt: „Und wodurch hab' ich diese schmeichelhafte Aufmerksamkeit auf mich gezogen?“ — Sie sah mich unbefangen an und sagte mit naiver Unschuld: „O, Sie sehen meinem verstorbenen Großvater so ähnlich!“ — Ich sah nun das Mädchen genauer an! Es war grundhäßlich! So täuscht man sich!



Die Zigeunerin.

Aus dem Portefeuille meiner Liebe und Liebeleien.

An Freund Castelli.

Du hast letzthin zurückgeblättert in deinem Gedächtnisse und dem Leser einige Blättchen aus dem Kraut- und Gemüsegarten deines Jugendherzens mitgetheilt; den Blumengarten hast Du, wie es sich geziemt, respectirt und unter dem Schleier Deines Gedächtnisses ungelüftet gelassen.

Auch ich, mein edler Nimrod, war einst ein „Schütz", in Ungarns Gauen liegt das Ahnenschloß meiner einst wilden Jagden; und es haben mehr Liebesabenteuer zwischen meinem ersten Handel, den ich mit zweischuriger Wolle im Somogyer Comitate trieb, und meinem letzten Wochenkrebs stattgefunden, als man sich von meiner breiten Nase träumen läßt!

Es fällt kein Gelehrter vom Himmel, auch nicht in der Liebe, mein Freund! Die Liebe will gelernt sein von der Pique auf! Ovid nannte die Liebe eine „Kunst", Künstler müssen gebildet werden, müssen viele Versuche

machen, müssen viel verpfuschen und verstümpern, bis sie eine Meisterliebe hervorbringen.

Du erinnerst Dich noch, wie ich in die „Ludlam" eintrat, als „das Mädchen aus der Fremde"; es sind dreißig Jahre darüber vergangen und schon damals wußte sich Dein Sarkasmus viel mit meinen Herzensangelegenheiten zu beschäftigen, und wenn Du wirklich eine Geschichte der „Ludlam" schreibst — was gewiß sehr interessant wäre — so wirst Du im „Archiv" auf Erinnerungen stoßen, die meinen Lehrjahren keine Unehre machen.

Dir also vor Allem sei ein kleines, halbkomisches Abenteuer aus der Lehrbubenzeit meiner Liebesschule erzählt, einer Schule, in welcher man am meisten lernt, wenn man bei der Prüfung durchfällt und aus der man desto klüger hervorgeht, je mehr man ochs't!

Also, Freund Castelli, nimm eine Deiner exotischen Dosen in die Hand, setze Dich auf Deine Chaise-longue, rüttle die Jugendjahre in Dir ein bischen auf und höre zu; kurz, sei — Anacreon!

Möge der Leser mir die Hand reichen und mit mir in einen Marktflecken gehen, der am Saume des Bakonyer Waldes liegt, anmuthig gelehnt an einen dichtbewäldeten Berg, Csalåberg genannt. Dieser Ort heißt Moor, ist früher wegen seiner häufigen Erdbeben, — die drei Jahre hintereinander anhielten, täglich oft 12- bis 20mal sich wiederholend, — und in der neuen Zeit

durch die Moorer Schlacht bekannt geworden. Weniger haben sich die Annalen der Zeit damit beschäftigt, zu erzählen, daß der „Humorist" dort im Schatten des Bakonyer Waldes Kneppern sammelte und seine ersten Versuche zu Papier warf.

In Moor entstanden meine ersten Gedichte, die als „poetische Erstlinge" erschienen und einem der Moorer Grundherrschaften gewidmet waren, dem edlen, hochherzigen und liebenswürdigen Grafen Lamberg, demselben, der auf der Ofner-Pesther Brücke unter den die Nation und die Zeit schändenden Streichen von verruchten Mördern fiel, und der als Rachegeist noch lange auf diesem Flecke die wüthende Nemesis heraufzubeschwören vom Geschicke der Völker und Menschen bestimmt zu sein schien.

Ich will gut machen, was die Annalen der Zeit so gottlos vernachlässigt haben und meinem künftigen Biographen einen kleinen Fingerzeig in mein Jugendleben geben.

Ich lebte in dem Hause meiner Stiefmutter, welche einen Salzverschleiß hatte. Vor einigen Jahren hat ein hiesiger Künstler das Haus, in dem ich lebte, in einem niedlichen Bilde auf der Kunstausstellung ausgestellt. Es war vortrefflich gemacht und ich glaube immer, der Maler war ein Satyriker, denn gerade vor dem Thore meines Hauses brachte er einen Wagen mit zwei Ochsen an. In dem ersten Stockwerke dieses Hauses war ein Zimmer, welches ich mir in eine ganze Reihe von

Zimmern eintheilte. Vermittelst schwarzer Striche, die ich auf dem rothen Ziegelboden dieses Zimmers zog, theilte ich es in ein Schlafzimmer, in ein Schreibzimmer, in ein Besuchszimmer, in ein Speisezimmer, in ein Bibliothekszimmer und in ein Vorzimmer. Ich bewohnte also nicht nur eine ganze Reihe von Zimmern, sondern ich konnte sogar nach Belieben jeden Augenblick in einem andern „Erdstrich“ wohnen.

Das „Schlafzimmer“ allein füllte seinen Beruf vollkommen aus; das „Schreibzimmer“ weniger, am allerwenigsten aber das „Speisezimmer“. Meine Stiefmutter, eine sonst würdige und kreuzbrave Frau, war eine „Natur-Homöopathin“, ihr System war: das was den Hunger hergebracht hat, muß ihn auch heilen: nichts im Magen haben. „Fleisch“ ist Gift, macht Blut, Blut macht Wallung, Wallung führt zur Sünde, Sünde führt zum Fasten: also faste man gleich bevor man Fleisch ißt, so erspart man den Umweg. Das war die „Lehre vom Fleisch“. Die „Lehre vom Geflügel“ hieß: Kälbernes, junge Hühner, Ganserl u. s. w. ist das „unreife Obst“ unter dem Thierfleisch und bläht mehr als es sättigt; „der Mensch aber soll sich nicht aufblähen“. Die „Lehre von den Fischen“ lautete so: „Ein Fisch lebt vom Wasser, er wird im Magen wieder zu Wasser, also trinke man gleich Wasser.“ Die „Lehre von den Gemüsen“ lautete so: „Spargel ist ein liederliches Essen! Das Dicke und Große wirft man weg! Da lernt man in der Jugend Alles wegwerfen!“ Bloß drei Groß-

mächte aus dem Pflanzenreiche fanden Platz in unserer Küchenapotheke: „Erdäpfel", die präsidirende Macht; „Salat" und „Spinat" die mitberathenden Mächte; „Fisolen, Erbsen und Linsen" waren die Mittelstaaten. Die drei Mächte kamen aber nie zusammen! Nie sahen sich „Erdäpfel", „Salat" und „Spinat" vereinigt; in dieser Beziehung hieß es: divide et impera! Aber die Natur ist reich an Ersatzmitteln, im Laufe der Menschheit waltet ein weises Gesetz der aufrechthaltenden Naturgesetze. So warf die weise Vorsehung zu meiner Schadloshaltung eine allopathische Köchin als passiven Widerstand gegen die homöopathische Gesetzgebung in den Haushalt des Humoristen, damit er seiner unsterblichen Bestimmung nicht durch einen blos botanisirenden Appetit entzogen werde.

Diese Köchin, welcher meine jetzigen Leser einen großen Theil ihres Lesevergnügens verdanken, verdient von meinen Lesern gekannt zu sein und ich muß sie, so will es mein Dankgefühl, dem Publikum vorführen, wie sie mir erschien zur Zeit, als ich noch gar nichts war, nichts als — hungerig, und wie sie in der Wüste von Salat und Spinat mir Wachteln regnen ließ, und wenn auch keine Wachteln, doch Brathühner und Bratgänschen, die, nach Aussage aller Hungerigen, auch nicht zu verachten sind.

Diese Köchin hieß „Ziperl" und war „eines Hirten niedere Tochter aus dem Flecken Martonvásár". Sie war nicht ästhetisch gebildet aber „mollet"; sie sprach nicht

französisch, aber wenn sie sich Samstag Nachmittags unter den Fenstern meines Sanssouci schlafen legte, ging selbst der Rabbiner nicht vorüber, ohne zu denken: „Was der Himmel erschaffen hat, soll der sündige Mensch nicht verschmähen."

Ziperl war eine primitive Seele, ein Urwesen; sie dachte nicht gerne viel, aber kochte desto lieber mehr, sie seufzte weniger, aber sie umarmte desto leserlicher, sie verstand die Augensprache nicht, aber wenn man noch so leise flüsterte: „Ziperl!" erwiderte sie: „Schreien se doch nit eso gar! Ich bin jo nit tab!"

Es war im Monat Mai. Noch findet sich in meinen gesammelten Schriften ein Gedicht: „Mondscheinlust", aus jenem Mai! Ich war bleich und seufzte und magerte sichtlich ab. Und warum? Aus Liebe? Nein! Aus Ziperl-Liebe? O nein! Ein anderer Kummer nagte an meinem Herzen!

Mai! Mai! Wonnebringer! Blumenspender! Jüngling mit den goldenen Locken! Mir brachtest Du nur Weh und Herzleid! Wenn ich in Meer herumschwärmte im Monat Mai, was sah ich? Nichts als große Salatgärten, große Spinatfelder, unendliche Erdäpfeläcker! Und der Gedanke erwachte in mir: All' dieser Salat wächst für Dich! Dieses Weltmeer von Spinat soll durch Deinen elenden Leib gehen! — Ich sah wie ein Somnambule in die Zukunft meiner Eingeweide, und sah sie ganz grün, hellgrün, papelgrün!

Ich glaube, Schiller sagt: „Der Mensch braucht

wenig, und an Spinat reich ist die Natur!“ Diese Spinat- und Salatfelder verbitterten mir die Spaziergänge am Tage, und ich ging blos Nachts im Mondschein spazieren und schrieb das Gedicht: „Mondscheinlust!“ Im Mondschein sahen die Salatköpfe aus wie Rephühner und die Erdäpfelfelder wie kälbernes Ragout!

Ich wäre gewiß zu Grunde gegangen und läge am Saume des Bakonyer Waldes begraben mit der einfachen Inschrift:

„Hier liegt er in der That;
Er lebte vom Salat,
Und starb dann am Spinat!“

wenn nicht Ziperl, die primitive Ziperl, gewußt hätte, poetische Blöße, Musen-Magerkeit von Hungerblöße und Magen-Melancholie zu unterscheiden. Eines Abends kam sie in mein Zimmer, schritt über das „Vorzimmer“ in das „Speisezimmer“, drang bis in mein „Schreibzimmer“ und sagte barsch: „Aber, junger Herr, Se verhungern ja!“ Da war's ausgesprochen! O göttliche Einfalt heiliger Natur! Was kein Verstand der Verständigen sieht, das gibt er dem Genius ein!

Ich sah sie lange an, lang und mit Anmerkungen und sprach, indem ich die Hand auf ihr Haupt legte: „Ziperl, woher kommt Dir diese Wissenschaft? und kannst Du mir Fleisch in meine Lage bringen?“ Ziperl aber antwortete: „Eine reine Magd vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden!“ und von diesem Tage an empfing

Ziperl jeden Morgen von mir einen blanken Zwanziger, — o damals gab's noch blanke Ziperls und blanke Zwanziger — und brachte mir heimlich das „unreife Fleisch", wie in der homöopathischen Küche junge Gänse u. s. w. heißen.

Wenn ich dem Leser nun auch betheuern wollte, daß zwischen Dichter und Ziperl nie andere Empfindungen hin- und hergingen als platonische, daß ihr Küchenfeuer mit dem Feuer der Vesta hätte wetteifern können, und daß Baucis, ihre letzte Gans schlachtend, nicht tugendhafter war als Ziperl, würde der Leser, der den Poeten alles Ueble zumuthet, es doch nicht glauben. Ich sage also darüber weiter nichts und komme zu meiner Erzählung wieder zurück.

Eines Morgens zog mich der erwachende Tag mit seiner lieblichen Frische, mit seinem jungfräulichen, würzigen Athem, auf meinen gewöhnlichen Spaziergängen in den sonnigen Säumen des Bakonyer Waldes, etwas tiefer in den dichten Wald hinein, auf dem Wege nach Kis-bér zu. Die vielen Wege, die sich im Sande nach der Willkür und Laune der Wald- und Holzbauern da kreuzten, verloren sich nach und nach in weiteren Ausmündungen. Meinen Gedanken nachhängend, in der erquicklichen Kühle der Waldesfrische, wanderte ich immer weiter auf schmalen Fußpfaden, die hie und da ein Reisigsammler betreten haben mochte, und nun, als sich der Pfad ganz verlor und ich im dichten Walde fast nicht mehr weiter vordringen konnte, erwachte ich aus meinen

Träumereien! Ich blickte um mich her und fand, daß ich jede bestimmte Richtung verloren hatte. Die Gegend des Waldes war mir ganz fremd, kaum wußte ich, von welcher Seite ich herkam, noch weniger wohin ich mich zu wenden habe, um aus dem Walde herauszukommen. Es war aber dazumal kein Spaß, in dem berüchtigten, endlosen, schauerlichen Bakonyer Walde sich zu verirren. Nach meiner Uhr konnte ich mich ungefähr anderthalb Stunden weit von Moor entfernt haben; ich schlug, das wußte ich, den Weg in die Gegend nach Kis-bér ein; konnte aber ebensogut, da ich einmal vom Wege abkam, rechts oder links Tage lang wandern, wieder auf denselben Platz zurückkehren und keinen Ausweg finden. Dabei fielen mir alle schauerlichen Begebenheiten ein, zu deren Wiege und Sarg man die grauenhaften Schatten und die schauerliche Stille dieses Walddunkels machte, und ich gestand mir, nicht in der angenehmsten Spaziergängerlage zu sein.

Es wurde mir klar, ich mußte suchen, nach einer bestimmten Richtung fortzuwandern; und obwohl die Begegnung irgend eines Csikós oder Kanas in diesen Räumen nicht zu den reizendsten Stelldichein gehörte, so hoffte ich doch einen dergleichen Obmann der Pferde- und Schweinherden zu finden, im beruhigenden Bewußtsein, nichts in der Tasche zu haben als einen Band von Rousseau, ein Taschenmesser und ein Sacktuch.

Mein erster Gedanke war, eine Anhöhe zu gewinnen, um die Gegend zu überblicken, — der Gedanke war da,

aber keine Anhöhe. Die ganze Strecke des Waldes von Moor bis Raab und Vesprim u. s. w. ist nichts als eine Fläche. Ich wanderte also dem Gange der Sonne nach. So wanderte ich wieder zwei Stunden durch Gestrüppe und Geschlinge, zwischen den tausendjährigen Baumsäulen mit ihren grünen Dächern.

Endlich fiel mir ein, einen dieser vielarmigen Riesen zu besteigen, um vielleicht von seinem Wipfel aus etwas zu erblicken, wornach ich mich orientiren könnte.

Dazumal, verehrter Leser, war der Humorist von jener Taille, die zu einem „Baumkraxler" wie geschaffen ist. Er kletterte auf einem Baume so flink herauf und herab, wie jetzt eine Demission eingegeben und angenommen wird. Der „Humorist" hatte so wenig Fleisch wie ein Fastentisch und war so elastisch wie ein Preßgesetz.

Ich schwang mich in die Höhe, und das nicht durch Kriechen, sondern durch mühsames Emporstreben; von Zweig zu Zweig kam ich bis in den Wipfel des hohen Baumes.

Aber es war nichts zu sehen als Himmel und Waldung; ein Meer von Baumgipfeln wogte unter mir, bis an den fernsten Horizont. Schon wollte ich trostlos herabsteigen, als ich ungefähr eine Viertelstunde weit über den Bäumen kleine blaue, dünne Rauchwölkchen aufsteigen sah, die wie Nebelflocken sich leise in die Höhe wirbelten, und unbezweifelt aus einer der Baumgruppen sich entwickelten. Wo Rauch ist, sagte ich mir ganz

erfreut, ist auch Feuer, und wo Feuer angemacht wird, sind Menschen, und sollten diese Menschen auch Räuber sein, sie sind doch nicht so furchtbar, als die Aussicht auf tagelange Herumirrung im Bakonyer Wald mit der Endaussicht auf Hungertod.

Ich stieg herab, nachdem ich die Richtung herum merkte, und wand mich mühsam, behutsam und fast kriechend von Baum zu Baum. Da schien der Wald etwas heller zu werden und ich urtheilte ganz richtig, daß ich einer sogenannten „Waldlichtung" nahe sei. Ich drückte mich, von dicken Baumstämmen geborgen, immer weiter vor, und sah endlich durch das dünner werdende Dickicht auf die Lichtung hin, die in diesem Augenblicke einen sonderbaren Anblick darbot.

Die Waldlichtung, eine kleine Fläche mit grünem Rasen bedeckt, war von einer kleinen Sandgrube unterbrochen, die aber auch von einzeln hervorspringenden Baumstumpfen durchschnitten war. Auf dem niedrigen Gebüsch am Rande der Sandgrube und des Waldes waren Linnenstücke, Hemden, Tücher, u. s. w. zum Trocknen ausgebreitet, und um ein prasselndes Feuer in der Mitte zeigte sich eine Gruppe jenes braunen, räthselhaften Nomadenvolkes, das wie eine lebende Tradition durch die Welt geht, und dessen Existenz und Geschichte nicht zu den kleinsten Wundern gehört, welche eine höhere Weltordnung unzerstörbar durch die Wandlung der Stände, Völker und Nationen gehen läßt.

Es war eine oder zwei Zigeunerfamilien, die hier

Wanderruhe hielten. Zwei Männer in dunklen Wämmsen, mit bunten Halstüchern, trugen am dunkelgebräunten Antlitze die Spuren sowohl von Wind und Wetter, als auch von den harten Wanderungen durch Drangsal, Bitterkeit und Verfolgung. Mahagoni-Züge lagen dunkel auf diesen Gesichtern, und in den Furchen der harten Stirn standen die Anklagen eines ewigen Leids gegen die Unerbittlichkeit des verfolgenden Geschicks. Drei bis vier alte Weiber, mit bunten Tüchern um den Kopf, runzlich, gelb und mit dem Ausdrucke verwilderter Weiblichkeit, lagen im Sande und beschäftigten sich mit Ausbessern alter Kleidungsstücke, während zwei Kinder sich im Grase balgten, auf deren braungefärbten Wangen doch die Rosen der Gesundheit blühten.

Als ich aus dem Dickicht hervortrat, waren es die Kinder, die mich zuerst sahen und mir entgegensprangen. Sogleich war Alles in dem kleinen Lager in Bewegung. Männer und Frauen umringten mich und der Eine fragte barsch: wer ich sei, woher ich komme und was ich suche.

Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weise beantworten können, aber ein Zigeuner, und dazu im Batonyer Walde, kann gewiß mehr fragen, als zehn Poeten beantworten können.

Ich war aber vorbereitet und erwiderte: ich wäre aus Meer und wir wären hier im Walde unserer Dreißig, die von der Herrschaft ausgeschickt worden sind.

den Wald zu durchstreichen, um zu sehen, welche Knoppern-Ausbeute die Bäume versprechen, da Raaber Kaufleute den Wald darauf pachten wollten. Wir haben auch, — fuhr ich fort — herrschaftliche Haiduken bei uns; ich habe mich in diese Gegend gewendet, und da ich hier Feuerschein sah, kam ich hieher und bitte, mir die Pfeife anzünden zu können.

Nach dieser Rede, die an Diplomatie und Klarheit selbst im Achtundvierzigerjahre ihr Glück gemacht hätte, zog ich in angemessener Ruhe meine Pfeife aus dem Sack, und indem ich sie gestopft hatte, reichte ich dem Zigeuner ruhig den Kostik hin und sagte: Tessék (beliebt's)? Darauf schritt ich auf das Feuer zu, und sagte zu einer der Sibyllen, indem ich mit den Fingern in der Westentasche zu suchen begann: „Wenn ich einen Zwanziger bei mir habe, so will ich mir, weil's sich g'rade so trifft, auch wahrsagen lassen." Dabei ließ ich die zwei Männer nicht aus den Augen, die ihre Pfeifen stopften und mit einander ihr Kauderwelsch sprachen. Die Debatte schien zu meinen Gunsten auszufallen. Der Eine trat heran und sagte: „Wenn Du Dir wahrsagen lassen willst, so soll Dir Zinka wahrsagen." Darauf pfiff er auf seine Weise und aus der andern Seite des Waldes kam nach einigen Minuten aus dem Gehölz ein junges Mädchen gerannt, flüchtig wie ein Reh, daß sich die Grasspitzen kaum unter ihrem Tritte beugten, und fragte, was es gäbe. Es war Zinka, die Preciosa dieser kleinen Zigeunerhorde. Ihre Gestalt zeigte ein Ideal

des schönen Völkerstammes, welcher in Bau, Wuchs und Gliedmaßen das Ebenmaß der Vollendung an sich trägt und dem selbst eine vieltausendjährige Flucht und Hetze das Gepräge seines ursprünglichen Gestaltadels nicht ganz verwischen konnte. In langen Flechten fiel ein rabenschwarzes Haar über Schultern und Busen herab, die trotzig auf ihre naturgesetzliche Berechtigung und Vollendung ihrer Fülle in das darauffallende Licht zurückwarfen. Zwei Augen glänzten wie zwei vom dunkeln Lichte durchtränkte Edelsteine aus diesem nachtgebräunten Antlitz, und zwei feingeschnittene, sinnvolle Purpurlippen öffneten sich wie triumphirend, um zwei Reihen Zähne sehen zu lassen, die den unzerstörbaren Pensionsfond dieser Stammesschönheit bilden.

„Zinka," sagte der Zigeuner, „der Herr ist aus Moor, wohin wir gehen, und will sich wahrsagen lassen. Thu' das." — Zinka sah mich mit hellen Augen an, wie eine Gazelle, ließ sich meine Hand reichen, auf die ich einen Zwanziger legte. Während sie die Linien meiner Hand erforschte und mir in dem gewöhnlichen Zigeuner-Orakel prophezeihte, hatte ich nun mehr und mehr Gelegenheit, den besonderen Reiz dieses wilden Geschöpfes zu bewundern, und so zu sagen mich in ihn zu vernarren. Als sie zu Ende war, zog ich meine Börse heraus, die gerade nicht an Ueberladung litt, und schüttelte den ganzen Inhalt in die Hand Zinka's, indem ich ihr lächelnd sagte, ich hoffte, sie würde mir dafür ein Stück Brod geben, da schon Mittag ist, und mir dann

den Weg zurück nach Moor zeigen. Das Manöver des Geldausleerens war von meiner Seite nicht ganz unberechnet, und überzeugte die Zigeuner, daß ich nichts mehr besaß. Zinka sah fragend auf den Zigeuner; dieser nahm mir die Börse aus der Hand, während der Andere ganz behaglich allen Tabak aus meinem Kostuk in den seinigen leerte und sagte: „So geh', Zinka, und zeig' dem Herrn den nächsten Weg!"

Froh, so daraus zu kommen, überglücklich in dem Gedanken an die Ariadne, die mich aus diesem Labyrinthe bringen sollte, schenkte ich meinen Kostuk noch dem andern Zigeuner, und einem der schwarzen Bälge mein Taschenmesser.

Zinka sagte: „so komm'!" — Ich habe seitdem von den ersten und reizendsten Künstlerinnen wohl einige hundert Male die Worte gehört: „komm' her!" aber so lieblich, wie jenes „so komm'!" der Zigeunerin Zinka klang mir noch keines.

Zinka ging bald vor, bald neben mir, wie es die Waldwildniß zuließ, und ich hatte Gelegenheit, die Symmetrie, die Elasticität dieses reizenden Körpers in allen Biegungen und Wendungen zu bewundern, indem sie zugleich im Gespräche alle liebliche Wildheit ihrer Natur und alle schwankenden Moralgesetze ihres Stammes und ihres Gesetzes entwickelte. Ich sah wie Goethes Mahöra: „Zwischen tiefem Verderben ein menschliches Herz." Doch ich will kurz sein; ich nahm beim Abschied mein buntseidenes Halstuch ab, schlang es ihr um's Haupt, und

sie versprach mir, wenn sie nach Csáka kommen, eine Viertelstunde von Moor, wo sie längere Zeit zu bleiben gedenken, so würde sie mich gleich aufsuchen.

Und so kam es auch. Die kleine Horde kam nach Csáka, blieb Monate lang da, und ich besuchte diese fromme Gemeinde zuweilen in den Stunden der Buße und menschlichen Kasteiung.

Um diese Zeit begab sich in meinem Hause ein kleiner Umstand, der aber dies schwere Abenteuer, welches ich zu erzählen im Begriffe bin, hervorrief.

Meine Stiefmutter trieb neben dem Salzhandel noch ein Weingeschäft. Sie hatte ein paar hundert Eimer Wein liegen in verschiedenen Gebünden. Der Keller lag am Ende des Ortes, nahe an dem Weingarten, und meine Stiefmutter begab sich alle vierzehn Tage in der Nacht dahin, um die Weine zu reinigen, zu putzen, nachzufüllen, u. s. w. In diesem Geschäfte begleitete sie Ziperl mit einer großen Laterne.

Nun begab es sich, daß meine Stiefmutter von einem solchen Unwohlsein ergriffen wurde, daß sie nicht ausgehen konnte, und eines Abends beauftragte sie mich, an ihrer Stelle die Weine zu putzen, zu füllen, u. s. w., da sie sonst zu Grunde gehen.

Ich wendete zwar ein, daß ich ein Ignorant bin, daß ich von diesen vinoedlen Angelegenheiten gar nichts verstehe, allein sie antwortete: „Du hast einen guten Kopf. Du kannst Alles!“ Ich wurde also feierlichst mit dem Kellerschlüssel belehnt: Weinbürste, ein Beil, Lem-

wand, Schwamm wurde mir ex officio anvertraut, und als die silberne Sichel des Mondes durch die goldenen Aehren der Sterne ging, wanderte in den dunklen Straßen Moors ein langer Mann, in einen Mantel gehüllt, in seiner Hand blitzte ein Mordgewehr, ein Beil, und vor ihm schritt wie die Feuersäule der Israeliten eine „Ziperl" mit einer großmächtigen Laterne!

Wer wandelt so spät durch die Straßen von Moor?
Es ist ein Poet und Ziperl zuvor!

Wir kamen glücklich in dem Keller an. Wir waren unserer Drei, ich Ziperl und der Genius, der die Unschuld beschützt. Ich wußte aber, daß der Genius gerne ein Glas Wein trinkt, besonders wenn man den Genius einmal im Keller hat.

Ich muß dem Leser bei dieser Gelegenheit sagen, daß ich den Wein nach allen Kennerregeln putzte: zum Beweis weiß ich es noch. Ich nahm das Beil und schlug oben den Zapfen vom Spundloch auf, dann steckte ich den Zeigefinger hinein, um nachzusehen, wie viel nachgefüllt werden muß. Dann füllte ich das Faß mit jungem Wein nach, bis am Rande, blies die „kamichte" Decke ab, fuhr mit der Bürste in's Faß, rieb an die Seitenwände, füllte wieder nach, blies ab u. s. w. Zuweilen klopft man mit dem Knie an die vordere flache Faßseite, dadurch geht alles „Kamichte" in die Höhe, da füllt man wieder nach, bläst wieder ab, und das so lange, bis der Wein im Faß und das Gewissen in uns rein ist; dann wäscht man den Zapfen ab, trocknet ihn,

schlägt ein reines weißes Läppchen herum und beilt das Faß zu; ist das geschehen, dann ist's ein fait accompli, und man hat seinen Platz ausgefüllt.

Als wir zu Ende waren, verließen wir den Keller; beim Ausgang bemerkten wir, daß wir jetzt nur zwei sind, und daß der Genius der Unschuld nicht mit uns zurückgegangen ist. Ziperl wollte haben, wir sollten nochmal zurückkehren, um zu sehen, wo der Genius geblieben ist, allein ich sagte: „Ziperl, laß den Genius gehen, er verträgt nicht viel, wenn er den Rausch ausgeschlafen haben wird, wird er wieder kommen!“

Als wir nach Hause kamen und ich als Berichterstatter meinen Vortrag geendet hatte, war meine Stiefmutter ganz vergnügt, und in einer Laune von Großmuth zog sie ein Stück geblümten Kattun aus dem Schranke und sagte: „Dafür hast Du da auf einen neuen Schlafrock!“

Ein neuer Schlafrock war in Moor eine Begebenheit und im Hause meiner Stiefmutter ein Ereigniß.

Aber dieser Schlafrock war ein Schicksal! dieser Schlafrock war ein kattunenes Drama, eine Katastrophe in Baumwolle! In diesen Schlafrock hüllte sich nicht mein Ich, sondern eine Nemesis, ein Strafgericht, eine furchtbare Enthüllung!

Die historische Wichtigkeit, welche der Kattun-Schlafrockstoff in dieser Erzählung hat, entschuldigt es, wenn wir ihn einer genaueren Beschreibung unterziehen.

Dieser Schlafrockstoff wurde mir mit den Worten dargereicht: „Das ist ein Kattun! Wer's nicht weiß, glaubt, es ist pure Seide!“ Ich nahm ihn mit jenem Ausdrucke von Dank an, von dem Jeder, der's nicht weiß, glaubt, er wäre aufrichtig.

Dieser Seidenstoff für Unwissende, für die Eingeweihten aber „purer Kattun“, war von bretener Verfassung, die aber seit Jahren mehrere Revisionen erlebt hat, so daß die Paragraphe, d. h. die Bug-Lagen, verschiedene Abschabungen und Abstoßungen erlitten hatten; durch jenen Zahn, den selbst Dr. Pfeffermann seiner Besitzerin nicht ohne Schmerzen herauszieht, durch den Zahn der Zeit hatte die Verfassung dieses Stoffes eine solche Mürbheit erhalten, daß man sie auseinanderblasen konnte. Die Farbe dieses seidenen Kattunstoffes war ein freches Grün mit ultragelben Punctirungen. Einige sechzig Frühlinge hatten diesem Ultragelb einen Anflug von Mehlsackgrau gegeben, so daß das Ganze für den, der's nicht wußte, blos die Bauchhaut einer Blindschleiche dargestellt hätte. Wenn sich meine glühende Phantasie mein Ich in diesem Schlafrock vorstellte, so glaubte sie ein Thier aus der Apokalypse vor sich zu haben, ein Kanarienvogelkopf auf dem Rumpfe eines provisorischen Laubfrosches.

Da ich dieses Geschenk meiner Kellerwanderung zu verdanken hatte, ich diese aber nicht allein, sondern in Begleitung Ziperls und des Genius der Unschuld unternahm, so war ich ernst entschlossen, den Stoff an Ziperl

abzutreten; allein das wäre eine empfindliche Rohheit vis-à-vis der Geschenkgeberin gewesen. Dann dachte ich daran, diesen Kattun dem Genius der Unschuld auf einen Schlafrock zu schenken. Endlich aber entschied ich mich dafür, diesen Stoff meiner reizenden Zigeunerin zu geben. Vom Entschluß zur That war nur ein Schritt, d. h. ungefähr ein paar tausend Schritte, bis zum ambulanten Zigeunerdörfchen, welches die Zigeuner nahe bei Csáka aufgeschlagen hatten. Um die gewöhnliche Stunde, wenn die eherne Zunge der Stunde achtmal an die metallene Lippe der Zeit schlägt, wanderte ich hinaus, unter den Buchen, unter den Linden sie zu suchen, sie zu finden. Zinka, welche die Stunde wußte, wenn das blonde Kind des beflügelten Gottes zu dem braunen Kinde der liebegünstigen Haide schleicht, erwartete mich, ich flog ihr entzückt entgegen.

„Zinka, hier hast Du ein Geschenk! Pure Seide, und wer's nicht weiß, hält's für puren Sammt!“ — ich wickelte den Kattun um ihren schlanken Körper und rief den am Abhange weidenden Ochsen und Kühen zu: »Honni soit qui mal y pense!«

Nach der Wonne, einen kattunen Schlafrock geschenkt zu bekommen, kommt gleich die Wonne, ihn wieder an eine Zigeunerin geschenkt zu haben. Ich verließ bald darauf Zinka, ohne ihr, wie Ritter Delorges, zugerufen zu haben: „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht.“

So verstrichen einige Tage in stiller Ruhe. Ord-

nung und Sicherheit. Kein Wölkchen trübte den heitern Horizont unserer patriarchalischen Hütte; Erdäpfel, Spinat und Salat wechselten in ihrer regelmäßigen Bahn ab, Ziperl griff manchmal mit einem Stück Kalbfleisch oder Huhn dem Rädergange des Schicksals in die Speichen und nichts ließ mir das Ungewitter ahnen, welches sich über meinem Haupte zusammenzog!

Vor einigen Jahren hatte eine Frau Rentmeisterin in Moor den berühmten Kattun, den Unwissende für pure Seide hielten, bei meiner Stiefmutter gesehen, und, wie sich von selbst versteht, bewundert.

Dieser unglückseligen Rentmeisterin kömmt plötzlich zur unglückseligen Stunde der unglückselige Gedanke, ihrem Herrn Rentmeister zum Geburtstage einen Schlafrock zu schenken, und in ihrem Gedächtnisse lebt jenes freche Grün des bewußten Kattuns als ein Ideal alles Reizenden, und sie kömmt, um den Stoff zu bitten, um in Stuhlweißenburg einen ähnlichen kaufen zu lassen. Meine Stiefmutter, nicht wenig in ihrem Kattun geschmeichelt, sagt: „Ich hab' ihn meinen Moritz auf'n Schlafrock geschenkt! Ich werd' ihn gleich holen lassen.“

„Mein Moritz“ wird geholt, „mein Moritz“ erscheint: „mein Moritz“ kommt und hört und glaubt, der Schlag rührt ihn. Er soll den kattunenen Schlafrock oder den Kattun sehen lassen, die geistreiche Frau Rentmeisterin will justament einen ganz ähnlichen grünen Kattun mit gelben Puncten!

Don Carlos stand vor seiner Schwiegermutter und

vor dem Groß-Inquisitor mit keinem solchen Schafs-gesicht da, wie ich vor meiner Stiefmutter und der gestrengen Frau Rentmeisterin!

Mein erster Gedanke war, die Frau Rentmeisterin zu erdrosseln, meine Stiefmutter in den Keller zu sperren, zwei Gulden aus ihrer Casse zu nehmen und mit Zinka nach Amerika zu entfliehen. Die Frau Rentmeisterin hatte aber einen solchen Blähhals, daß sie mir unerdrosselbar vorkam, und ich mußte diesen glücklichen Plan aufgeben. Mein zweiter Gedanke war, geschwind zu Zinka zu laufen und ihn auf einen Augenblick zurückzuverlangen; allein mir fiel ein, daß sie mir erst gestern sagte, sie hätte aus dem Kattun sich schon einen Faltenrock für den Kirchengang zum nächsten Sonntag gemacht!

Ich stand da wie ein Schullehrer, der zum ersten Male Schnee schaufeln soll. Ich sagte endlich: „Ich [illegible] sogleich holen!“ ging in mein Zimmer und kam mit der Nothlüge zurück: „Ich kann den Stoff nicht finden!“

„Den Seidenstoff hat man gestohlen!“ schrie meine Stiefmutter, und so mußte Juno ausgesehen haben, als sie den Merkur einen „Rinderdieb“ nannte. „Gestohlen! Gestohlen!“ Ich zuckte die Achsel. Zweimal vierundzwanzig Stunden wurde das ganze Haus in Untersuchungsstand gesetzt. Ziperl wurde inquirirt. Ganz Meer wurde in Ausnahmszustand erklärt, und meine Stiefmutter schwur, ein Beispiel sondergleichen zu geben; vorausgesetzt daß sie den Dieb erst habe.

Ich zog mich in mich selbst zurück und überließ leichtsinniger Weise die Sache ihrem Lauf in der Ueberzeugung, daß sie ohne Folgen sein würde.

Aber anders hatten es die Götter, die unerbittlichen, beschlossen!

Am Sonntag war eine Art Kirchenparade in Moor. Der Bruder meiner Mutter wohnte der Kirche gerade vis-à-vis und die Fenster seiner Wohnung gingen auf die Kirche, welche auf einer kleinen Anhöhe vor dem Hause lag.

Ganz Moor, mit Ausnahme meiner Wenigkeit, strömte zu diesem außerordentlichen Spectakel, und auch meine Frau Stiefmutter verfügte sich an ein Fenster in diesem Hause auf dem Moorer Kohlmarkt, um das Schauspiel zu genießen.

Nach und nach kam die Moorer Bevölkerung, Honoratioren, Notabilitäten, Militär, Volk, aus allen Richtungen.

Auch das reizende Zigeunerkind Zinka, strahlend in dem Geschenke der Zärtlichkeit, in dem grünen Ueberrock aus Kattun, den Unwissende für Seidenstoff hielten, näherte sich unbefangen, um die Kirche zu besuchen. Unglückseliger Weise fiel das Auge meiner Stiefmutter auf sie, sie erkannte den Kattun; es konnte kein anderer sein, einen ähnlichen brachte die Schöpfung nicht noch einmal hervor! Sie fuhr vom Fenster weg: „Nun hab' ich den Dieb!“ Augenblicklich requirirte sie die heilige Gerechtigkeit in Gestalt eines Kis biró und Haiduken,

und indem sie „die Zigeunerin in dem grünen Kattunkittel" als eine Diebin bezeichnete, wurde diese bei ihrem Herausgehen aus der Kirche von den Handhabern der blinden Göttin angefaßt und sogleich vor die Moorer Assisen gestellt!

Dieser Auftritt konnte nicht ohne Aufsehen geschehen; es versammelte sich ein hochansehnliches Publikümchen um sämmtliche Mitglieder dieses Zigeuner-Dramas. Zinka wurde mit ihrer Gefährtin in die Gerichtsstube abgeführt, der Richter wurde gerufen, Haiduken mit, meine Stiefmutter folgte mit dem respectvollen Gefolge von Neugierigen aller Classen.

In der Gerichtsstube eröffnete sich das öffentliche und mündliche Verfahren, welches der Kis biró als Staatsanwalt, mit der üblichen Formel: »Na ebbata kutya, etc« eröffnete, indem er Zinka fragte, wie und wann sie diesen Kattun gestohlen habe. Zinka, mit jener Ruhe, welche das Bewußtsein der Unschuld verleiht, lächelte und sagte unbefangen: „Der Sohn der Salzgewölbfrau hat mir den Kattun geschenkt!" —

Entsetzen! — Stillstand des Verstandes sämmtlicher Magistratspersonen. — Gewaltige Maulaufsperrung des respectablen Auditoriums! —

Nur meine Stiefmutter, außer aller Atmosphäre gesetzt durch den Anblick des corpus delicti, vulgo: grüner Kattun, nicht berechnend die Wechselfälle des menschlichen Lebens und die Verirrung sterblicher Schlafröcke, blieb unerschüttert und rief: „Wie, du freche

Zigeunerin, wagst, meinen tugendhaften Sohn öffentlich als Mitverbrecher anzugeben?" Aber Zinka blieb dabei fest und verlangte, man sollte mich rufen lassen. Die etwas verblüffte Jury besann sich, aber meine Stiefmutter selbst sagte: „ja, man solle ihren tugendhaften Sohn nur holen!"

Dieser tugendhafte Sohn saß indessen zu Hause und sah mit Erstaunen, daß die Mittagsstunde vorüber ist, die Stunde, in welcher er bestimmt war, Salat und Spinat zu Ehren des Vegetabilitäten-Schöpfers zu verzehren, und in dieser Erwartung durchschritt er mit acht Schritten sein Schlaf-, Schreib-, Speise- und Bibliothekzimmer, als auf einmal die Moorer Hermandad eintrat mit dem Bedeuten, meine Stiefmutter läßt mir sagen, ich möchte sogleich zum Kis biró kommen. Ich hatte nicht die blasse Ahnung von dem, was mir da entgegentreten sollte, und folgte mit dem festen Tritte eines Gerechten dem Diener der Moorer Executive.

Allein wer schildert meine Ueberraschung, als ich in dem vollen Gerichtssaale Zinka in dem grünen Kattunrock wie eine aufblühende Salatstaude stehen sah, und „rings am hohen Balcone die Damen im schönen Kranz!"

Augenblicklich wurde mir Alles klar; mit dem Tact und Scharfblick eines Napoleon übersah ich das Schlachtfeld, alle Positionen, die Stellung der feindlichen Armeen, Pässe und Wege zum Rückzug, und der Plan des Feldzuges war augenblicklich gefaßt.

Meine Stiefmutter schrie mir gleich beim Eintritt entgegen: „Da stell' Dir die Niederträchtigkeit vor, diese u. s. w. hat den Kattun gestohlen und sagt, Du hast ihn ihr geschenkt!" — Zinka sagte ganz ruhig: „So rede und sag', hast Du mir den Kattun nicht geschenkt?" und auch die Justitia selbst mit Schnurrbart und Csakan fragte mich: „Na, Ebbata, haben Sie Kattun geschenkt?"

Ich trat vor, legte die Hand feierlich auf Zinka's Haupt und sagte hohl und dumpf: „Ich habe ihr den Kattun geschenkt!" Ein Schrei der allgemeinen Ueberraschung, dann leblose Stille und Erwartung. — Meine Stiefmutter schritt auf ihren tugendhaften Sohn zu und fragte: „Aber sag' mir nur, wofür hast Du ihr den Kattun geschenkt?" Ich antwortete mit dumpfer Stimme: „Und haben Sie gar keine Ahnung, wofür ich ihr den Kattun geschenkt haben könnte?" — Meine Stiefmutter erwiderte: „Nein, ich kann mir gar nicht denken, warum Du einer fremden Person, die Dich gar nichts angeht, diesen prachtvollen Kattun schenken sollst!" — Ich schritt ernst und pathetisch auf den Richter zu und fragte: „Was denken Sie?" Er antwortete: »Ebbata, was soll ich denken; bin ich Richter, denk' ich gar nix, et caetera!« Ich hob meine Augen gen Himmel, schritt auf meine Stiefmutter zu und fragte mit unheimlicher Weise: „Sind Sie abergläubisch?" — Sie trat einen Schritt zurück: „Warum fragst Du?" — Ich frage noch einmal: „Glauben Sie an Prophezeiungen?" — Sie

war erschüttert, das verehrte Publikum war in sichtbarer Spannung, ich trat vor wie ein Inspirirter, faßte Zinka bei der Hand und begann mit Klarheit:

„Dieses reizende Kind ist Zeuge, daß ich einst im Bakonyer Walde mich verging, das will sagen, mich verirrte. Dieses Mädchen, ohne welches ich vielleicht hilflos verschmachtet wäre, brachte mich auf dem kürzesten Wege wieder auf den rechten Weg zurück. Ich ließ mir von ihr wahrsagen; sie sah die Linien meiner Hand lange und aufmerksam an und sagte dann: „Ein Ding, das lange, lange verborgen lag, kommt durch ein Werk der Finsterniß und durch Dich an's Tageslicht; wenn Du dieses Ding erhältst und es nicht verschenkst, ohne daß die Person, die es Dir gab, etwas davon erfährt, so wird binnen jetzt und Weihnachten diese Person ein tiefes Leid und einen herben Verlust erleiden."

„Als dieses liebe Kind so gesprochen, verließ sie mich; und sinnend und grübelnd über den dunkeln Sinn dieser Prophezeiung kam ich nach Hause; da forderte mich meine Stiefmutter auf, da sie unwohl ist, in der Nacht den Wein zu putzen. Das war also schon „das Werk der Finsterniß", von welchem die Wahrsagerin sprach. Des andern Tags holte meine Stiefmutter den Kattun, der jahrelang im Schranke lag, um ihn mir zu schenken; da war also auch „das Ding, das jahrelang verborgen lag", welches durch das „Werk der Finsterniß" an's Tageslicht kam. Mich ergriff nun ein Grauen, die Ahnung von dem Eintreffen auch des

andern Theiles der Prophezeiung überkam mich, mich beunruhigte es, das Heil meiner Stiefmutter bewog mich also, „das Ding zu verschenken", ohne „daß die Person, die es mir gab, etwas davon erfahre"; so wollte die Prophezeiung. Ich konnte es also in Moor selbst keiner Person schenken, und ich schenkte es dieser unschuldigen Sibylle, von welcher ich nicht wissen konnte, daß das Ding so kommen sollte! Es ist anders gekommen! Ich fürchte die dunkle Fügung der unheimlichen Himmelsmächte! Sie haben selbst das Orakel herausgefordert! Mögen die gerechten Götter Alles zum Guten lenken und möge die Vorsehung, die oft auf die Erfüllung ihrer Orakel besteht, es Ihnen verzeihen, daß Sie sie herausgefordert haben, indem Sie ein unschuldiges Kind der Natur und einen tugendhaften Sohn vor den Augen eines so ehrenvollen und geistreichen Publikums einen Augenblick lang unreinen Gedanken aussetzen konnten. Gott im Himmel kann vergeben wie ich! Ich entfernte mich mit Ruhe, Bewußtsein, Wehmuth und Zinka! — Darauf verneigte ich mich tief und ehrerbietig nach allen Seiten, ergriff Zinka bei der Hand und schwenkte mit ihr wie ein siegender Gott durch die erstaunte Moorer Bevölkerung.

Zinka sagte, ihre Horde gehe morgen fort; ich nahm Abschied und beschloß auch zugleich, zu meinem Bruder nach Verasberény zu gehen.

Ich eilte nach Hause, packte meine Wäsche und Kleider in einen Mantelsack, steckte ihn in die rechte

Rocktasche und meinen Rousseau in die linke und verließ Moor. Ich nahm von Ziperl Abschied und sagte ihr: „Ich danke Dir für Alles, was Du mir heimlich Gutes an Rindfleisch und Kalbfleisch gegeben; möge es Dir der Himmel an Mann und Kindern wieder vergelten!" segnete sie und ging per pedes apostolorum zu meinem Bruder.

Meine Stiefmutter kam nach Hause, erwartete mich lange und fragte endlich wie Königin Elisabeth: „Wo ist Lord Leicester?" — Ziperl antwortete still weinend: „Der Lord ist fort, zu Fuß nach Lovasberény!"

Gedanken auf der eben in Bau begriffenen Badner Wandelbahn,

oder:

Einige humoristische und philanthropische Bemerkungen über die Reunions in Baden mit ihren tanzenden Bevölkerungen, und wie die traurige Lage dieser arbeitenden Classe zu verbessern ist.

(Humoristische Vorlesung. Gehalten in Baden am 31. August 1845.)

Es ist Ihnen nicht unbekannt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! daß Baden schon den Römern bekannt war, daß hier eine römische Colonie war u. s. w., wir wandeln hier auf classischem Boden, zum Beweise: es ist classisch langweilig! Einen andern Beweis dafür liefern die ausgegrabenen Münzen aus den Zeiten der Römer! Sehen Sie, m. f. H. u. H.! das ist der Segen des Silbergeldes! Wenn man in tausend Jahren einmal wieder in Baden nachgraben wird, wird man schwerlich die Banknoten wieder wohlerhalten finden, welche die Wiener hier eingegraben haben!

Die Zeiten ändern sich! Einst waren die Römer hier, jetzt sind die Wiener hier! Das ist ganz dasselbe!

Die Römer vertheidigten sich wie die Helden, wenn man ihr Capitol angreifen wollte, die Wiener vertheidigen sich wie die Helden, wenn man ihnen ihr Capital angreifen will! Früher kamen Legionen Römer, jetzt kommen Legionen Wiener. Es haben sich fast noch alle römischen Institute erhalten; das römische Colonialrecht, das Jus coloniarum, heißt jetzt „Curtax“, und auch für die sogenannten Rechte der Socii spricht noch adato hier und da ein Socius! Was Pompejus für Rom war, war Pokorny für Baden, beide haben eine Arena gebaut; in die Arena zu Baden gehen die Wiener nicht hinein, und sie sind auch in die römische Arena nicht gegangen.

So wie man in Baden römische Spuren findet, so fand man in Rom Spuren von Badner Sitten; z. B. die Wölfin, welche Remus und Romulus säugte, war die römische Milchmariandel, die römische Jammerpeppi! *)

Ich habe letzthin, m. f. H. u. H.! eine höchst interessante Entdeckung gemacht; ich ging nämlich des Morgens durch den Park in den Anlagen hinauf bis zu dem Puncte, wo die Anlagen aufhören und das Talent anfängt, das Talent der Natur nämlich; da grub ich mit dem Stocke in den Boden, ich stieß auf eine klingende Masse, und Sie wissen, wenn ein Schriftsteller auf eine klingende Masse stößt, da hört er nicht

*) Unter diesem Namen ist in Baden die Inhaberin einer Kaffeewirthschaft, Namens Josephine Jammer allgemein bekannt, deren Locale von den Badner Curgästen sehr stark besucht werden. Der Herausg.

auf; ich grub weiter und zog eine goldene Rolle hervor; ohne ein Schauspieler zu sein, faßte ich die Rolle schnell auf, entwickelte sie, und in ihr lag eine Papyrusrolle mit den sonderbaren Buchstaben:

»B. L. d. Rom. B. G.«

Nach langem Entziffern fand ich die Bedeutung dieser Buchstaben: »B. L. d. Rom. B. G.« nämlich:

„Badeliste der römischen Badegäste."

Welch' ein Fund für die Geschichte der Römer! Ich fand ganz sonderbare Namens- und Characterverzeichnete; z. B.:

„Fabianus Claudius, bürgerlich römischen landesbefugten Seidenzeugfabrikantens-Witwe-Procuraführer.

Sempronius Cajus, jubilirter römischer Hof-Aquaducts-Commission Vice-Consulent.

Frau von Carnelia, geborne Freiin von Caracala, verwitwete alte Ruineninhaberin außerhalb des pincischen Hügels, sammt zwei Fräulein Töchter, Stiftsdamen im großen Circus des Hercules.

Hadrians Tarquin Moses Löbel, tolerirter Hausisraelit im Tempel de Juno moneta" u. s. w.

Eine einzige Zeile machte mir viel Mühe, sie zu dechiffriren, nämlich die Buchstaben:

»An. Mor. chor. Pro. han. au. Röm-Matt.«

Endlich buchstabirte ich zusammen: »Anselmus Mordchei choreiner, Productenhändler aus Römisch Mattersdorf."

Wodurch bewiesen ist, daß schon dazumal Römer und Mattersdorfer zugleich in Baden wohnten.

Die Römer haben sich selbst ihre Bahn durch die Welt gebrochen, die Wiener, die nach Baden kommen, die müssen fremde Bahnen befolgen, zuerst die Eisenbahn, und nun wird ihnen eine „Wandelbahn" gebaut, die ihnen den Weg anzeigen wird, den sie zu wandeln haben.

Ein jeder Mensch, m. f. H. u. H.! hat seine Laufbahn, aber nur der Mensch, der badet oder trinkt, hat auch seine Wandelbahn!

Bevor der Mensch noch gehen kann, bestimmt man ihm meist schon seine Laufbahn, deshalb ist es natürlich, sobald er gehen kann, stolpert er auf der Laufbahn so lange, bis er von seiner Laufbahn davonlauft, um sich selbst Bahn zu machen. Auf seiner Laufbahn braucht der Mensch zwei Sachen, um vorwärts zu kommen: entweder Dummheit oder Protection! Dummheit ist der beste Vorspann, Dummheit ist der Naturrelais, mit welchem man über alle Berge und rasch durch's Leben fährt; wer aber Geist besitzt, muß Protection haben, Protection muß ein geistreicher Mensch schon deshalb haben, damit ihm die Leute verzeihen, daß er geistreich ist.

Auf der Laufbahn des Lebens, m. f. H. u. H.! gehen die menschlichen Wege aus einander, je nachdem was die Menschen trinken; ein Mensch, der Champagner trinkt, hat eine andere Laufbahn als der Mensch,

der Grinzinger trinkt, und ein Mensch, der schwarzen Kaffee trinkt, eine andere als der, welcher Schnaps trinkt; das Getränk macht auch den Unterschied der Stände aus, darum weil der Wein ein viel adeligeres Getränk ist als Wasser.

Im Weine liegt Wahrheit: darum haben die Ritter im Mittelalter allen Wein allein ausgetrunken, damit nur eine Wahrheit unter's Volk komme! Wein ist ein adelig Getränk, auf den Bergen hochgeboren, und je älter er ist, desto hochgeschätzter! Wasser hingegen ist ein demokratisches Getränk! Im Wasser und in der Erde sind alle Menschen gleich!

Sie werden zugeben, m. f. H. u. H.! daß das Getränk des Menschen großen Einfluß auf seine Gedanken hat, und daß man bei Champagner andere Gedanken hat, als wenn man Molken trinkt!

Das ist der Fall auf der Laufbahn des menschlichen Lebens, allein auf der Badner Laufbahn ist es anders, da trinkt man saure Milch — das ist ein sehr tugendhaftes Getränk! Ich bin überzeugt, Nero und Caligula haben keine saure Milch getrunken, darum waren es Tyrannen. „Die saure Milch," sagt Hufeland, „wirkt sanft und still wie die Natur," darum gehen die Badner Frauen so sanft und still herum wie die liebe Natur!

Wenn saure Milch still und sanft wirkt, sollten besonders Eheleute bedeutend saure Milch trinken! sie,

damit sie sanft und still werde, und er, damit seine Verdauung gestärkt werde, und er mehr vertragen kann!

Der Mensch ist das undankbarste Geschöpf, nicht nur gegen seine Mitmenschen, sondern auch gegen seine Mitkühe und Mitochsen! Was hat der Mensch nicht Alles einer Kuh zu verdanken, ich möchte sagen, seinen ganzen innern Menschen, mit Ausnahme der deutschen Rechtschreibung!

Die Kindheit ernährt der Mensch durch Milch, das Alter durch Butter und Käse, und das Mittelalter durch Molken!

Wenn der Mensch dankbar wäre, so würde er gar nie vor einer Kuh vorüber gehen, ohne den Hut herunterzunehmen! Besonders aber das schöne Geschlecht! Kein Schneider, keine Marchandes des Modes, keine Putzmacherin, kein Schönheitsmittel hat so viel für die Schönheit der Menschen gethan, als die Kühe, welche durch die Kuhpocken die Menschheit verschönert haben!

Dafür sollten eigentlich die Frauenzimmer recht dankbar sein, bei welchen die Schönheit Hauptsache ist, ein Mann hingegen braucht nicht schön zu sein, wenn er nur dumm ist! Bei unsern Männern jetzt hätten auch Blatternarben nichts zu sagen, denn man kann von ihrem bärtigen Gesichte sagen: „Sie lassen Gras d'rüber wachsen."

Man könnte bei unsern jungen Männern gar nicht bemerken, ob sie Blatternarben haben oder nicht! Unsere

jetzigen Jünglinge machen es den Romanschreibern sehr schwer! Früher konnte so ein Romanschreiber das Antlitz eines Jünglings nach Belieben schildern; entweder: „auf seinem Antlitze lagen die Rosen der Jugend," oder: „auf seinen Wangen blühten und glühten die Blumen der Unschuld," oder: „auf seinem Antlitze ruhte die bleiche Liebe der Schwermuth" u. s. w., von dem Antlitze unserer Jünglinge könnte der Romanschreiber nichts sagen als: „auf seinem Antlitze lag der Bakonyer Wald!"

Unsere Jünglinge sind also der Kuhpocken-Erfindung keinen Dank schuldig, und das ist nichts als reine Sympathie von ihnen, wenn sie hie und da eine Kuh anbeten!

Auch noch andere Menschen, m. s. H. u. H.! sollten dankbar gegen die Kühe sein, z. B. die Advokaten, denn das eigentliche System des „Melkens" verdankt man doch nur dem Umgange mit Kühen!

Aber, m. s. H. u H.! es knüpfen sich noch tiefere, geistigere Beziehungen zwischen Mensch, Herz und saure Milch an! — Können Sie es glauben, daß Hufeland sagt, von wesentlichem Einflusse auf die saure Milch und Molken ist die Gemüthsbeschaffenheit der Kuh! Er sagt ferner: die moralische Einwirkung auf die Kuh ist von Wichtigkeit für die Milch, und die sanfte Behandlung, die sie von den Almendirnen erhalten, bewirkt die Güte der Molke!

Er sagt: die Freiheit ist das wesentliche Element

der Kuh, wenn sie gute Milch geben soll; in der Freiheit, da geht die Kuh hoch auf die Berge um aromatische Kräuter, da pflückt sie romantische Blumen und duftige Blüthen!

Also die Freiheit ist ein nöthiges Element zu guten Melken! die Menschen also können schon an und für sich unmöglich gute Melken geben! Die Kuh weiß demnach auch von dem Sprichwort: „Auf den Bergen wohnt die Freiheit!" Ja wohl, auf den Bergen wohnt die Freiheit, bis der Mensch aber hinauf kommt, braucht er einen Esel, ein Maulthier, oder eine Roßnatur, und wenn er oben ist auf dem Berg, wo die Freiheit wohnen soll, sieht er: Die Freiheit ist über alle Berge!

Die Freiheit hat Recht, daß sie auf den Bergen wohnt, da hat sie wenigstens eine schöne Aussicht!

Der Mensch, m. f. H. u. H.! ist wie ein kleines Kind, er steigt von Berg zu Berg, und glaubt, dem Himmel näher zu sein, und doch ist der Mensch dem Himmel nur dann am nächsten, wenn er am kleinsten Hügel steht: „am Grabeshügel!"

Es ist mit großen Bergen wie mit großen Männern, wenn man sie hochverehren will, muß man sie nicht näher kennen lernen, man wird getäuscht!. Wenn man unten am Berge steht, wünscht man sich hinauf, in dieser Hinsicht ist jeder Mensch ein Liberaler, er sagt: „Da oben ist Freiheit, da muß ich hinauf; ist er abe

einmal oben, ist er einmal selbst so hoch gestiegen, oben zu sein, da freut ihn nur das, was tief unter ihm bleibt und ihm zu Füßen liegt!

An den Bergen zeigt sich der Lebenslauf und die Wandelbahn des Lebens am deutlichsten, die Esel steigen am sichersten, ihnen schadet kein Abgrund, ihnen droht kein Sturz! Es ist naturhistorisch, die Esel bekommen keinen Schwindel, das zeigt sich auch im Kaufmannsstand, die Schwindler sind keine Esel!

Auf den Bergen wohnt die Freiheit, d. h. wer Einen auf einen Berg hinaufführt, nimmt sich die Freiheit, dem Andern tausend Lügen vorzureden. Man sieht Alles, was der Andere will! „Sehen Sie dort den weißen Punct im Nebel, halb links, rechts hinüber?" — „Ja, ja, mir scheint!" — „Das ist das mittelländische Meer!" — „Sehen Sie dort, bläulich, bei dem grünen Streif, neben dem röthlichen Hügel, ganz nahe an der gelblichen Wolke?" — „Ja, ja, mir scheint!" — „Das ist die Spitze von der Peterskirche in Rom!" — „Richtig!" — „Sehen Sie dort den glänzenden Streif wie ein Teller, violett, wo die Spitze rechts ist, wo das Gewölk hängt, man kann's nicht sehen! Sehen Sie?" — „Ja, ja, mir scheint!" — „Das ist der Comersee!" — „Richtig, richtig!" — Kurz, wenn man nur ein Bischen gutmüthig ist, so kann man von einem solchen Berge Alles sehen, sogar ein paar Inseln, die noch gar nicht entdeckt sind!

Jeder Mensch, besonders der Wiener, muß, wenn

er auf dem Lande lebt, alle Tage ein paar Berge ablaufen, ohne Berge ist für ihn kein Paradies!

Es ist mit den Paradiesen sonderbar, m. f. H. u. H.! ich bereise alle Jahre einige Paradiese, diese großen Berg- und Alpenketten, die man paradiesisch nennt, und habe die Bemerkung gemacht, daß in allen Gegenden, wo Paradiese wachsen, wie im ersten Paradies der Baum der Erkenntniß fehlt!

Warum, m. f. H. u. H.! war das Paradies überhaupt ein Paradies? Weil daselbst auch die Thiere geredet haben, die großen Thiere mit den kleinen Thieren, die zweifüßigen mit den vierfüßigen u. s. w.! Ein Paradies, in welchem geschwiegen wird, kann ich mir nicht denken, es müßte denn ein pennsylvanisches Paradies für abgesonderte strafbare Engel sein!

Es gibt kein Paradies ohne Frauen, und keine Frauen ohne Sprechen! Der Himmel sprach: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," und er schuf eine Frau, er hätte ja eben so gut noch einen Mann erschaffen können, damit der Mensch nicht allein sei; allein, er fürchtete, der Mann hätte nicht gesprochen, und da wäre Adam wieder so gut als allein gewesen, darum erschuf er die Frau, da war das Schweigen nicht zu befürchten. Nur durch die Frauen haben die Menschen reden gelernt; ohne Frauen hätten die Männer bloß unartikulirte Töne, durch die Frauen haben sie eine Sprache bekommen!

Ohne Frauen gäbe es wohl Männer auf der

Welt, aber keine Menschen; wir besäßen alle Thier-Tugenden: Stärke, die Tugend des Elephanten; Muth, die Tugend des Bären; Ausdauer, die Tugend der Schildkröte; Arbeitsamkeit, die Tugend der Dachse und Geduld, die Tugend der Schafe; allein, wir besäßen keine menschlichen Tugenden. Ohne Frauen würde unser Herz hämmern und klappern, durch die Frauen lernt es schlagen und pochen, unsere Lippen würden zanken und fluchen, durch die Frauen lernen sie küssen und beten; unsere Augen würden blitzen und rollen, durch die Frauen lernen sie flehen und weinen; wir würden die Hand schütteln, durch die Frauen lernen wir die Hand drücken; wir würden essen und trinken, durch die Frauen lernen wir genießen und schlürfen; wir würden denken und arbeiten: die Frauen lehren uns fühlen und handeln; wir würden schlafen und schnarchen, die Frauen lehren uns schlummern und träumen. Ohne Frauenzimmer würden wir die Natur beherrschen, durch die Frauen lernen wir sie bewundern.

Ja, wir lernen durch die Frauen sogar unsere eigene Natur bewundern, denn wie viele Eheleute denken sich: „Wenn ich das erdulde, dazu gehört eine gesunde Natur!"

Man sagt, die Frauen widersprechen gerne, wer ist Schuld daran? Der Mann, wenn er nichts spräche, so könnte sie nicht widersprechen!

Was ist der Unterschied zwischen einer bösen Frau und einer guten Frau?

Wenn die böse Frau dem Manne widerspricht, so sagt sie „nein“! Eine gute Frau sagt nie „nein“ — sie bringt das Wörtchen „nein“ nie über ihre Lippen, allein sie spricht andere zwei Wörtchen, die gerade dasselbe sagen: die gute Frau sagt statt „nein“ blos „ja, aber“; und wenn eine gute Frau ganz zärtlich sagt: „ja, aber“, ist das gerade so viel, wie wenn eine böse Frau „nein“ sagt!

Ich werde Ihnen, m. f. H. u. H.! bei dieser Gelegenheit eine goldene Hausregel mittheilen: Wenn die Frau mit dem Mann disputirt, oder so was man nennt: „zusammenrechnet“, so soll der Mann sich nie darauf einlassen, die Rechnung nachzurechnen oder um Erklärung zu bitten, denn bei diesem Zusammenrechnen sind die Frauen wie die Kellner: wenn sie Einem manchmal sagen, was man schuldig ist, und man sagt: „Specificiren Sie mir diese Rechnung einmal,“ so bringen sie dann immer noch mehr heraus als früher!

Unsere jetzigen jungen Männer sagen gar nichts, nicht nur wenn sie reden, sondern überhaupt auch wenn sie schweigen! Unsere jetzigen jungen Männer sind von ihrer Liebenswürdigkeit so sehr überzeugt, daß sie gar nichts thun, um sich von einer guten Seite zu zeigen, sie reden nicht, sie tanzen nicht, sie machen keine Cour, sie sind nicht artig, sie pflegen blos ihre Pflanzungen im Gesichte, und rauchen Cigarren. Wenn man von Ferne so einen rauchenden bärtigen Jüngling sieht, so

glaubt man, es ist ein Waldbrand! Je mehr unsere Männer rauchen, je weniger sprechen sie — das ist natürlich, denn man hat kein Beispiel, daß „geräucherte Zungen" sprechen!

Ueberhaupt, m. f. H. u. H.! sollte auf das Schweigen eine Steuer ausgesetzt sein! Man sagt, „der Kluge schweigt", wenn also ein dummer Kerl schweigt, so ist das Selbstüberschätzung; bevor ein Mensch schweigen darf, müßte er sich gesetzlich ausgewiesen haben, daß das kein Betrug ist, oder er müßte 10 Gulden in ein Armeninstitut bezahlen!

Früher in einer Reunion da haben die jungen Männer gearbeitet wie die Nachtlöhner! Sie haben den Hof gemacht, sie haben die Damen unterhalten im Schweiße ihres Angesichtes, sie haben gesprochen, sie haben getanzt, kurz, sie haben in ihrem Berufe practicirt, jetzt auf einem Ball, auf einer Reunion sind unsere Jünglinge alle in Ruhestand versetzt, und zwar aus Jugendschwäche!

Die Männer denken sich: „Wir gehen an einen Curort um die Cur zu brauchen, und nicht um die Cour zu machen!" Sie fürchten eine doppelte Curtax; deshalb machen sie wenig den Hof! Ueberhaupt sind in dieser Beziehung unsere jungen Männer gar nicht hoffähig; sie machen nur da den Hof, wo sie auf Haus und Hof rechnen können!

Aber im Grunde! m. f. H. u. H.! sind alle Men-

schon hoffähig, mit jedem Tage wird jeder Mensch mehr hoffähig, nämlich friedhof-fähig!

Hier an diesem Friedhofe ist der Todtengräber dienstthuender Kammerherr, das Grab ist die große Antichambre, wo es auch an kriechenden Würmern nicht fehlt, und der Himmel ist der große Audienzsaal, in welchem der gütige Herrscher vor sich läßt Groß und Klein mit Bitt' und Klage.

Und welch' einen kleinen Schritt hat der Mensch zu machen von der Wiege bis zum Grab! Es ist eine wehmüthige Betrachtung: die kleinste Muschel hat das ganze Meer zum Eigenthum, die kleinste Rose die ganze Erde, der kleinste Vogel den ganzen Wald, der kleinste Stern den ganzen Himmel, und der Mensch, der Herr über Muschel und Rose und Wald und Vogel, hat kaum einen kleinen Schritt und ist am Ende seiner Lauf- und Wandelbahn!

Und auch auf dieser Wandelbahn des Lebens ist der Mensch von allen Seiten den Stürmen, dem Regen, den Windstößen ausgesetzt, und hat nur von oben Schutz zu erwarten; der Himmel allein ist der große, blaue Regenschirm, von der Hand der Vorsehung ausgespannt — wer den Regenschirm in „Gedanken vergißt“, der ist verloren!

Der Himmel, m. f. H. u. H.! ist allein der Vater, Alles andere in der Welt ist Kind; die Frucht ist ein Kind der Blüthe, die Blüthe ist ein Kind des Baumes, der Baum ist ein Kind der Erde, und die Erde ist das

Kind des Himmels, und der Mensch ist das Kind der Erde und Kindeskind des Himmels! Und wie heilig sind nun gar die Kinder unter den Menschenkindern! „In einem Kinde liegt die ganze Schöpfung und zu einem Kinde braucht man die ganze Schöpfung; zu der kleinsten Rose braucht's alle Kräfte der Natur, zum winzigsten Gedanken gehören alle Kräfte des Geisterreichs, und zur Erhaltung eines Kindes gehören alle Consequenzen des ganzen Menschengeschlechts bis zum ersten Tag hinauf! Die heiligen drei Könige sind einem Stern nachgereis't, und dieser Stern ist einem Kinde nachgereis't; das Herzchen eines kleinen Kindes ist ein zugemachtes Zauberbuch, in seinen geheimen Seiten ruhen die Schätze und Gesetze der Zukunft, das Verständniß und Verhängniß und die Erlösung einer kommenden Welt und die ganze inhaltvolle Zukunft ist nichts als der Kindertisch, für den wir leider schon zu alt sind! Und wenn der Mensch stirbt, wird er wieder ein Kind, und man sagt: Er geht heim zu seinen Vätern!"

Was die Menschen dem Menschen wünschen, und wie redlich sie es meinen, zeigt sich im Tode wie im Leben! Wenn Einer gestorben ist, wünschen sie ihm: „Die Erde sei ihm leicht!" und damit sie ihm recht leicht sei, setzen sie ihm einen schweren Stein auf seine Erde!

Aus Hochachtung für seine großen Männer setzt der Mensch ihnen gleich Monumente und Denkmäler, um ihnen zu beweisen, daß man sonst bald nicht an sie denken würde!

Die Deutschen sind etwas unglücklich mit ihren Monumenten! Sie setzen dem deutschen Herrmann ein Denkmal, wenn alle Deutschen französisch sprechen, und sie setzen dem Beethoven ein Denkmal, wenn er in Wien von Strauß und Lanner verdrängt worden ist!

Ich habe eine Idee, m. f. H. u. H.! eine Subscription zu einem Denkmal in Baden zu eröffnen, zu einem Monumente nämlich für den Hund, der die Quelle von Baden zuerst entdeckt hat! Die Monumentensucht ist ohnehin schon ganz auf den Hund gekommen!

Welchen reichen Stoff gäbe ein solches Monument, eine solche Feier, welche Reden müßten gehalten, ja, sozusagen, classische Reden müßten da gebellt werden! Und dann nachher, welche Speculation für einen Buchhändler, ein

„Hunds-Album"

herauszugeben, in das alle Theilnehmer ihre Gedanken und Beiträge niederlegten! Die Recensenten müßten Alles loben, schon aus collegialischer Hinsicht!

Ich habe mir schon im Voraus einige kleine Aphorismen für dieses „Hunds-Album" ausgedacht, die ich Ihnen, wenn Sie erlauben, mittheilen werde.

1.

Was ist der Unterschied zwischen einem Recensenten und einem Hahn?

Der Hahn scharrt in einem Misthaufen und kräht, wenn er ein gutes Körnlein findet; ein Recensent scharrt

in einem Berge von guten Körnern, und fängt zu krähen an, wenn er ein Körnchen Mist findet!

2.

Was ist ein Theaterarzt?

Ein Theaterarzt ist ein Mensch, der die Leute auf den Bretern von den Bretern in die Breter bringt.

3.

Der Mensch besteht aus der Vermählung des Leibes mit der Seele, darum ist der Mensch auch ein unglückliches Geschöpf, weil das immer eine unglückliche Ehe ist, wo das Weib — die Seele — klüger ist, als der Mann!

4.

Die glücklichste Zeit der Liebe ist die, so lange man unglücklich liebt; liebt man einmal glücklich, so ist's mit dem Glücke der Liebe vorbei.

5.

Welche Antwort würden Sie, m. f. H. u. H.! Jemanden geben, der Sie fragt: wollen Sie lieber einem Doctor der Medicin oder einem Doctor der Rechte in die Hände fallen?

Dieselbe Antwort, die Sie Jenem geben, der sie anfällt mit den Worten: »La bourse ou la vie!«

6.

Warum sagt man von einem Gestorbenen: er ist heimgegangen zu seinen Vätern?

Weil er dort d'rüben erst sichere Auskunft bekömmt, wo er deshalb hinzugeben hat!

7.

Liebe, Glaube, Hoffnung, m. f. H. u. H.! sind die drei Grazien des Lebens nicht nur, sondern die drei Fackelträger, mit welchen der Mensch in der Nacht des Daseins über die schwindelnden Alpen, an Abgründen und Teufelsbrücken sicher und im Lichte wandelt; die Hoffnung ist eine Rose im Haare, sie flattert in alle Winde; die Liebe ist eine Rose vor der Brust, sie fällt am Abend ab; der Glaube aber ist eine Rose nicht v o r, sondern i n der Brust, und sie gibt die unverduftende letzte Rosenölung des jenseitigen Lebens! Wenn das Herz alle seine Liebe und Hoffnung auf Erden verloren hat, so ist der Glaube der redliche Finder, der sie im Himmel wiederfindet und zurückbringt!

8.

Inschrift eines Wasserfalles.

Oben braus't der Strom in wildem Stolze
Ueber Stein und Stock, über dürrem Knüppelholze,
Und tobt und schäumt mit seinem übermüth'gen Schwall!
Doch nahe d'ran ist schon des Abgrunds Rachen,
Er stürzt hinab mit Donnern und mit Krachen,
Denn „Hochmuth kommt vor dem Fall!"

9.

Die Aerzte thun zwei Sachen auf einmal: sie erfüllen ihren Beruf und die Erde!

10.

Das Leben, selbst die Tugend ist zweideutig; wenn Einer öffentlich den Armen etwas schenkt, so sagt der Eine: er thut's Ehren halber; der Andere sagt: er thut's Schanden halber!

11.

Wenn die Recensenten bezahlt werden, sind sie am deutlichsten, denn das liegt auf der Hand!

12.

Inwiefern sind der Neid, die Liebe und die Flamme sich ähnlich?

Alle drei wachsen und verzehren zugleich!

13.

Man findet viele Frauenzimmer, die nie eine Liebe hatten, aber selten ein Frauenzimmer, das nur eine Liebschaft hatte.

14.

Die Nachtigallen, wenn sie zu lieben aufhören, hören sie auch zu singen auf; die Ehefrauen sind alle Nachtigallen, wenn sie nicht mehr lieben, hören sie zu singen auf und fangen zu schreien an.

15.

Das Leben ist eine Täuschung, der Traum ist auch nur eine Täuschung, aber das Leben ist eine namhafte Täuschung, der Traum aber ist eine anonyme Täuschung.

16.

Durch was wird das Fleisch immer theurer?

Durch die immer mehr überhandnehmende Hochschätzung der Ochsen!

17.

Ich und Sokrates haben Beide die Manier, unsere Gedanken in Fragen einzukleiden; wer aber ist gescheidter, ich oder Sokrates?

Sokrates ließ sich nichts dafür bezahlen, und ich lasse mir dafür bezahlen. Wer ist nun gescheidter?

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Die vier W des menschlichen Lebens. Humoristische Vorlesung 1
Vielfältige Variationen eines einfältigen Thema auf einer Saite (Seite) à la Paganini. Humor. Vorlesung . . 20
Der himmlische Theater-Intendant 36
Aus dem Leben eines Theeabends 45
Natürliche Betrachtungen über Thierwelt, Pflanzenwelt, Steinwelt, als drei Reiche der Natur, und über Schriftsteller, Verliebte und Ehemänner als drei Arme der Natur, oder: wo kömmt alle unsere Natur hin und wo kommen alle unsere Naturforscher her. Humor. Vorlesung 59
Schiller's „Mädchen aus der Fremde“ vor der Polizei . 74
Humoralbriefe 78
Geburts-Schein, Impfungs-Schein, Schul-Schein, Wander-Schein, Heimaths-Schein, Geleits-Schein, Schuld-Schein, Post-Schein, Empfang-Schein, Trau-Schein, Todten-Schein, oder: wie soll der Mensch auch nur zu einem Bischen Wahrheit kommen, wenn er sein ganzes Leben lang nichts zu thun hat, als „Schein zu sammeln“. Humor. Vorlesung . . 101
Verschiedene Vorschläge zu Eisenbahnen; Erörterung der Frage, wie viel Pferdekraft braucht jetzt ein weibliches Herz, um eine männliche Roßnatur davon zu schleppen, wie kommen jetzt die Menschen über alle Semmeringe des Lebens, oder: da stehen die Ochsen am Berge. Humor. Vorlesung 116

Seite

Conversations-Lexikon der Ohnmacht 132
Die Emancipation der Strohhüte 141
Die erste allgemeine Stände-Versammlung in der Arche Noa, oder: wenn ein Reichstag keine Hand und keinen Fuß hat, wie kann er eine Rechte und eine Linke haben. Humor. Vorlesung. 145
Der Genius der Liebe im Gumpoldskirchner Tunnel, oder: der Steeple-Kuß mit Hindernissen 164
Höchst vorsichtige Gedanken und frugale Witze des armen Propheten Jonas während seines Ausnahmzustandes im Wallfischbauche. Humor. Vorlesung. 181
Kleine historische Studien, oder: welche Geschichte ist jetzt eine curiosere Geschichte: die Weltgeschichte oder die Geldgeschichte. Humor. Vorlesung. 195
Lesers Leiden durch politische Sprichwörter 208
Sprichwörter-Philosophie, Gedanken und Meinungen des Herrn von Holofernes, als er des Morgens aufstand und bemerkte, daß er keinen Kopf mehr hat. Humor. Vorlesung 215
Eine Eroberung 229
Die Zigeunerin 238
Gedanken auf der eben im Bau begriffenen Wandelbahn, oder: einige humoristische und philantropische Bemerkungen über die Reunions in Baden mit ihren tanzenden Bevölkerungen und wie die traurige Lage dieser arbeitenden Classe zu verbessern ist. Humor. Vorlesung. . 267

M. G. Saphir's Schriften.



M. G. Saphir's Schriften.

Zwölfter Band.

Brünn, Wien & Leipzig.

Verlag von Karafiat & Sohn in Brünn

Druck von M. Karafiat in Brünn



Lips Käutzlein's Heerschau seiner Stammbuchblätter.

Erstes Capitel.

Wer von Dir, o geneigter Leser, oder geneigte Leserin, hatte nicht einmal eine absonderliche Wuth, sich ein Stammbuch anzulegen, und die mannigfaltigen Blättlein vollschreiben zu lassen von Bekannten und Freunden, mit Verslein und Sprüchlein aller Art?

Wer von Dir, geneigter Leser, oder geneigte Leserin, nimmt nicht noch in einer einsamen Abendstunde, oder sonst in den Stunden, wo die Geister abgeschiedener Minuten sich mit Deinem Gedächtnisse besprechen, ein solches Stammbuch aus dem Papierstaubmantel hervor, und nimmt ein Blättlein nach dem andern, liest es, und manches Lächeln fliegt wie ein Schatten der Erinnerung über Dein Antlitz? Nicht minder auch steigt eine Wolke auf die glatte Stirne, wenn ein kleines schwarzes Kreuz unter dem Namen uns erinnert, daß der Schreiber des lustigen, lebensfrohen Trinksprüchleins nicht mehr trinkt aus dem großen vollen Kelchglase des

Lebens, sondern im tiefen Schlummer noch immer auf die Posaunen-Ouverture des beseligenden Gerichts wartet; oder, daß das heitere Mägdlein, welches mit zierlicher Hand einen seidenen, bunten Blumenfrühling einnähte und einstickte auf das zarte Papier: daß sie selbst in ihrem Frühlinge, und so zu sagen, noch in den Präludien ihrer Lebensmelodie herausgehoben wurde aus dem Blumenbeete ihrer Gespielinnen, und eingesenkt in das tiefe, dunkle Kämmerlein des Grabes!

Wie wird Dir nun aber gar zu Muthe, mein guter Leser, wenn Dir in einem solchen Stammbuchs-Auferstehungs-Momente ein Blättlein in die Hand fällt, worauf manch' süßes Wörtlein der Liebe steht, und jedes dieser Wörtlein gleicht dem grünen Flechthäubchen der Rose, aus dem das Knöspchen der Hoffnung, schamhaft erröthet, in absonderlich süßer Anmuth hervorguckt! Wenn dann in der Erinnerung alle jene Momente heraussteigen aus den eingesunkenen Gräbern der Vergangenheit, und sich vor Dich hinstellen, wie italische Blumenthäler, wie Maiabend-Himmel voll Regenbogen, wie ein Weihnachts-Abend voll Christbäume und Bescheerungen, wie eine Spielgruppe rosiger Kindlein, und die Seligkeit, die dazumal Deine Brust füllte, Dich übergießt von mal zu mal mit süßen Schauern; und da kam der Hohn des Schicksals und verschüttete die Blumenthäler und zerriß die Regenbogen und entblätterte die Christbäume und verjagte die rosigen Kindlein, und Du stehst nun allein mit Deiner hoffnungslosen, einst so reichen

Liebe, ein gestürzter Gott auf dem Helena Deines öden Herzens! Dann, o mein wehmüthiger Leser, legst Du still und seufzend das Blättchen zwischen die andern hin, legst Dein Stammbuch hin in das unterste Behältniß Deines Schreibtisches, und schließest es ein, wie man ein geheimes Weh tief in das Herz versenkt, und den schweigenden Mund darüber verschließt.

Wieder auf der andern Seite, lieber Leser und liebe Leserin, wie oft bist Du nicht angegangen worden, Dich in dieß oder jenes Stammbuch einzuschreiben? Wie oft kamst Du nicht in Verlegenheit, hundertmale dasselbe schreiben zu müssen? Wie oft kamen Dir nicht immer dieselben Kraftsprüchelchen und Witzverse in die Hand, z. B. auf dem allerletzten Blättchen die Worte:

„Wer Dich mehr noch liebt, als ich,
Der schreib' sich hinter mich" —

welches ich einmal einem reisenden Stammbuch-Requisiteur auf das erste Blatt schrieb; oder:

„Wenn's auch über's Kreuz sollt' sein,
Mein Name muß in's Stammbuch 'nein!"

oder:

„Dein Stammbuch ist ein grüner Baum,
Gib mir darauf als Blatt auch Raum."

oder:

„Höre, was Dein Freund Dir spricht:
Wandle auf Rosen und vergiß mein nicht."

oder:

„Die Liebe vergeht,
Die Freundschaft besteht!"

Und dennoch hat jeder Mensch einmal eine solche Periode, in welcher er ein Stammbuch anlegt, und nicht eher Ruhe noch Rast hat, bis er seine kleine Papiercolonie bevölkert hat, eine Colonie, die wenigstens das eine Gute hat, daß Toleranz und Freiheit in ihr herrschen.

Ein solches papiernes nordamerikanisches Freistaatchen hatte sich der Held unserer Erzählung, Lips Käutzlein, auch angelegt.

Zweites Capitel.

Lips Käutzlein's Vater, Emanuel Käutzlein, war ein Banquier außer Diensten, mit dem Titel: „Millionär", in Ruhestand versetzt. Emanuel Käutzlein gehörte zu den vorsichtigsten Menschen seiner Zeit; er trieb die Vorsicht so weit, daß er aus Besorgniß, er könnte einmal einen Louisd'or statt eines Kupferpfennigs verschenken, nie einen Kupferpfennig verschenkte. Nach einem Amte strebte er nie, nur ein Amt hatte Reiz für ihn: der Bettlervogt. Denn wenn ihn ein Bettler um ein Almosen ansprach, so konnte er dann gleich ausrufen: marsch, ich schicke gleich zum Bettlervogte. Alle Weihnachten verreiste er aus wichtigen Gründen, und Nachbarn wollten bemerkt haben, daß er um diese Zeit in dem Dachstübchen seines eigenen Hauses wohnte. Von seinem achtzehnten bis zu seinem vierzigsten Jahre hatte er auf der Börse von Differenzien gelebt, und dabei einen Indifferentismus für Alles, was

unprocentig ist, bekommen. Die Freundschaft war ihm ein widriges portugiesisches Papier, mit welchem er durchaus keine Geschäfte machte, weil seine Course gar zu schwankend sind. Er glich dem Monde der Börse; im Anfange des Monats schien er blos ein Viertelchen zu machen, ultimo aber waren seine Taschen Vollmonde, um die sich ein Hof Makler bildete, die ihm Differenzien einsackten. Allein Amor ist ein Schalk, und selbst die Börse ist vor seinen Ränken nicht sicher. Noch hatte er wegen seines Herzens Amors Schlußzettel nicht in der Tasche, und es war den Trois pour Cent oder den Grazien einer Maklertochter vorbehalten, in die Bücher Emanuel Näußlein's das Folio: „Haushaltungs-Conto" einzuschalten. Der Makler Drep war ein Makler in der currentesten Bedeutung des Wortes, d. h. einer jener seltenen edlen Menschen, die nie für sich, und stets blos für Andere leben. Dieser Makler hatte eine Tochter, Josephine genannt, aufgezogen an den Brüsten der Natur und der Fernbach'schen Leihbibliothek. In steter Einsamkeit widmete sie ihre Zeit der Ausbildung ihres Haarwuchses und ihres Geistes, durch Rindermark und Lectüre. Sie strickte täglich eine Erzählung von Mar. *** herunter, und träumte jede Nacht von den schönen Gewändern und Möbelverzierungen der Walter Scott'schen Costüm-Anleitungen, bei uns Romane genannt. Dabei war sie ein wahrhaft graciöses Wesen, in jenem Alter, in welchem die Blume der Jungfräulichkeit aus der Kinderknospe bricht, und der reizende Streit der beiden

Alter dem ganzen Wesen einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Wer betrachtete nicht schon mit innigem Wohlgefallen ein zartes weibliches Kind in dem Alter von vierzehn bis sechszehn Jahren, wenn in dem Uebergange zur lockenden Reife das Band der entzweiten Naturen sich lös't, und der holde Reiz der Kindheit entfliehend ringt mit der räthselhaften Ahnung der Jungfrau? Gleich einem Doppelmonde scheint ein solches Wesen dann am Dämmerhimmel dieses Alters; die Anmuth des Kindes spielt hinüber in die Fülle der schwellenden Glieder, und der Reiz des aufwachenden Geschlechts hält die süße scheidende Kindheit küssend, doppelt schön in den zarten, sich sträubenden Armen.

In diesem Zwielichtalter war Josephine, als ihr Vater sie mit einem Auftrage auf Emanuel Käutzlein's Comptoir schickte. Emanuel Käutzlein's Herz war ein Opfer dieser Minute. Was am grünen Holze nicht geschah, das begab sich am dürren; Käutzlein verliebte sich in Josephine Strep. Es ist hier der Ort nicht, den Kampf seines Herzens mit seinem Hauptbuche zu beschreiben, wie jenes für, dieses gegen Josephine ballotirte; die Bilanz war traurig, allein Amor hielt die Waage; hoch hinauf flog das Haupt- und Cassenbuch, und Josephinens Schale sank tief herunter. Es war geschehen! Josephine wurde wie ein Papiergeschäft zwischen Strep und Emanuel abgeschlossen; zur Zeit wurde sie abgeliefert und wurde Madame Käutzlein, als sie eben aus einer Novelle sich einen recht rosenfarbenen

Palast aufgebaut, und mit ganz andern Figuren, als Käutzleins bevölkert hatte.

Drittes Capitel.

Nach einem Flitterjährchen, in welchem Emanuels Ehehimmel voll glücklicher Tratten und Rimessen hing, sah er in unserem Lips sich einen Stamm= und Millionenhalter geschenkt. Am Tage seiner Geburt quittirte er den Börsendienst, und zog sich auf seine Renten zurück, um in privatisirender Stille den Erziehungsplan zu entwerfen, nach welchem Lips einst als leuchtender Sirius an dem Horizonte der Börse glänzen, und zu den besten in Staatspapieren liegenden Verdiensten seines Vaters noch die eigenen fügen sollte. Ganz verschieden waren aber Josephinens Empfindungen, als sie den schreienden Beweis, daß sie Mutter sei, erblickte. Vergebens würde ich es versuchen, Dir, lieber Leser, dieß Gefühl zu schildern, denn Du warst nie Mutter! aber, Du holde Leserin, die Du das Glück kennst, ein geliebtes Kind an den zärtlichen Busen zu drücken, Du holde Leserin, sage mir, war es Dir nicht, als ob alles um Dich herum in einem Meere freundlicher Farben schwimme, als Du zuerst mit dem Namen Mutter begrüßt wurdest? War es Dir nicht, holde Leserin, als hätte die Schöpfung ihr Gallakleid angelegt, und träte an Dein Bett mit einem Blumenstrauße von Sternen und Morgenrothrosen, und steckte ihn Dir vor die, in mütterlicher Selig=

keit hochschwellende Brust? War es Dir nicht, holde Leserin, als habe Dein tiefinnerstes Wesen bis jetzt vor Dir gelegen, wie ein eingeschachteltes Räthsel, und nun läge die Lösung plötzlich vor Dir da, als Devise der heiligsten, unendlichsten, einfachsten und süßesten Mutterliebe? War es Dir da nicht, holde Leserin, als wäre in diesem Augenblicke von dem ganzen Weltall abgefallen das drückende Heer der Schmerzen und Leiden, die Quetsch- und Schienbänder des Elends und Unglücks, und als stände die Schöpfung da, wie nach einem Zaubertrunke aus verjüngenden Quellen? War es Dir nicht da, holde Leserin, als müßtest Du den Säugling an Deine und an die Brust der ganzen Schöpfung legen, damit er genährt werde mit aller Liebe, mit aller überschwenglichen Liebe, die in der ganzen Schöpfung ihre Millionen und Millionen Lebensbronnen und Liebeszisternen aufschließt, für alles, was Leben hat? War es Dir da nicht, holde Leserin, als müßtest Du mit Deinem Kinde alle Menschen, alle Wesen, alles Leben mit an Dein weiches, matt, aber süßwallendes Herz legen, und Deine schwachen Arme, wie zarte Bindbänder um sie legen, um sie alle zu vereinen und einzuschließen in Deine namenlose Zärtlichkeit? Du, holde Leserin, wirst Josephinens Gefühle mitfühlen. Stumm und unverwandt sah das mütterliche Auge nach dem kleinen Schreier hin; schon überbaute ihre, in der Zeit vorauseilende Sorgfalt das Leben ihres Söhnleins mit allen Schäfereien und Palästen ihrer Romanenwelt; schon

stickte sie den Glücksmantel seiner Zukunft ängstlich und peinlich aus, wie ihr Walter Scott die Säume und Aufschläge seiner Rittermäntel und die Schnitzeleien der Ritterstühle und Ofenlochbreter; schon füllte sie sein jugendliches Herz mit Romanzen und Assonanzen aus, wie nur irgend ein neuester Tieckianer seine Novellen füllt mit singenden Bächen und klingenden Felsen, mit duftenden Farben, mit seufzenden Blättern und hochaufathmenden Morgenröthen; schon umzäunte sie sein Jünglingsalter mit lebendigen Hecken aus Abenteuern, Ritterthaten und Irrfahrten, wie nur irgend ein Fouqué'scher Held ausgestattet ist mit weithinschattenden Roßschweifen und Adlerschwingen, mit hochaufdröhnenden Heldensporen, mit schwergestreckter Tartsche, mit reckenhafter Säbeltasche, mit blauflämmiger Minne und lillablaser Ritterthümlichkeit.

O Du, mein guter Lips! wie wirst Du Deinen Lebensnachen durchsteuern durch die Doppelbrandung des Merkantilischen und Romantischen, ohne dort zu stranden auf den Sandbänken unglücklicher Speculationen, oder ohne hier unterzugehen in dem Strudel der abenteuerlichen Charybdis?

Viertes Capitel.

Wir übergehen die ersten Jugendjahre unseres Helden, und finden ihn als achtzehnjährigen Jüngling auf der Universität einer der ersten Residenzstädte Deutschlands,

die wir Friedberg nennen wollen. Unser Lips war ein stattlicher Jüngling, gesund, wie die Bäume seiner blühenden Heimat, frisch, wie die kußgeröthete Lippe der Liebe, und offen, wie das Auge der Unschuld. Sein Wissen war weder überladen, noch beschränkt; sein Herz neigte sich dem romantischen Anstriche seiner Mutter, wenn auch sein Kopf von einem gewissen Speculationsgeist seines Vaters nicht ganz frei war.

Als Lips Käutzlein die Universität bezog, wußte man es in ganz Friedberg bald, daß er der einzige Sohn einer Million ist. Man kann sich also denken, daß er bald der einzige Gegenstand einziger Töchter, und überhaupt nur: „der Einzige!“ genannt wurde. Wenn man mir die Wahl ließe, ein Millionär oder der Sohn eines Millionärs zu sein, ich wählte unbedingt das Zweite. Ein Millionär ist ein fertiger Mann; keine reizende, dunkle Ahnung der Zukunft legt sich um sein Haupt.

„Das ist ein reicher Kautz!“ sagen die Menschen, und damit Punctum. Aber der Sohn eines Millionärs zu sein, der einzige Erbe einer Million, ist unbedingt der interessanteste Gegenstand der Welt. Die Morgendämmerung der Million, die um sein Haupt spielt; diese buhlerische Million, die desto lockender ist, weil sie noch in einem halbgelüfteten Schleier der Zukunft sich hüllt, machen ihn zum reizendsten Wesen der Schöpfung, gegen welches Giraffen, Osagen, Sontag's und Paganini's das sind, was die sechs Nullen der Million

gegen ihre Eins ist. „Es ist ein prächtiger Kerl!“ sagen Zecher und lustige Brüder von ihm: „das wird ein Solosänger werden, wenn erst der alte Drache zum T. . . . . fährt!“

„Es ist ein aimabler Jüngling!“ sagen Mütter, die es für keine Mesalliance halten, die vergangenen Schönheiten ihrer gegenwärtigen Töchter an eine zukünftige Million zu verheirathen. Die jungen Friedberger Mädchen lispelten: „Er hat etwas Anziehendes in seinem Wesen!“ und die Liebe zu diesem anziehenden Wesen, in sterblichen Worten: „Million“ genannt, ließen sie schon darauf hoffen, daß sie dieselbe zu besitzen glaubten. Lips allein schien nicht zu wissen, daß alle Herzen für ihn schlugen, denn die jetzigen Mädchenherzen sind Repetiruhren, die auf Gold schlagen. Er studirte Medicin, trieb Jagd, machte, aus Gehorsam gegen seine Mutter, Lieder und Romanzen, besuchte das Theater, und zog sich immer zurück, wenn ein Jünger der Universität sagte: „bemoostes Haupt, heute wollen wir schwitisiren!“ Er war nicht unempfindlich gegen die Kunst des sich „Anpum en lassen's“ so weit es ihm möglich war, doch auf Mehreres ließ er sich nicht ein. Er wohnte in einer belebten Straße in dem zweiten Stockwerke eines ansehnlichen Hauses, mit einem Bedienten ganz allein. Gegenüber stand ein großes Haus, welches über dem dritten Stockwerke eine Reihe ziemlich großer Dachfenster hatte. Die eine Hälfte derselben war besetzt mit Blumentöpfen, mit Narzissen, Hyazinthen und allerlei duftenden

Gewächsen, zwischen denen hie und da ein Käfig mit gelbgefiederten Bewohnern stand, und zu diesen goldgefiederten Bewohnern schlich sich durch Blumen und Laub zuweilen eine Hand, eine Hand, die ich den Lesern sich zu denken bitte, da ich sie nicht beschreiben kann. Denn ich müßte von Schnee und Lilien, von Rosen und Morgenroth sprechen. Allein was wären Schnee und Lilien, Rosen und Morgenroth gegen diese Hand! Lieber Leser, hast Du Dich noch nie in eine Hand, ja, in einen Finger verliebt? Kennst Du Petrarka's Sonett:

Oh bella man', che mi distringi il core,
Ed in poco spazio la mia vita chiudi,
Man, ov' ogni arte, e tutti loro studi,
Poser natura e l'ciel, per farsi onore!
Son cinque perle oriental colore etc. etc.

Ist es Dir noch nicht zugekommen, daß Du irgend an einer Thür geklingelt hast, und eine Hand kam durch die geöffnete Thüre, Dir den Brief oder die Karte abzunehmen, und diese Hand schwebte Dir dann eine Woche lang vor, wie dem Macbeth der Dolch, und wo Du standest und saßest, war immer die Hand mit ihren Perlenfingern, mit ihrer weißen Fülle, mit ihrer harmonischen Rundung vor Dir? Nun denke Dir, lieber Leser, unsern Lips hinter seinem Tubus, und gerade vor ihm eine solche Lilienhand, wie sie durch grüne Blätter kosend wühlt, und ein Stückchen Zucker zwischen den in Purpur getauchten Fingerspitzen; dann denke Dir zu dieser Hand den reizenden Arm, den blendenden Nacken,

das liebliche Haupt, die harmonische Gestalt, den ätherischen Gang, und sage mir nun noch, Lips sollte sich nicht in diese gesehene Hand mit dem ungesehenen Mädchen verlieben? Zuweilen, aber nur, wenn die Abendsonne im letzten Schimmer auf den Blättern ihrer Blumen zitterte, schien es, als säbe ein mildes Auge zwischen die goldbeschnitten Blätter durch, und als hinge an einem feuchten Wimper eine blitzende Perle vom lautersten Wasser, und leise Liedchen, mehr gesummt als gesungen, zogen wie wehmüthige Grüße ferner Freunde durch die Dämmerung dahin.

Fünftes Capitel.

Neben diesen Blumenfenstern zogen drei andere Lips' Aufmerksamkeit auf sich, die wunderlich genug gegen dieselben abstachen. Die Fenster standen voll sonderbarer Vögel, große und kleine; inzwischen standen Kaninchen, Hasen, Möpse und andere kleine Thiere mit gläsernen Augen, und glotzten in die Welt hinaus. Papageien und Kanarienvögel standen und sahen sich mit verliebten Augen an. Eine große Nachteule hielt eine Nachtigall in der Pfote und drückte sie an die Brust; ein ungeheurer Kater spielte mit einem niedlichen Mäuschen; ein Marder, ein Iltis, eine Henne und ein Stieglitz waren friedlich zu einer Partie Boston gruppirt; ein schwarzköpfiger Dompfaff spielte Mariage mit einem Turteltäubchen; ein Hamster, mit einer Cigarre im Maule, schien sich von

einem Maulwurf etwas vorlesen zu lassen; eine Gans, mit einer Feder hinter den Ohren, saß vor einem Schreibtische u. s. w.

Kurz, es war ein absonderliches, phantastisches Gemisch, und wenn die niedergehende Sonne allen diesen Geschöpfen in die Augen und Aeuglein sah, so schien es, als winkten und blinzelten sie zu unserm Lips herüber, als schwämmen sie in Feuer und Wasser, und als sähen sie unsern Lips an mit unnennbaren Blicken, voll geheimer Gluth und Deutung, so daß ihm oft unheimlich zu Muthe wurde, wenn all' das Gethier und Geflügel mit den hunderterlei Augen ihn anschillerten. Bald zärtlich, bald drohend, bald flehend, bald lockend, bald wehmüthig und bald hohnneckend. Dann trat Lips wohl abseits oder wendete den Blick nach den Blumenfenstern mit der Lilienhand; aber unwillkürlich richtete er seinen Blick wieder nach den Nebenfenstern, und wieder blitzten und wetterleuchteten ihm die vielfachen, ganz besonders schimmernden Augen an. Wie war ihm aber zu Muthe, als immer Abends zwischen diesen Augen noch ein paar andere, menschliche, ebenso schimmernde, erschienen, und unter diesen Augen eine edle Nase einen Mund überschattete, in dessen Winkeln sich der tiefste Schmerz aussprach; aber kein beweglicher, sondern ein stehender, ein permanenter, ein längst eingesargter, ja ein einbalsamirter, unverweslicher Schmerz; und doch lag in den Zügen um diese Lippenwinkel herum eine Gutmüthigkeit, die den blassen Wangen ein Interesse gab.

Aber oft flog ein flüchtiges Zucken von dem rechten Lippenwinkel, correspondirend mit dem rechten Augenwinkel, über sein Gesicht, welches dasselbe ganz umgestaltete, und demselben einen Ausdruck von bitterm Hohn verlieh, als habe er eben die Richtigkeit dieses und vielleicht auch eines andern Lebens tiefinnerst erprobt. Derselbe Mann kam alle Abende von Innen an die Fenster mit einer Drehorgel, und leierte diesen Gruppen regelmäßig eine Stunde lang sonderbare Weisen vor, die schrillend heraustönten aus dem Holzkasten und in denen dennoch mitunter Töne waren, die schneidend mit zerreißendem Schmerz in die Seele fuhren; so recht, als wären sie die letzten Schmerzklänge eines zusammenzuckenden Lebens. Dann aber auch schien es, als ob der Orgler diese Töne beschwichtigen wollte, und er zog ordentlich langgehaltene weichere Töne heraus, und dabei nickte er freundlich bald diesem und bald jenem Vogel zu, aber immer endete er mit einer furchtbaren Dissonanz, so recht, als wären in ihm alle Saiten seiner Gefühle auf einmal abgerissen, und er selbst blieb nun ganz ohne Töne, ohne Klänge, ohne Resonanz, ein unbesaiteter Clavierkasten.

Alle Abende wiederholte sich das Schauspiel, und wenn die letzte Dissonanz krampfhaft verscholl, fing es durch das Blumenfenster an zu singen und singend zu summen, wie das Verbeben einer Melodie in ferner Abendbläue und folgte diesen schmerzlichen Mißlauten wie eine harmonische Auflösung, wie der erste Trostlaut

nach klagendem Weh; und der Mann mit der Drehorgel schien aufzuhorchen, und mit dem Huapte den Tact zu diesen leisen, auf der milden und stillen Luft schwimmenden Melodien zu schlagen, bis der Schleier der Nacht sich verhüllend über die ganze Scene senkte.

Lange widerstand Lips dem sehnlichen Wunsche, diese Dachcolonie kennen zu lernen; endlich aber faßte er Muth, nach dem Manne zu fragen, und erfuhr, daß er Julius Knöpflein heiße, und ehedem Pedell auf dem zoologischen Museum war, jetzt aber von dem Geschäfte des Vögel- und Thierausstopfens lebte.

Lips nahm einen todten Kanarienvogel und stieg die paar Treppen zu Julius Knöpflein's Atelier hinauf.

Sechstes Capitel.

Leise klopfte Lips an die niedere Thüre, und dreimal mußte er dies Klopfen wiederholen, bis ein dumpfes „Herrein!" erscholl. Er trat in ein Gemach, der Arche Noah nicht unähnlich, als sie auf dem Gebirge Ararat ruhte. Thiergerippe, Vögel und Fischhäute standen und lagen umher. Julius Knöpflein trat ihm entgegen in einem Schlafrocke, der aussah, als habe er ein Jahrhundert lang den Zahn der Zeit ganz allein erhalten müssen. Diesen Schlafrock hielt eine Baßgeigensaite so locker zusammen, wie eine Verschwägerung regierende Häupter zusammenhält. Aber das Alles vergaß Lips über den Anblick Knöpflein's selbst, der lang und hager, in

gekrümmter Stellung ihm entgegentrat, und nichts, als das lebendige Fragezeichen (? auf Kotzebue's Frage:

> Was bin ich hier, was soll ich hier,
> Unter Tigern oder Affen?
> Welchen Plan hat Gott mit mir,
> Wozu bin ich geschaffen!

zu sein schien.

Lips fuhr innerlich zusammen, als er auf ihn zutrat und mit dürren Worten fragte:

„Was wollen Sie ausstopfen lassen?" Lips zeigte mechanisch seinen Kanarienvogel vor.

„Nächsten Dienstag können Sie ihn abholen!" mit diesen Worten öffnete Knöpflein die Thüre; allein Lips stand unbeweglich; Knöpflein machte die Thüre wieder zu, besah den todten Kanarienvogel und lächelte, indem er den Kopf sinnend hin und her wiegte.

Lips gewann es endlich über sich, zu sagen: „Ich habe das Vergnügen, Ihr Nachbar zu sein, und da ich hier ganz fremd bin und ich ein leidenschaftlicher Verehrer der Drehorgel bin, so —"

Knöpflein warf schnell ein Tuch über die Drehorgel, als wollte er sie vor Lips' Blicken schützen, und dieser fuhr fort:

„So bin ich so frei, Sie in ihrer Wohnung aufzusuchen, und —" platzte er treuherzig heraus, „Ihnen meine Dienste und meine Freundschaft anzubieten."

Knöpflein's Gesicht verzog sich bei diesen Worten

zu einem Ausdrucke unverkennbarer Ironie. „Dienste?“ „Freundschaft?“ fragte er, „lebend oder ausgestopft?“

Lips stand verdutzt ob dieser sonderbaren Frage.

„Lebend oder ausgestopft?“ fragte Knöpflein noch einmal; „sind Sie selbst lebend oder ausgestopft?“ — Dabei trat er auf Lips zu, als wollte er sich überzeugen, ob er nicht ausgestopft sei. Lips trat zurück. „Lebend oder ausgestopft?“ wiederholte Knöpflein zum drittenmale, und als wie zu seinen Vögeln sprechend fuhr er fort:

„Weiß ich es denn, ob ich selbst lebend lebe, oder ob ich nicht selbst ausgestopft bin für das zoologische Cabinet des Schicksals als Wundervogel. Hab' ich doch mein ganzes Leben ausgelebt, und wie könnte ich noch leben, wenn ich nicht ausgestopft wäre, so recht als Paradestück unter einem Glassturze? Und ist denn mein Inneres nicht gefüllt mit mir selbst entfremdeten Dingen? und sind denn meine Augen andere als gläserne, die hinausflimmern, ohne daß sich das Außenleben durch sie in mich hinein abspiegle? und ist denn das Leben selbst nicht auch ein doppeltes? ein Leben-Leben und ein ausgestopftes Leben? für den einen ein Leben-Leben: frisch, kräftig, regsam und pulsirend; angethan mit allen Farben und Tinten des kräftigen Daseins; umfluthet von dem Stahlbade der Elemente: Glück, Liebe, Gesundheit und Freundschaft; und für den Andern ein ausgestopftes, mit gelähmtem Fittig, mit starrem Auge, mit stockendem Herzen, mit geschlossenen Lippen, aus-

gelebt und ausgerungen der innere Odem, zerronnen das Herzblut, und an der Stelle des Sehquells ein schillerndes Glas!"

Hier schwieg er still, fuhr mit der Hand über die Stirne als besinne er sich plötzlich, öffnete die Thüre, sagte:

„Nächsten Dienstag können Sie ihn abholen!" und schob Lips halb zur Thüre hinaus. Lips blieb noch eine Zeit lang auf dem dunklen Gange stehen, als er plötzlich den leisen, summenden Gesang aus dem Zimmer mit dem Blumenfenster vernahm, und rasch an die Thüre trat, aus welcher dieser Ton heraus quell.

Siebentes Capitel.

Das Stübchen, in welches ich Dich jetzt, mein lieber Leser, mit Käutzlein herein treten lasse, ist kaum so groß, um Tisch und Bette in respectabler Entfernung auseinander zu halten, und kaum so hoch, um aufrecht stehen zu können; und das letztere ist in solchen Zimmern sehr gut, denn man sollte eigentlich nicht aufrecht, sondern in recht demüthiger, gebückter Stellung dastehen, vor dem Anblicke der Armuth überhaupt, besonders aber, wenn wir sie finden bei einem jungen weiblichen Wesen dem die Natur den Freibrief der Schönheit und den passe-par-tout der Armuth mitgegeben hat auf die große Lebensreise, und das dennoch, verlassen und schmerzlich kämpfend mit dem Unglücke, wie ein trauernder Genius auf dem Grabe des eigenen Lebens dasteht!

Ein solcher Genius war Elodie Lorzing, die Bewohnerin dieses Stübchens, welches schon ihr Vater, Thomas Lorzing, bewohnte, und welches in seinem kleinen Raume doch schon der Wiege Elodiens, dem Sarge Thomas und dem Krankenbette der Mutter, Johanna Lorzing, Raum gab, und die beiden Endzipfel des Daseins: Geburt und Tod, nachbarlich beherbergte.

Thomas Lorzing war Porzellänmaler in der Porzellänfabrik zu B...... Trotz seiner Geschicklichkeit und Fähigkeit konnte er doch, aus Mangel an Protection, zu keinem bessern Geschäfte kommen, als die blauen Ränder um die weißen Tassen zu ziehen.

Lieber Leser! wenn Du je über die Einförmigkeit Deines Geschäftes geklagt hast; wenn Du je mißmuthig wurdest, ganze Bogen voll Zahlen schreiben zu müssen; wenn Du je vom Schreibtische aufsprangest, an welchem Du nichtssagende leere Acten durchstöbern mußtest, dann, lieber Leser, denke an Thomas Lorzing, der fünfundzwanzig Jahre lang nichts anders that, als dastand und den feinen Pinsel mit blauer Farbe unbewegt in der Hand hielt, während das Rad den Teller vor ihm in dem Kreise herumtrieb. Denke Dir dabei einen Geist für das Bessere geschaffen, ein Herz voll Liebe und Schmerz, und dennoch vom Schicksale an das Triebrad einer Porzellänfabrik geschmiedet, um all sein Lebelang blaue Ränder um weiße Teller zu ziehen!

Als sein letztes Stündlein ihn abrief von seinen weißen Tellern, winkte er Elodie, die ungefähr vierzehn

Jahre alt war, an sein Bett, und sagte, indem er mechanisch mit seiner Hand um das weiße Porzellän-tellerchen ihres Engelsgesichtes fuhr: „Geduld, meine liebe Elodie, ist das einzige, was Dir Dein Vater als Erbtheil zurückläßt. Geduld, liebe Elodie, ist der erhaltende Firniß, der dauerhafte Lack am zerbrechlichen Thon des Lebens. Geduld, liebe Elodie, gebe ich Dir mit als Regen- und Sonnenschirm auf die Reise Deines Lebens! Und sollte Dein ganzes Leben nichts sein, als ein leerer weißer Teller, auf dessen äußern Rand nur der kleinste Farbenstrich zu sehen ist, so harre geduldig aus, bis das Rad abgelaufen ist." Mit diesen Worten verschied er, hinauf zu schweben zu dem blauen Rande, welcher den großen Präsentirteller „Welt" ringsum eingefaßt, und ließ Elodien allein da mit ihrer kranken Mutter. „Geduld!" wiederholte sich Elodie, als sie vom Begräbniß zurückkam, und preßte die kleine weiße Hand auf das gepreßte Herz, gleichsam als ob sie diesem einprägen wollte die Worte: „Geduld! Geduld!"

Elodiens Tage waren nun auch wirklich Tage voll erprobter Geduld.

Der Vorsteher der Porzellänfabrik wollte zwar Elodien zu sich nehmen; allein sie verschmähte es, ihre hilflose Mutter zu verlassen; mit Geduld hoffte sie Alles zu überwinden. Sie hatte in dem kärglichen Maler-apparate ihres Vaters einen Kasten voll verschiedener Farben, Tusche und Pinsel vorgefunden, einige Kenntnisse des Zeichnens besaß sie auch, und sie wagte es

endlich, einer Marchande des Modes und einem Galanteriehändler anzubieten, ihnen die Stick- und Tupfmuster zu Stickereien und Tapissierien zu coloriren und zu illuminiren. Vergebens bot die speculative Putzhändlerin ihr einen Platz in ihrer eleganten Boutique an; Elodie schlug auch dieses aus, und so ernährte sie schon seit Jahren sich und ihre Mutter durch dieses peinliche, einförmige und mühsame Geschäft! Ganze Tage lang saß sie und zählte die einzelnen Perlen und Felder der Muster, und colorirte ängstlich, um ihrem farbenlosen Dasein einen kleinen Lichtpunct zu geben. Manchmal wohl zerfloß mit der Farbenperle eine Thränenperle auf dem Muster, und sie mußte die Arbeit von Neuem beginnen, allein: „Geduld“ rief sie sich leise zu, und fuhr fort, die tausend kleinen Felder mit einer Nadelspitze auszuzählen und mit den kleinen, verschiedenen Haarpinseln zu illuminiren. So verstrich ein Frühling nach dem andern und ein jeder legte eine neue Blüthe in Elodiens Schönheit, und jeder Sommer goß eine reichere Fülle in ihre harmonischen Glieder, und jede erwachende Lerche sang ein neues unbekanntes Sehnen in Elodiens Herz, und jede aufblühende Rose sah eine schönere, heiligere auf ihren Wangen steh'n; und jeder blaue Frühlingshimmel sah in ihren Augen einen blauern, tiefern mit reineren Sternen besäeten Himmel, und so war Elodie achtzehn Jahre alt geworden; ihre Stickmuster waren ihre Bekanntschaften, ihre Blumen ihre Freunde und zwei Kanarienvögel ihre Vertraute.

Eben saß sie wieder in einem Gewande, in welchem die Reinlichkeit über die Armuth triumphirte, und colorirte ein Stickmuster voll chinesischer Figuren, und in dem gesenkten Wimper hing eine Thräne, als könnte sie sich nicht von ihnen trennen, und eine wehmüthige Melodie zog aus den halbgeöffneten frischen Lippen, als Lips die Thür öffnete.

Achtes Capitel.

Als Lips Käuzlein in Elodiens Dachstübchen trat fluthete das Abendroth durch die kleinen Fenster und Elodie saß, übergoldet von dem scheidenden Mattgolde an dem kleinen Arbeitstischchen und das geringelte dunkle Haar fiel in dichten Seitenlocken über den züchtig bedeckten Hals, auf den Tisch und die Hand, die früher für Lips zwischen den Blumengefäßen so gefährlich war, eben mit Coloriren beschäftigt.

Erschrocken sprang sie auf, trat Käuzlein entgegen, die höhere Gluth der Wangen, mehr als die versagenden Lippen, drückten die Frage aus, was er hier wolle, und ein leises Zittern verrieth nur allzusehr, daß auch Elodie, durch Blättergrün und Rosengeflechte, den gegenüber lauschenden Jüngling beobachtet, und daß das voltigirende Gotteskind: „Amor“, den Sprung von einer Belle Etage bis zum gegenüberstehenden Dachfenster nicht scheut.

Einige Minuten mochten beide so gestanden haben

in schweigender Beredtsamkeit, bevor es Lips vermochte, ein Wort hervorzubringen.

Wenn Du, mein gefühlvoller Leser und meine gefühlvolle Leserin, je diese selige Minute gelebt hast, in welcher sich Dir zuvörderst der Gegenstand Deines stillen Sehnens nahte; wenn je die zarte Knospe der Hinneigung in Deinem Herzen plötzlich aufbrach und ihre blühenden, glühenden Blätter auf einmal durch Dein ganzes Wesen schlug; wenn je die erste Liebe ihren Einzug in Dein Herz feierte, mit dem Freudenfeuer auf Deinen Wangen; mit dem Perlenschmuck Deiner Thränen, mit dem Tedeumgeläute Deines pochenden Herzens, und mit dem dreimal „selig!“ welches jubilirend durch Deine Brust zog: dann, ja dann nur weißt Du, daß in solchen Augenblicken ein Papageno-Zauberschloß Deinen Mund fesselt; daß aber in einem Blicke Selam und Sanscritt und westöstlicher Divan liegt!

Du aber, gebildeter Leser und gebildete Leserin! die ihr diese heilige Empfindung nur kennt aus Taschenbüchern, geschrieben für ein Taschenherz; die ihr oft verliebt gewesen seid, ohne geliebt zu haben; die ihr Eure Liebe wie Eure Kleider Euch anfertigen laßt, nach Bedarf, nach Bequemlichkeit, und wie es die Mode eben will; die ihr erst zu Rathe geht mit Börse und Base, ob ihr diese oder jene, diesen oder jenen lieben sollt; Du gebildeter Leser und Du gebildete Leserin, überschlage dieses Capitel, denn eine solche Scene ist keine Theegesellschaft, keine Landparthie, keine Festoper, kein Pfänder-

spiel und kein lebendes Bild. Dein mitleidiges, gebildetes Lächeln würde den Goldschimmer von dem Vindefittig dieser Scene herablächeln, und Dein feines, gebildetes Achselzucken würde den verborgenen Glücksengel verscheuchen, der an dem Eingange des kleinen Dachstübchens Wache hält und die beredtsame Stille freundlich belauscht. Nach einem Weilchen finden wir Lips und Elodie vor den Blumen stehen, Hand in Hand und in ihren Augen brennt das: Heilig! Heilig! der Liebe, und sie sehen hinaus in den unermeßlichen Himmel, unermeßlich, wie ihre Liebe, und da ziehen die Sterne, wie geputzte Ballgäste herauf zum Feste ihrer Liebe, und sie werfen ihr glückwünschendes Lilienlicht auf sie herab, und sie kreisen herum, wie zum Brautfackeltanz, und Luna, wie eine Brautjungfrau, schwebte herauf mit einem milden Lichtkranze um das jungfräuliche Haupt, und die Liebenden standen noch immer trunken, schweigend an dem Fensterrahmen; da legte Lips seine Hand um Elodie und sprach: „Ach! wie tief ist die Bläue des Himmels, aber das Herz des Menschen ist tiefer und unendlicher! Die Sterne sehen klar und milde, aber das Auge der Liebe sieht klarer und milder; die Abendluft ist kühl und labend, aber der Odem der Liebe ist süßer und labender; die Nacht ist verschwiegen und trostreich, aber der Mund der Liebe ist verschwiegener und trostreicher, die Dämmerung ist räthselhaft und reizend, aber das Wesen der Liebe ist noch räthselhafter und reizender; das Schweigen des Lebens ist lockend und beredt, aber das Schweigen

der Liebe ist lockender und beredter; siehe Elodie" — da tönte plötzlich ein häßlicher Klang durch die Nacht, und es schien, als gellte die Luft kreischend auf, daß sie so schmerzlich zerrissen wurde. Es waren Julius Knöpflein's Drehorgeltöne, die von dem Nachbarfenster herüberschallten und durch die Stille nur noch gräßlicher tönten; die Worte, halb gesungen, halb krampfhaft geschrien, hallten dazwischen:

Schuhu sprach zu Lerche klein:
Lerche, willst mein Liebchen sein?
Lerche sagt, jetzt gehe Du!
Hu hu! hu hu! hu hu!
Schuhu ausstreckt seine Klau:
Lerche, mußt sein meine Frau!
Lerche hat nun nimmer Ruh',
Hu hu! hu hu! hu hu!
Schuhu todt die Lerche beißt,
Lerche weiß, was Liebe heißt;
Streckt die Lerche aus im Nu,
Hu hu! hu hu! hu hu!

Neuntes Capitel.

Nie dringen die Töne des Schmerzes und des Jammers tiefer in unser Herz, als wenn dieses eben geöffnet ist der Freude, der Lust oder sonst einem andern seligen Gefühle. Die offene Blume der Empfindung, die eben den Thautropfen der Freude aufnahm, ist dem gleich darauf fallenden, versengenden Mehlthau empfindlicher ausgesetzt. Ja, der Contrast der beiden Gefühle dringt

schärfer und schmeichelnder in unser Wesen ein, daher mußten die, wie im schmerzlichen Wahnsinn herausgestoßenen Jammertöne Knöpflein's die beiden Liebenden heftiger erschüttern, als es sonst der Fall war.

Lips erzählte ihr seinen Besuch bei ihm und seinen sonderbaren Empfang, und wie er fast mit einer unwiderstehlichen Gewalt hingezogen wurde, die Schicksale dieses sonderbaren Menschen zu erfahren.

Elodie war im Stande, seinen Wunsch so ziemlich zu erfüllen.

Julius Knöpflein kam als Studirender auf die Universität zu W.; ohne Mittel lebte er vom Unterrichte in der Musik. Unter seinen Schülerinnen war Amalie, die Tochter des Professors des zoologischen Cabinetes. Amalie war jung und Knöpflein nicht minder, und bei den Clavierstunden zog Amor durch Aug und Ohr in die Herzen Beider ein, und aus dem Adagio der stillen Neigung wurde bald ein Prestissimo der heftigsten Leidenschaften. Es ist nichts gefährlicher, als ein junges Mädchen mit einem jungen Manne à quatres mains spielen zu lassen. Man wird bald mit der Idee bekannt, so à quatres mains durch das Forte und Piano des ganzen Lebens zu wandeln und so zusammen auf der Tastatur des Daseins zu harmoniren.

Zu dem Stundenbillet fügte sich bald nach jeder Stunde noch ein Billet, zahlbar aus der Universalbank der Liebe.

Da kam es, daß in einer Stunde die vier Hände

sich von den Tasten in einander verirrten und daß sie den Notenschlüssel auf dem Notenblatte der Lippen suchten und daß eine lange Umarmung als Fermate eintrat; aber mit dieser eintretenden Fermate trat auch der Professor des Cabinets herein und unterbrach die stille Musik mit dem Furioso eines zürnenden Professors, der die Menschen nur in Haut, Nerven, Sehnen, Bein und Muskeln eintheilte, und dem das Herz nichts war, als ein hohler, konischer Cylinder, oder die Wärmflasche der beweglichen Menschenmaschine.

Die Stunden hatten ein Ende, Amalie wurde an einen dito Professor der Wetterkunde, der die Menschen als Barometer und Thermometer betrachtete, gewaltsam verheirathet und Julius Knöpflein mußte, was kann nicht alles durch Einfluß möglich gemacht werden? die Universität verlassen.

Doch für Knöpflein war nun das Leben eine einzige Null, dem das Eine, welches den Werth desselben verzehnfachte, entrissen wurde. Er war unfähig, den Faden des ernstlichen Studiums wieder aufzunehmen, da der Reiz und der Preis, der seine Bemühungen krönen sollte, auf ewig verloren war.

Er ließ sich so fortgehen, wie man denn oft abgeschlafft ist, wenn die Farbe und der Blüthenschmuck aller seiner Wünsche abgeblaßt ist. Er brachte in Unthätigkeit seine Stunden hin; nur die Drehorgel hatte er als schmerzliche Parodie, der frühern Harmonie seiner Tage höhnend, ergriffen, und kümmerlich fristete er sein Leben

durch das Ausstopfen der Vögel und Thiere, welches er früher aus Scherz bei dem Professor erlernt hatte.

So hatte sich sein stiller Schmerz nach und nach eine Gesellschaft aus diesen Wesen gebildet, und halb im Ernste, halb im bittern Hohn und Verrücktheit bildete er sich ein, sie lebten alle um ihn herum, oder vielmehr, er glaubte, alles im Leben, alle Menschen und Dinge seien nur da, um ausgestopft zu werden.

Zehntes Capitel.

Lips und Elodie zogen den unglücklichen Julius Knöpflein in den Zauberkreis ihrer Liebe, und Lips theilte seine Mußestunden ganz mit diesen beiden Wesen. Elodie hatte sein ganzes Herz erfüllt, und nicht nur sein Herz, sondern auch die Welt umher mit lauter Bildern des Glückes und der Wonne. Nach geendeten Studien wollte er die schöne, sanfte und gütige Elodie an das Herz der Eltern führen; seine Mutter war schon längst gewonnen, und auch seinen Vater hoffte er, trotz der Armuth Elodiens, sowohl durch die beredtsame Schilderung seines Glückes als durch Elodiens persönliche Liebenswürdigkeit zu gewinnen.

Allein anders gestaltete Zufall und Schicksal die Wünsche und Hoffnungen der Liebenden!

Unglücksfälle, Stürme in den Reichen der Handlungswelt, Bankerotte, Feuersbrünste, kurz, der ganze Confluxus Canaillerum des Geschickes, welches seine

Dämonen nicht gerne einzeln Jemanden über den Kopf schickt, hatte aus dem in Ruhestand versetzten Millionär, Emanuel Käutzlein, einen in Unruhestand versetzten armen Teufel gemacht. Nach der Wonne, von einem armen Teufel zum Millionär zu avanciren, kommt sogleich die Wonne, nie ein Millionär gewesen zu sein, um sodann ein armer Teufel zu werden.

Emanuel überlebte seine Million nicht lange, sein Wesen war so verschmolzen mit ihr, daß er mit dem Entschwinden seines Weltlichen das Zeitliche segnete und hinüberschlummerte in das Land, wo Millionen Millionäre und Nichtmillionäre auf der langen Bank sitzen und gleiche Renten der Seligkeit beziehen.

Die Wittwe Käutzlein hatte kaum so viel aus dem Schiffbruche ihres Glückes gerettet, um in der Residenz zu ihrem Lips zu pilgern und weinend und leidend von ihm Hilfe zu erwarten. Mit ihr kamen noch zwei kleine Käutzleins, um unter den Flügeln des ältesten Bruders Schutz, Nahrung und Obdach zu suchen.

Mit zerrissenem Herzen sah Lips die bleierne Hand des Schicksals, die alle seine Glücksblüthen knickte. Er war von dem Zündgipfel seiner schönsten Hoffnung heruntergesunken in die Oede einer trostlosen Zukunft.

Allein das Unglück eben macht das Gemüth weicher und menschlicher, und wir schließen uns im Unglücke näher, fester und inniger aneinander, und halten fester aneinander, als wollten wir eine Schutzwehr bauen gegen seine Anfälle.

So zog durch den Wolkenhimmel seiner Tage die Sonne der Liebe desto wärmer und leuchtender herauf. Denn gibt es schönere Thränen, süßere, als die, welche das Unglück, sich entlastend, ausweint an dem Busen der Liebe? Ist's nicht, als ob in diesen Thränenfluthen sich die Liebe erst versteine zum ewigen Demant? Elodiens Liebe war das lindernde Thränentuch seiner Zähren, und sie gab ihm zugleich Kraft und Muth, dem Ziele entgegen zu ringen, in welchem Elodiens Besitz als lohnender Preis glänzte.

Er hatte seit seiner Bekanntschaft mit ihr sich von dem großen Kreise seiner Freunde, Schul-, Jagd- und Spielgenossen zurückgezogen und beschloß, um dem Bedürfnisse des Augenblicks abzuhelfen, zu den wärmsten, ihm treuesten und wohlhabendsten Freunden seine Zuflucht zu nehmen, und zu diesem Behuf zog er sein Stammbuch hervor, in welches sich alle seine Freunde eingeschrieben hatten, und beschloß nach der Wärme des Ausdrucks dieser einzelnen Blätter die Auswahl zu treffen, an wen er sich gewiß mit Zuversicht wenden könnte!

Eilftes Capitel.

Lips hatte in den goldenen Tagen, als ihm noch seines Vaters volle Börse und seine allen seinen Freunden und Bekannten offen stand, auch ein Stammbuch angelegt, in welchem das ganze Heer von zärtlichen Sentenzen, Treusprüchen und Ewigkeits-Eiden prangte.

Er betrachtete dieß Stammbuch als die sicherste Assecuranz für allen Feuer-, Hagel-, und Sturmschaden des Unglücks; und jetzt, da das eiserne Geschick heranschritt mit seinem zermalmenden Tritt, jetzt zog er diese papierne Societätsinsel hervor aus seinem Schreibkasten, um nach dem Ausdrucke der reinsten und schwärmerischsten Freundschaft auf den einzelnen Blättern, die Jonathane und Pyladesse aufzufinden, um auf einmal gerettet zu sein.

Das Maroquin-Stammbuch, sauber in einen Papierumschlag gewickelt, öffnete seine Pforten und die „Heerschau" der einzelnen Blätter begann.

Gleich auf dem ersten Blatte las er folgende Zeilen:

„O, wer erfand den Edelstein der Sprache, die kurze Sylbe: Freund? er nennt mit ihr des Lebens Trost, den Retter von Gefahren, von Furcht, von Gram, von Selbstbetrug und Noth; der Wunden Balsam, unsrer Augen Salbe, des Herzens Arzt, von uns das bessere Selbst! Der kleinen Sylbe großer Inhalt bin ich Dir in Tod und Leben.

Sigismund, Otto, Herbert, Graf
von Baldernstein."

„Mein guter Otto!" rief Lips Näutzlein mit Thränen der innigsten Rührung, „mein treuer, sanfter, gemüthvoller Otto!" — Er griff schnell nach seinem Hute und in zehn Minuten stand er im Vorzimmer des Grafen von Baldernstein.

»Mais, mon dieu!« rief ihm der Graf, eine hohe, durchsichtige Figur, mit kleinen, wetterleuchtenden Augen

zu, — „welche Umstände, mein liebster Lips!“ Darauf eilte er ihm mit offenen Armen entgegen und drückte ihn mit vieler Vorsicht an das jabotreiche Herz. »Jean!« rief der Graf darauf, und ließ Lips gar nicht zu Worte kommen. »Jean! Frühstück! mais, mon cher!« so wendete er sich wieder an Lips, „was wünschest Du? Chocolade? Champagner? à la fourchette? sans façon! mein Theurer! man sieht Dich jetzt so selten!“ darauf drückte er ihn noch einmal an die hochaufwallenden Jabots.

Lips sagte endlich schüchtern, aber zutraulich: „Ach, mein guter Otto, ich danke Dir!“

„Aha! oui! je comprens!« rief der Graf, und belächelte sich selbst im Spiegel, »une petite tracasserie d'amour! un duel! willst Du meine Pistolen? das sind Wetterdinger! sprich, mein Leben gehört Dir!“

„Deine Theilnahme rührt mich!“ erwiderte Lips, „und fast zage ich, Dir mein Unglück mitzutheilen, da ich Dein Herz kenne. Mein Vater ist todt, und Unglücksfälle haben sein ganzes Vermögen vernichtet!“

Hier rollten Thränen über Lips' Wangen. Der Graf von Waldernstein machte ein Gesicht, wie ein ausgepfiffener Schauspieler. »Est-il possible!« rief er endlich mit einem Tone aus, mit dem man gewöhnlich ein „was kümmert's mich?“ belegt. — „O, wie bedaure ich Dich! — Jean! ich will mich ankleiden! pauvre Lips!“ Lips trat nun auf ihn zu:

„Nun ist meine Mutter bei mir hier, meine kleinen

Geschwister, wenn ich nur zu meinem Examen und zum vorläufigen Bedarf hundert Louisd'or hätte!"

Der Graf von Baldernstein drehte sich nach allen Gegenden der Windrose, und sein Gesicht nahm, wie ein Kamäleon, allerlei Farben an. — „Ich bin untröstlich, lieber Lips! vraiment, je suis au désespoir! aber ich bin selbst in diesem Augenblicke in gräßlicher Verlegenheit! Du weißt, ich kaufte von Baron Butterfisch den Goldfuchs für achthundert Thaler! a propos, lieber Lips, den muß Dir Jean zeigen! Jean!«

„Ich kenne ihn!" antwortete Lips; „aber ich kann jetzt nicht an einen Goldfuchs denken, da meine Mutter in Noth und Kummer ist!" — Der Graf rief immer: »Je suis au désespoir!« und gab dem Canarienvogel ein Stück Zucker; „nimm, Zöpfchen! nimm!" und dabei pfiff er ihm den Dessauer Marsch vor.

„Wenn Du nicht bei Geld bist," sprach Lips, „so gebrauche Deinen Credit, dem Grafen von Baldernstein stehen alle Börsen offen!"

»Je suis au désespoir!« rief der Graf; »mais mon cher! c'est impossible! Jean! rasir' er mich schnell!" Jean kam und seifte den gräflichen Bart tüchtig ein.

Lips trat vor ihn hin und sprach:

„O, wer erfand den Edelstein der Sprache, die kurze Sylbe Freund? er nennt mit ihr des Lebens Trost, den Retter von Gefahren u. s. w."

Der eingeseifte gräfliche Freund erwiderte nur mit

einem „hm!“ denn er durfte ja den Mund nicht bewegen, und Jean mit dem Messer trat immer zwischen Orest und Pylades, wie ein Dämon mit dem Schwerte! Lips fuhr fort:

„Der kleinen Sylbe großer Inhalt bin ich Dir in Tod und Leben.“

„Hm!“ war Alles, was der rasirt werdende Jonathan hervorbrachte. Lips wartete ruhig das Ende dieses Geschäftes ab. Der Graf trocknete sich die Seife ab und rief: »vraiment, je suis inconsolable! Jean! Eau de cologne!«

„Nun, lieber Otto,“ sagte Lips, und legte alle Herzlichkeit der Stimme in dieses „lieber Otto!“ „nun, kannst Du Deinem Freunde nicht helfen?“ —

»Mais, mon cher! das ist jetzt unmöglich. Jean! mon surtout! ich muß ausgehen! entschuldige, lieber Lips!“ — Hierauf trat der Graf noch einmal zum Kanarienvogel: »adieu, cher pipi! adieu, lieber Lips, ich sehe Dich bald wieder! je suis inconsolable!« Damit war er schon zur Thüre hinaus.

Lips ging zernichtet zu Hause, nahm wehmüthig das hochgräfliche Blättlein mit den zierlichen Worten:

„O, wer erfand den Edelstein der Sprache, die kurze Sylbe Freund? u. s. w.“

zündete das Blatt an, sah wehmüthig in die Flamme, welche mit Hohn an der kurzen Sylbe „Freund“ zu lecken schien.

Zwölftes Capitel.

Lips zog ein anderes Blättlein aus den mancherlei bunten, gemalten, geschnitzelten und verzierten Papieren hervor. Es war eine kleine Zeichnung. Das Universum war in sein erstes Chaos zurückgesunken. Der Genius der Freundschaft trug die beiden Freunde über diese zertrümmerte Welt empor, zu einem strahlenden Sonnenlichte. Das Ganze war von vier Zeilen begleitet:

„Ueber Weltenuntergang und Brand,
Ueber Zeitlichkeit und Tod,
Führet uns der Freundschaft Götterhand
Hin zum ewigen Morgenroth!

Dein
Eduard Moritz Lichtl."

O, mein guter, guter Lichtl!" rief Lips aus, „wie konnte ich Dich übergehen! Dein poetisches Gemüth wird zusammenbeben; aber ich kann Dir den Schmerz nicht ersparen! Ja, zarter Lichtl, deine weiche Seele wird in Wehmuth zerfließen; aber Du wirst mich retten, Du wirst!"

Lips eilte in die ***straße, wo Lichtl wohnte. Eduard Moritz Lichtl war der einzige Sohn eines unbändig reichen Destillateurs, der so lange Geister zu citiren wußte, bis ihm der alles belebende Geist: Gold, in seinem ganzen Umfange erschien. Sein kleiner Lichtl aber sollte weder Danziger Goldwasser, noch Persico oder sonstige Geister destilliren, sondern auf der Universität den bittern Geist der Schulfuchserei bis auf den

Grund leeren. Eduard Lichtl aber, überzeugt, daß der rectificirte Goldgeist seines Vaters ihm alle übrigen Geister leicht entbehrlich macht, hatte auf der Universität bloß ein wenig von dem süßen Liqueur der Poesie genascht, als der alte Lichtl alle Geister und seinen dazu aufgab, und der junge Lichtl als Alleinherrscher der väterlichen Geister zurückblieb. Er setzte das Geschäft seines Vaters poetisch fort.

Er erfand poetische Namen für die verschiedenen Branchen seiner Destillation, und die Etikette der Flaschen und Gläser waren mit sinnigen Versen und Sprüchen geziert.

Liqueur hieß er Grillenkraut; Kümmel: Oden-Substanz; Anies: Epigrammenstoff; Persico: Epopäen-Essenz; Fusel: Journalisten-Küße u. s. w.

Kurz, er war ein poetischer Destillateur. Zu ihm eilte Lips, denn Lichtl war ein Schwärmer, so in Freundschaft, als in Destillation, und oft hatte er Lips umarmt und zugerufen:

„Zwei Seelen, die sich innig vereinen' kann es einen Extract-Double von besserem Geiste geben?"

Als Lips zu ihm kam, hatte er eben eine Etikette zu „Rostopschin" geendet:

„Rostopschin nimmt keck zur Hand,
Wie Moskau setzt er Dich in Brand!"

Lips erzählte ihm in wenigen Worten sein Unglück. Lichtl zog ein Gesicht, als ob er eben einen tüchtigen

Zug Englischbitter gethan hätte. Endlich begann er allmälig zu weinen:

> „Dein armer Vater! So hat auch er endlich trinken müssen den herben Pommeranzengeist des Todes!“

Als er das gesagt hatte, stellte er das Weinen ein und destillirte weiter.

„Ach, helfe mir, guter Lichtl!“ begann Lips, „nur mit fünfzig Louisd'or, daß ich die augenblickliche Noth der Meinen lindere!“

„Du glaubst gar nicht, lieber Lips,“ entgegnete Lichtl, „wie wenig die Menschen jetzt mehr Liqueure und ähnliche Dinge trinken. Es ist gar keine Poesie mehr in den Menschen! Ich nehme kaum so viel ein, um meine Leute bezahlen zu können!“

„Wie?“ fragte Lips, „Deine Destillation ist doch die Erste in der Stadt?“

„Ja,“ — meinte Lichtl, „das ist der Teufel! die Leute wollen nichts Süßes mehr! wie gesagt, das Minnethum der Branntweintrinker ist dahin! man verkauft gar nichts Feines mehr! Schnaps! Schnaps! so heißt die Anforderung unserer Zeitbildung! aber:

> „Warum kann der lebendige Geist dem Geiste nicht erscheinen?“

frag' ich mit Schiller. Und unter lebendigem Geiste verstehe ich: Danziger, huile des fleurs, Esprit de miel u. s. w.“

„Bedenke aber,“ sprach Lips dringender, „daß Du mich durch diese Kleinigkeit für immer rettest.“

„Du thust mir weh," sagte Lichtl, „sehr weh! diese Stunde ist bitter, wie Kalmus: aber, wie gesagt, der Enthusiasmus ist von den Menschen geflohen! Weißbier trinkt das verweichlichte Geschlecht, höchstens Fusel, und alle meine poetischen Producte bleiben unbeachtet. Lieber Lips, nicht fünfzig halbe Thaler habe ich seit Wochen von diesen gezogenen Geistern gezogen."

„Erinnere Dich," sprach Lips wehmüthig:

„Ueber Weltenuntergang und Brand,
Ueber Zeitlichkeit und Tod u. s. w."

»Apropos!« fiel Lichtl ein, „für Deine liebe Mutter nimm hier ein Fläschchen douceur d'oranges mit. Unser Zeitgeist hat keinen Sinn dafür; die Nachwelt vielleicht —"

„Lebe wohl!" sagte Lips, indem er eilig den poetischen Lichtl verließ. — Und abermals wurde ein Blatt als Brandopfer der Erfahrung den Flammen übergeben. Die Gluth spielte mit den Worten:

„Führt uns der Freundschaft Hand
Hin zum ew'gen Morgenroth,"

und mit dieser Gluth zog immer mehr Kälte ein in Lips' zernichtetes Herz.

Dreizehntes Capitel.

Ein zierliches Blatt mit bunter Seide gestickt fiel jetzt in seine Hände. Es war ein Rosenstrauch mit vieler Kunst auf das Blatt gestickt, und um dasselbe von niedlicher Frauenzimmerschrift die Verse gekritzelt:

„Ich reiche Dir die Rose,
Es ist die Dornenlose,
Und stellt auf deinen Wegen
Ein Dorn sich Dir entgegen,
Dich sollte er nicht stechen,
Ich selber will ihn brechen.

Claudie Haldern, geborne
Freiin von Bistritz."

Auf der Randseite des Verses stand noch:

»L'amitié et la probité.
voilà ma dévise.«

Claudie Haldern galt für eine der schönsten, reichsten und sentimentalsten Frauen der Residenz. Sie war aus einer adeligen Familie, die mehr Felder im Wappen als in der Wirklichkeit besaß, und die mehr Ahnen als Renten zu verzehren hatte. Claudie war schön und empfindsam, eine wahre Blüthe ihres Stammbaumes, allein die Freier unserer Zeit suchen selbst auf den Stammbäumen mehr nach Früchten als nach Goldpommeranzen u. s. w., und da selbst der strengste Aristokratismus nicht gebietet:

„Du sollst Mann und Ehe verlassen und an Deinem Stammbaum kleben,"

so mußte sich Fräulein Claudie bequemen, von dem hochaufgeschossenen Stammbaume herab in das Flachland des Bürgerstandes zu steigen, um in dessen reichen Gefilden den Acker der Ehe zu bebauen. Ein Herr Haldern, der zwar Eltern, aber keine Ahnen hatte, zählte dagegen einige hunderttausend gekrönte Häupter, alle schön gelb in Gold geprägt, zu den Seinigen. Kraft der Beredt=

samkeit dieser hunderttausend gekrönten Goldmänner, fiel Claudie, wie eine zitternde Akazienblüthe, von dem Stammbaume in die Arme des Haldern. Zwei Jahre war sie Madame Haldern, und nur einmal konnte ihr Gemal ihr etwas ganz nach Wunsch thun, was ihm in seinem ganzen Leben nicht möglich war, nämlich sterben. Das that er denn auch, und hatte bei seiner Leiche zum erstenmale das Vergnügen, daß ihm seine adelige Frau folgte.

Claudie tröstete sich an dem Busen der ererbten, noblen, gelben Männer über den bürgerlichen Verlust. Die Trauer ließ ihr allerliebst, so daß sie in Trauer verfiel, als sie daran dachte, daß die Trauer zu Ende ging. Sie öffnete ihre Salons dem Adel der Stadt, und aus Sentimentalität auch den schönen Künsten und Wissenschaften, die sie „platirten Adel“ zu nennen beliebte. Auch unser Lips gehörte zu diesem platirten Adel, und eine körperlose Liebe, d. h. Freundschaft, spann sich zwischen ihm und der schönen Witwe an, die gegenseitig durch romantische Begeisterung gehoben, zur Idealität gedieh.

Zu ihr also, zur „Rose“, zur „Dornenlose“, floh jetzt Lips mit dem zierlich gestickten Blatte in den freudigen Händen.

Vierzehntes Capitel.

Susi, Claudiens Stubenmädchen, die früher von Lips manchen harten Thaler in die weiche Hand gedrückt bekam, empfing ihn mit einem lauten Freudenruf: „Ah! verehrtester Herr Mäutzlein! das ist einmal recht schön, daß Sie endlich kommen, die gnädige Frau hat schon tausendmal nach Ihnen gefragt, ich werde Sie sogleich anmelden.“

Nach einigen Secunden trat Lips ins Zimmer, und Claudie trat ihm entgegen:

„So hat meine Ahnung mich nicht getäuscht! J'avois un préssentiment, daß Sie kommen werden; nun kommen Sie heute gar nicht von mir fort. Susi!“ — das Stubenmädchen kam — „ich bin für Niemand zu Hause!“

Lips küßte der edlen Freundin die von Brillantringen bedeckte, schöne Hand.

Sie zog ihn auf die Ottomane zu sich nieder.

„Es haben sich zwar der Herzog von *** und der Chevalier von *** auch heute bei mir ansagen lassen; allein man wird Ihrer und der geistigen Freundschaft so selten froh, daß ich heute nur für Sie zu Hause bin.“

Lips stand das Herz unter heimlichem Thränenwasser; er hatte sich nicht getäuscht; dennoch blätterte er verlegen in den Büchern auf dem Tische; er fand Pope's: »Essai of man«.

„O!“ rief Claudie aus, „welche Erhabenheit der Ideen! welche Wärme der Empfindung! das menschliche Herz mit seinen Schwächen und Stärken liegt in klaren Zügen vor uns. Ich fühle mich seit der Lesung dieses Buches besser, edler, erhabener, ich könnte das ganze Weltall umfassen in reiner menschlicher Liebe!“

„Edle Seele!“ flüsterte Lips, und eine Thräne fiel auf den guten Pope; „wie beseligt es mich, Sie in dieser Stimmung zu treffen. Ich bedarf eines menschlichen Herzens, eines Herzens, wie das Ihrige!“

Darauf schilderte er ihr seine Liebe, seine Lage, sein Unglück, den Schmerz der Seinigen, und schloß mit den begeisternden Worten:

„Wie habe ich erst zu Andern meine Zuflucht nehmen können, da hier ein Herz, von Gott und Natur geadelt, ein Herz, lauter wie Krystall, mir offen steht!“

Claudiens Antlitz wäre, im Verlauf seiner Erzählung, ein Studium für Maler und Psychologen gewesen! Von Secunde zu Secunde wandelten sich die hellen, freundlichen, ausdrucksvollen Züge in dunklere und schroffere um. Sie entzog ihre Hand sachte dem Redner, der sie im Eifer des Vortrages ergriff, und bei den Worten:

„Bei gänzlichem Verluste meines Vermögens,“ rückte sie allmälig bis an die Seitenpolster der Ottomane zurück, und legte Pope's »Essai of man« zwischen sich und ihn.

Als er zu Ende war, fing sie nach einigem Zögern an:

„Sie thun Ihren Freunden Unrecht, es gibt Augenblicke im menschlichen Leben, man kann oft in der Lage sein —"

„O!" rief Lips, „ich beschuldige sie auch nicht, aber die Schimmerfarben des Ideals von Freundschaft sind in meinem Herzen abgeblaßt. Blos in weiblichen Seelen wohnt sie, unversehrbar, wie ein Salamander in seinem Urelemente. Das weibliche Gemüth ist der zarte Resonanzboden jedes fremden Komets, und wie Pope sagt:

»The nature of Women —«

„Ja!" erwiderte Claudie, „anders gestaltet in Pope's Kopf, und anders im Leben sich die Sache. Aber — ich bekomme plötzlich meine Migräne. — Susi!" sie klingelte, Susi kam. — „Laß doch den einen Fenstervorhang herab, das Licht hat meine Migräne erweckt!" Susi ließ den Vorhang herab und verließ das Zimmer.

„Wie gesagt, lieber Herr Käutzlein," — dabei legte sie das schöne Haupt wieder auf das Rosakissen — „der Gedanke, daß ich selbst Ihnen nicht helfen kann, hat mein ganzes Nervensystem aufgeregt."

„Ich glaube es," — erwiderte Lips — „sagt nicht schon Pope:

»The sensibility of Women etc.«

„Aber Ihr Banquier wird nicht zögern."

„Ja," sagte Claudie, „wenn ich schon mündig wäre! — Ach, die fatale Migräne! Susi!" — Susi kam — „laß doch die andern Vorhänge auch herab, meine Migräne nimmt mit jeder Minute zu!"

Susi verdunkelte nun das Zimmer ganz.

„Susi! gib mir einmal meine Tropfen her, und lege Deinen Arm unter meinen Kopf!" —

Susi legte ihren Arm unter ihr Haupt, es war eine Scene zum küßen. Claudie und Susi in einem Winkel der Ottomane, Lips im andern und Pope's »Essai of man« dazwischen wie der Degen bei dem droit de cuissage.

Claudie stöhnte erst lauter, dann leiser und entschlief allmälig in Susi's Arm. Lips stand auf, nahm den Pope und legte ihn in den andern Arm Susi's, indem er ihr sagte: „Der gute Pope hat soeben auch die Migräne bekommen!" Er eilte nach Hause, las noch einmal das Blatt:

„Ich reiche Dir die Rose,
Es ist die Dornenlose u. s. w."

zündete es bitterlachend an und die »Amitié« sammt der »Probité« auf der Devise der sentimentalen „Claudie Haldern, geb. Freiin von Bistritz", flackerten wie Stroh auf und zerfielen in Asche.

„Friede ihrer Asche!" seufzte Käutzlein und griff nach einem anderen Blatte.

Fünfzehntes Capitel.

Ein neues Blatt zeigte Lips die Worte:

„Wird einst die Sonn' vom Himmel gerissen,
Dann sollst Du meine Freundschaft vermissen.
Julius Graf von Lobedan."

„Noch steht die Sonne am Himmel!" sagte Lips und eilte in das Schloß des reichen Grafen von Lobedan.

Julius Graf von Lobedan galt für den edelsten, vortrefflichsten, geist- und herzreichsten Cavalier der Stadt, und in der That, er war es auch — wenn man ihn beobachtete. Er that Alles heimlich, wenn er wußte, daß es öffentlich bekannt wurde. Er schlich oft in einem schlechten Mantel in die Hütte eines Armen; allein er mußte stets das Unglück haben, daß ihn ein Freund ertappte, oder daß ihn die Hütte erkannte, und daß man Tags darauf in der Stadt davon sprach. Dann schwor er, solches ferner zu unterlassen; allein sein gutes Herz ließ ihn immer wieder heimlich Wohlthaten üben, die sein böser Dämon sogar in den öffentlichen Blättern ausposaunen ließ. Er wußte selbst nicht, wie es kam, daß gerade an öffentlichen Orten ihn zuweilen ein Mann erkannte, dem er geheim wohlgethan hatte, und ihn vor der ganzen Gesellschaft schamroth machte. Dann knirschte er mit den Zähnen, schalt sich einen Thoren, gelobte sich an, ein böses Herz zu bekommen, und in den nächsten acht Tagen mußte es sich leider wieder fügen, daß,

gerade im Lustgarten, wo alle Welt ist, eine Frau mit Kindern ihn plötzlich erkannten, ihm zu Füßen fielen und ausriefen: „Das ist er, unser Retter!“ Der Graf hatte die köstlichsten Diners, speiste die Armen öffentlich und war dabei auf Gesundheit seiner eigenen Domestiken so bedacht, daß er ihnen eine vortreffliche Diät angedeihen ließ. Wenn er bei schlechtem Wetter ausfuhr, so mußte sein Diener bei ihm im Wagen sitzen, so ein guter Herr war er; freilich sorgte er auch zu Hause dafür, daß ihn zu viel Nachsicht nicht verderbe, und ein paar gräfliche, geheime Ohrfeigen erinnerten ihn wohlthätig, daß er doch immer nur Diener bliebe.

Sah der Herr Graf auf der Straße einen Leidenden, so war er bei ihm, holte einen Wagen, ließ ihn nach Hause bringen, beschenkte ihn u. s. w., und die Umstehenden segneten den vornehmen, reichen und edlen Grafen; ja sein Mitgefühl mit Kranken ging so weit, daß er seine Amme, die noch bei ihm war, nicht im Hause duldete, weil sein weiches Herz dabei leiden könnte.

So war der Graf von Lobedan zu dem Rufe eines edlen Mannes gekommen, und zu ihm, der ihm auch noch seine Freundschaft, sein Herz und seine Liebe zusagte, zu ihm eilte jetzt Lips. Der Graf von Lobedan war schon von Lips' Unglück unterrichtet; er mußte also im Vorzimmer etwas lange warten, bis er vorgelassen wurde.

Der Herr Graf war eben unter den Händen seines

Zahnarztes, als Lips hereintrat. Umarmung, Küße und sonstige Ausbrüche der Zärtlichkeit mußten also unterbleiben. Lips sagte ihm in englischer Sprache sein Anliegen und seine hochgräfliche Gnaden saßen da mit offenem Munde und ließen sich bequem die Zähne putzen. Nur dann und wann spülte der Herr Graf den Mund ein wenig aus und gewann ein paar Worte, wie er eben jetzt alle seine Capitalien einem Manne, der sein Feind ist, und in's Unglück gerieth, gegeben habe, wie er ihn aber beschwöre, nichts davon verlauten zu lassen u. s. w. Wenn nun Lips wieder begann, seine Lage zu schildern, spreizte der Herr Graf den Mund auf und der Zahnarzt löste den hochgräflichen Weinstein von den hochgräflichen Zähnen.

„Mein Herz blutet," sagte der Herr Graf wieder in einem Ausspülungs-Momente, „allein ich unterdrücke meinen Schmerz, Ihnen nicht helfen zu können! — Sehen Sie nach," so wendete er sich zu dem Zahnarzte, „hier ist noch ein schwarzes Pünctchen!"

Er setzte sich wieder nieder und spannte den Mund weit auf. Lips hatte dem Herrn Grafen nun genug auf den Zahn gefühlt und empfahl sich. Der Graf wollte oder that, als wollte er etwas sagen; allein das Eisen klirrte an seinen Zähnen und Lips war schon auf der Straße. Die Sonne stand leuchtend und flammend am heitern Himmel und schickte ihre Lichtstrahlen herab, und Lips nahm das Blatt:

„Wird einst die Sonn' vom Himmel gerissen!"

„Du leuchtest ewig, göttliches Licht, aber hier auf Erden ist's finster und wandelbar!" Das Blatt war in Stücken zerrissen, ein Luftstoß trug die zerrissene hochgräfliche Freundschaft wie Spreu hinweg, und Lips sah höhnend den kreiselnden Papierstückchen nach.

Sechzehntes Capitel.

Nachdem Lips noch mehrere ähnliche Versuche mit den gefühl- und freundschaftathmenden Versen und Sentenzen seines Stammbuches gemacht hatte, und immer dasselbe Resultat, wie bei den ersten fand, zog eine grimmige Ironie in sein Herz ein; er lachte zuletzt ganz kalt, und er machte nur noch zuweilen aus bloßer wehmüthiger Lust seine Freundschaft- und Blätterproben an diesem und jenem. Endlich kam er von einem Mäcen, dem er früher eine kleine Broschüre gewidmet, nach Hause. Dieser ließ ihn gar nicht in's Zimmer, sondern sprach blos durch das Schlüsselloch mit ihm, indem er ihn versicherte, daß er keinen Augenblick Zeit habe.

Lips stürmte nach Hause, ergriff sein Stammbuch, es ganz den Flammen zu übergeben, und riß den Papierumschlag, in welchem der Marequineinband eingeschlagen war, ab. Da fiel ein beständtes Blatt, welches zwischen dem Deckel und dem Umschlage lag, zur Erde.

Lips hob das unansehnliche Blatt auf und las die Worte:

„Ich habe keinen Freund und will auch keinen,
Will selber auch als Freund nicht mehr erscheinen;
Bin ich mein Freund, so g'nügt mir das allein,
So wird kein Andrer mir es jemals sein!

Theodor Franz Kräutlein,
geborner Samiel."

Kräutlein war früher ein Schulcollege von Lips gewesen, und hatte allgemein den Namen Samiel. Brandrothes Haar schien den Hut zu versengen, der keck auf demselben saß. Tiefliegende Augen sahen stechend über eine krumme Spitznase weg, und ein von Blatternarben zerrissenes Angesicht schien ein Schlachtfeld wildbewegter Leidenschaften zu sein. Dazu kam eine verwachsene Gestalt, die wie der Thurm zu Pisa ganz schief stand. Diese seine abschreckende Gestalt verschaffte ihm gleich bei seinem Eintreten in die Schule den Namen „Samiel!"

Nur wenn Kräutlein sprach, lag ein so weicher und seelenvoller Ton in dieser Stimme, es tönte so elegisch sanft, daß man oft mit geschlossenen Augen dem Tone hätte lauschen mögen.

Demungeachtet mieden ihn die Studirenden, und der Name „Samiel" war genug, um alles Böse zu bezeichnen, was in ihrem Kreise geschah. So hatte sich Samiel selbst von Allem zurückgezogen, war verschlossen und in sich gekehrt, und berechtigte dadurch noch mehr zu seinem Namen

Die Tochter eines Malers, ein einfaches, aber lieb liches Mädchen, hatte seine erste und heftigste Leiden

schaft erweckt; allein seine Gestalt konnte Gegenliebe ihm nicht gewinnen; seine Kameraden meinten, ob er seinem Schwiegervater als Modell zum Apollo vom Belvedere sitzen wolle. Fräulein riß das Bild der Geliebten aus dem Herzen, und mit diesem sein Herz und sein Wünschen und sein Streben und sein ganzes Lebensglück. Er kam sich selbst wie ein Epigramm auf die Menschheit vor, und überzog die blühende Liebe und Menschenliebe in seinem Herzen mit der Eisdecke eines kalten Hohns, mit der trock'nen Rinde einer stumpfen Gleichgiltigkeit. Sein ganzes Dasein schien ihm ein Sarkasmus des Schicksals, und so waren denn seine Worte alle getaucht in das Salzwasser des Spottes, und all' sein öffentliches Thun war ein Ausbruch von Hohn und Bitterkeit. Er belustigte sich über Liebe und Freundschaft, über Mitleid und Tugend mit einer hohnlachenden Miene, während sein Herz zerging in Wehmuth und Schmerz. Er entzog sich allen Collecten und sonstigen wohlthätigen Vereinen, indem er die härtesten, rücksichtslosesten Ausdrücke dabei ausstieß, und heimlich verwandte er einen Theil seines ungeheuren Vermögens zu Wohlthaten und milden Gaben. Die Worte selbst, die er in Lips' Stammbuch schrieb, stießen denselben so ab, daß er das Blatt nicht unter den andern, edlen, sentimentalen Freundschaftsversicherungen liegen lassen wollte, und dasselbe aus der Stiftshütte der Freundschaft in den Vorhof verbannte, indem er dasselbe zwischen Deckel und Umschlag verächtlich hineinschob. Jetzt, bei der Generalprobe seiner

Freunde, vor dem auto da fé des Stammbuches, fiel ihm das längst vergessene Blatt in die Hände, und mit Schaudern las er die Worte:

„Ich habe keinen Freund und will auch keinen,
Will selber auch als Freund nicht mehr erscheinen;
Bin ich mein Freund, so g'nügt mir das allein,
So wird kein Andrer mir es jemals sein!"

„Ja wohl, Samiel hat recht!" rief er aus. „Du, Samiel, ersparst mir wenigstens den Weg zu Dir hin!"

Er nahm das Papier, um es in die Flamme zu werfen, da pochte es lärmend an seine Thür.

Siebenzehntes Capitel.

„Herein!" rief Lips, und wer malt sein Erstaunen, als Kräutlein Samiel in das Zimmer trat.

„Du bist wohl ein Feuerwerker geworden?" sprach Kräutlein, als er ihn unter brennenden Papieren fand. Lips fand keine Antwort.

„So?" fragte Kräutlein weiter, indem er sah, daß die Blätter des Stammbuches nach und nach in die Flammen gewandert waren, und eben der letzte Transport denselben Weg machen sollte. „So? Du lassest Deine Freunde in Effigie durch das Fegefeuer wandern? und ich? welches ist mein Los? bin ich schon Asche, oder sollte ich erst noch den Flammentod bestehen? und wirst Du Dich selbst nicht auch, wie die indischen Witwen, mit auf dem Holzstoße verbrennen?"

Lips schwieg noch immer. Kräutlein trat näher heran, und besah das Blatt, welches soeben den Flammengang machen sollte, und sah, daß es sein Blatt war!

„Es schmerzt nicht!" rief er wie Arria aus, zündete das Papier an, und hielt es sich unter die Nase.

Lips war unwillig, und fragte kalt: „Herr Kräutlein, wie komm' ich zu der Ehre?"

„Ehre? ja wohl! Samiels Ehrensprung! Sieh, Freund Lips, Du hast in Deiner traurigen Lage zu allen Deinen Freunden Zuflucht genommen, und sie thaten blos, als ob Du genieset hättest, und sagten: „Helf Gott!" Hättest Du Dich einmal um Mitternacht auf dem Kreuzwege zwischen den zwei Straßen am *** Markte gestellt, und ausgerufen: „Samiel hilf!" wer weiß, ob nicht ein hilfreicher Dämon aus der Erde herausgesprungen wäre."

Lips sah ihn verlegen mit einem Seitenblick an, und er fuhr fort:

„Freilich meint man, rothes Haar, und ein Höcker, und ein stechender Blick sind Warnungstafeln, und sagen so viel, als: „Hier klopfet nicht an, denn Euch wird nicht aufgethan." Aber es könnte doch Fälle geben, wo das rothe Haar der würdige Scharlach und Purpur ist, den eine königliche Gesinnung trägt; wo ein Höcker nichts ist, als das Spargelglas, über ein zu zartes und empfindsames Herz gestürzt, und wo ein stechender Blick nichts ist, als die Staarnadel, die Blindheit ungläubiger Herzen zu stechen und zu tilgen!"

Lips, den die elegische Stimme Kräutleins, welche mit seinen halb ironischen, halb wehmüthigen Worten seltsam contrastirte, ergriff, blickte zu ihm auf, und Kräutlein faßte seine Hand, und sagte:

„Samiel bietet Dir Hilfe und Rettung. Du brauchst nicht einmal den linken Arm aufzuschlitzen, und mit Deinem Herzblute Dich mir zu verschreiben. Schlag ein! schlag ein!“

Er hielt seine Hand hin.

Lips zögerte.

„Wer ist nunmehr Samiel?“ rief Kräutlein, „Du blondgelockter, schlanker Jüngling, der Herz und Gut und Blut eines ehrlichen Kerls verschmäht, und ihm kalt den Dolch der Verachtung in das Herz stößt, oder der rothhaarige und verwachsene Stiefsohn der Natur, der sein Alles und sein Ich mit dem Freunde theilen will zur Stunde der Noth. Sprich, sprich, Samiel!“

Lips faßte halb krampfhaft, halb erschüttert Kräutleins Hand.

„So!“ sagte Kräutlein, indem er ihn an seine Brust zog, „nun bist Du mein; nun aber verlasse auch diese Stadt, in der Du unter allen Deinen Freunden kaum einen Samiel fandest. Komm' auf meine Besitzungen in den gesegneten Gefilden der Steiermark, und lebe, unter welchem Titel Du willst, als Dirigent, als Aufseher, als was Du willst, bei und mit mir.“

Achtzehntes Capitel.

Lips folgte mechanisch dem ihn sanft fortziehenden Fräulein, und dieser führte ihn hinauf in das Dachstübchen, in welchem Elodie in stiller harrender Liebe hinter den Fensterblumen saß, und mit der Welt der großen vollen Liebe in sich die große Welt um sich vergaß, und an weiter nichts dachte, als an ihren Lips, und in nichts weiter hinaussah, als in die Wüste ihrer Hoffnungslosigkeit, und sich an nichts labte, als an dem süßen Salze ihrer stillfließenden Zähren.

O, wer kennt Dich nicht, süßes Weh des Weinens! wer hat nicht schon Deine Wollust gekostet, heimlich vergossene Thräne! Du bist die Gefährtin der Liebe, die Gespielin der höchsten Freude, die Trösterin des Kummers, der Arzt des Schmerzes, die Dolmetscherin des Mitleids, die Botin der Wehmuth und die geheime Ohrenbeichte stiller Entsagung!

Du bist die Zwillingsschwester der Liebe, mit ihr geboren in der feuchten Perlmuschel des Auges; darum, o süße Thräne, spiegelt die Flamme der Liebe sich so gerne ab in dem reinen Thautropfen der Zähre. Darum trinket die rinnende Thräne so gern hinweg den Kummer der Liebe, darum wird die Liebe aufgezogen in und durch die bittere und süße Thräne, und darum erblüht die Thräne so gerne im Auge wie ein Schneeglöckchen, als Vorbote der schönen, erwachenden Liebe, und darum zittert sie nach ihrem Tode als Trauerperle ihr nach

Eine Thräne aber der sanftesten Duldung, der resignirenden Hingebung in das unerbittliche Geschick, stand in Elodiens sanften Augen, als Kräutlein herein-trat und mit ihm Lips. „Da habt Ihr Euch!" sagte Kräutlein, und führte Lips zu Elodien, die erstaunt und fragend die beiden Freunde ansah.

„Hier," sagte Lips, „ist ein Freund mir erstanden, ein wahrhafter, wie ein Phönix aus der Asche aller meiner anderen Freunde. Ich habe ihn verkannt, allein die Goldprobe der Freundschaft: „der Augenblick der Noth" hat ihn bewährt. Auf seinen Gütern will ich Dir, ihm und der Natur leben, und diesem Trifolium mein ganzes Leben weihen!"

Mit hochaufschlagendem Herzen hörte Elodie diese Worte, auf ihrem Antlitze erblühte und erglühte ein Morgenhimmel voll Hoffnungsrosen und Liebespurpur, und in ihren Augen leuchtete die Vorfeier heiliger Feste, und ihr ganzes Wesen erbebte in einer süßen Ahnung. Sie sank in Lips' Arme, und die Engel der reinen Liebe, der Unschuld und der Tugend sahen mit Wohlgefallen auf den Bund zweier tugendhaften Wesen, durch das heiligste Gefühl vereint.

Die Gastronomie der Juden,

oder:

Vogl's Garküche.

Eine Jugend-Erinnerung

„Bei „Vogl" friß oder stirb!"

Wir Wiener Journalisten reden über Alles viel und sagen über nichts etwas. Die Wiener Journalisten und die Enten sagen: „Man kann nicht wissen, von was man fett wird!" Die Wiener Journalisten, weil sie eigentlich von nichts sprechen, tratschen sie über Alles. Wie erhaben groß ist es, wenn sie im süßen Glückestaumel und in dem göttlichen Selbstbewußtsein ihres Besitzes und ihres Reichthums mit vollen Händen hineingreifen in ihre Schätze, und sie dem armen Lesevolk in Hülle und Fülle auswerfen — wenn sie mit verschwenderischer Ausgabe ihren Lesern mittheilen von ihrem Segen, wenn sie ihnen heute erzählen: „Vielczizky ist angekommen," und morgen: „In Döbling blüht der Weizen," — wenn sie jetzt mit der höchsten Begeisterung ausrufen: „Wie steht's mit den Dreschten?" und dann der erstaunten Welt erzählen: „Constanze

spielt Clavier!" — Wenn sie unerschöpflich sind in der Nachricht: „Kuppelwiser wird Regisseur in der Josephstadt," und wenn sich ihre Suade erneut bei dem Ausrufe: „Strauß Sohn spielt beim Dommayer," wenn sie in langen Nachtwachen ihren Nervensaft verschwenden, um dem ohrenstutzenden Publicum tagtäglich mitzutheilen die menschenbeglückende Kunde: „Hembich baut auf dem Wasserglacis" — „Mad. Seeburg in Salzburg wurde von Kottaun in Oedenburg gewonnen" — „Herr Vincent studirt den Jago im „Othello" — „Die goldene Birn ist wieder eröffnet" — „Pemeißl schwimmt nach Preßburg u. s. w." — ist sich noch zu verwundern, wenn bei solchem aus lauter Ueberfluß entstehenden Muthwillen der „Humorist" seine schönste Laune anzieht, und seinen Lesern mit eben so viel Humor als Grazie mittheilt: „Fräul. Tonner tritt als Adalgisa auf" — eine Ziege ist gefallen und hat ein Bein gebrochen" — „Theaterdirector Hensel ist angekommen" und andere Jean-Paul'sche Humor-Wetterleuchtereien?! So gerade vom Hafer des Reichthums gestochen kündigte ein Journal dieser Tage auch das „israelitische Gasthaus des Herrn Vogl" an. Vogl's israelitisches Speisehaus am „Küß' den Pfennig" wird ungemein gelobt und empfohlen, so daß man Lust bekömmt, zu rufen: „Dahin, dahin möcht' ich zieh'n!"

Bei dieser Gelegenheit erwachte die Jugend-Erinnerung meines Magens; denn der Magen des Menschen hat mehr Gedächtniß als das Herz! Das Gedächtniß

des Herzens heißt: „Dankbarkeit", das Gedächtniß des Magens heißt: „Gelüste!" Ich bekam ein Gelüste nach den „Fleischtöpfen Egyptens", und in meinem Magen wurden Träume wach von „Schalet" und „Kugel" und die Sehnsucht nach „Ganef" und „Belek" und nach andern Delikatessen, die mit babylonischer Harfenbegleitung und mit dem Dufte des Jerusalemitischen Oleander genannt: Knoblauch, durchzogen, genessen, eine Idee geben, durch welche Zaubermittel König Salomon die schöne Königin Saba an sich zog!

Lucullus hat's in der Gastronomie weit getrieben, Pompejus war auch kein Hund und bezahlte dem M. Aufidius Lucro, der das Mästen der Pfauen erfand, 60,000 Sesterzien; Apicius erfand die Kunst, Schweine mit Feigen zu mästen; Vitellius war der Erste, der Nachtigallenzungen zu Pasteten aß; er bezahlte eine einzige schwedische Nachtigall mit 2000 Sesterzien; er hätte alle Tage eine Lind pachten können; allein alle diese Koch- und Freßvirtuosen haben keine Idee von dem Hautgout, von der eigenthümlichen Pikanterie der „jüdischen Küche!" Protector Cromwell speis'te einst bei dem berühmten „Manassa Ben Israel", und gestand, daß er nie so »delightful« gegessen habe! »Delightful« gegegessen! Da muß Knoblauch dabei gewesen sein!

Wenn ich hier einige der besten „jüdischen Leibgerichte" beschreibe, besonders jene Gerichte, die am Schabbes jenen Gang der Tafel bilden, die man bei den Römern »mensæ secundæ« hieß, so werden mich

freilich blos die „Stockjuden" verstehen, und für die ist dieser Artikel auch nur geschrieben, denn ich, ich liebe sie die „Stockjuden". Man versteh' mich aber recht, ich meine: wenn ich zu wählen haben würde zwischen den alten Juden und den modernen Juden, so wählte ich die alten Juden, denn das sind die „Stockjuden", die modernen Juden aber sind die „Staberljuden".

Ein alter „Stockjude" ist ein ehrlicher Kerl, der sagt steif und gerade: „Ich bin ein Jude!" Man kann sich im Nothfalle auf einen solchen „Stockjuden" stützen; er ist ein steifer, fester Kerl! Allein die modernen Juden sind „Staberljuden", die biegen und schmiegen sich; wenn's ihnen auf dieser Seite nicht behagt, so biegen sie sich auf die andere Seite; ist ihnen da etwas unbequem, biegen sie sich wieder auf die andere Seite! Ich liebe Alles, was „Stock", das heißt „recht" ist. Stockjude, Stockchrist, Stocktürke u. s. w., das heißt recht Jude, recht Christ, recht Türke; aber was man nicht Stock, sondern nur „Staberl" ist, das ist man nicht recht, folglich noch schlimmer als gar nicht! Also zurück zu meinem „Stockjuden" und zu ihrer Stockküche.

Die neuaufgeklärte Zeit hat schon viele Concessionen gemacht; so findet man schon Speisezettel, welche den Artikel führen:

„Braune Karpfen mit Juden-Sauce",

oder geradezu: „Judenfische". Ja, diese „Judenfische" wohnen sogar in einer und derselben Rubrik, wo „Forellen", „Lachs" u. s. w. wohnen, ein großer Fortschritt!

Allein diese „Judenfische" sind nur „Formulare" der echten „Judenfische", es sind falsche, nachgedruckte „Judenfische".

Die „sauern Judenfische" sind weltberühmt. Ich habe einmal in München ein

„saures Judenfisch-Diner"

gegeben; da war Gutzkow dabei, Spindler, Lewald, Feldmann, Eßlair, Urban, Herrmann, Oettinger u. s. w.; ich setzte ihnen eine Schüssel „saure Judenfisch-Köpfe" vor und hielt dabei ungefähr folgenden speech:

„Meine Herren! Ich habe Sie Alle auf einen „sauern Judenfisch-Kopf" zu mir gebeten, Sie haben sich zu diesem tête-à-tête eingefunden, und wir wollen uns über Kopf und Hals an die Arbeit machen. Allein vorerst erlauben Sie mir, Ihnen eine kleine Rede zu halten, wie es bei Fischen üblich ist. Die Juden und die Fische haben eine große Sympathie für einander. Die Juden essen gern Fische und die Fische essen gern Juden, wie wir von dem berühmten Fisch wissen, der einen ganzen Juden mit Haut und Haar zum déjeuner à la fourchette genossen hat. Freilich hat er ihn wieder unbeschädigt zurückerstattet. Allein das war deshalb, weil's ein „Hantiger" war! Weil die Juden wissen, daß die Fische gern Juden essen, fürchten sie auch das Wasser so sehr. Die Juden lieben aber die Fische deshalb so sehr, weil, als sie durch's rothe Meer wollten, die Fische plötzlich alle anfingen, so viel Wasser zu schlucken, daß die Juden trocken durchgehen konnten, und als dann

Pharao kam, strömten die Fische alle das Wasser wieder sämmtlich aus und ersäuften die Verfolgenden.

Darum laden die Juden aus Dankbarkeit an jedem Sabbath und Feiertag die Fische zu Gaste. Die Juden sind aber schon selbst so oft blos deshalb zu Gaste geladen worden, um „geschuppt" zu werden, daß sie's mit ihren Gästen, den Fischen, auch so machen, sie schuppen, ihnen die Eingeweide herausnehmen und dann zum Fressen lieb haben! Sehen Sie, meine Herren, das sind ausgezeichnete gute „Judenfisch-K.pfe!" Denn was ist das Kennzeichen eines „guten Kopfes"? Sich das Leben süß machen, selbst in einer „sauren Sauce!" Da muß man die saure Sauce süß machen durch Rosinen, Korinthen, süße Mandeln, Nüsse, etwas Sellerie und Lebzelten; das heißt man: die „saure Sauce bestechen, daß sie nicht gar zu bitter ist!" Und dadurch befinden sich die „Judenfisch-Köpfe" recht schmackhaft und einladend!

Hier also, meine Herren, greifen Sie zu, Kopf für Kopf; die eingemachten Köpfe sehen die ausgemachten Köpfe an und Beide sagen sich gegenseitig: „Wenn solche Köpfe feiern, welch' ein Verlust für mein Jahrhundert!"

Wohlan, hier sind Fisch und Juden-Sauce, hier sind Juden mit Fisch-Sauce; wer zaget noch? Ah! »you are a Fishmonger?« sagt Hamlet: Am Ende ist ja jeder Mensch ein »Fishmonger«, ein Fischhändler, er angelt das ganze Jahr und wirft Netze aus, und hat am Ende nichts feil als faule Fische. Also laßt uns

fischen, laßt uns saure Fische fischen und laßt uns dabei daran denken: Wer Unglück haben soll, der schluckt in einer Gansleber eine Gräte und erstickt; wer aber Glück hat, dem schadet selbst ein guter Judenkopf nichts. Also auf an die Kopfarbeit!!"

Ad vocem „Fische", mag hier bemerkt werden, daß die Sage von dem Ringe und dem Fische („der Ring des Polykrates"), schon im Talmud erwähnt wird und zwar im »Midrasch Tanchumin« unter dem Namen »Doge demalche«. Es ist derselbe Fall mit dem Stoffe zur „Bürgschaft", die sich in der Handschrift von Midrasch von »Koheleth« fand, die der Rabbi Menachem Consaro besaß. Auch die alte Grundsage der „Weiber von Weinsberg" wird von »Midrasch Schir haschirim Raba's« erzählt. Ja noch mehr, die Proceßgeschichte des geliehenen Geldes, das sich in einem Sacke befand, in „Don Quixote" (siebenter Theil) steht im Talmud, in »Nedorim«, wo diese Geschichte unter dem Titel »Kanna debe Rabbe« zu finden ist.

Die sauern Judenfische sind aber nur die Prolegomana einer jüdischen Tafel. Wir lassen hier die aphoristische Beschreibung einiger jüdischen Nationalspeisen folgen. Nationalspeisen! Jedoch um sie zu begreifen, muß man ein Gelehrter sein; um sie zu beschreiben, ein Genie; um sie mit Weihe zu genießen, ein Jude; aber um sie zu würdigen — ein Piesammet!

Wo fangen wir an? Welche der Blumen, die meinem Gedächtnisse entblühen, pflücke ich zuerst für

das „Paradeisgärtlein" der Beschreibung? Du holdes Veilchen im Thale Jeschurun, Du komm zuerst, Du im Geheimen duftendes, Du

„Scholet-Ei".

Was ist ein „Scholet-Ei?" Es ist das Ei des Columbus; wenn man's weiß, ist's nichts, aber bis es der menschliche Geist wie einen Blitzstrahl gebar!!

Ein „Scholet-Ei" ist die Ouverture des „Schabbas-Essens", man nimmt einen Topf, einen Topf tout simple, in diesen Topf thut man Asche, Asche tout simple, in diese Asche steckt man nach Belieben eine Anzahl Eier. Dann gibt man auf den Topf einen Deckel und verschließt diesen Deckel hermetisch; in Ermangelung des Hermetisch nimmt man weichen Teig und verklebt die Lichtgänge zwischen Deckel und Topf, so daß die Eier eben so wenig Luft und Licht haben wie — wie — ein, z. B., nun es fällt mir gerade kein „zum Beispiel" ein, — beispiellos! — Wenn nun diese Eier in jener Asche im besagten Topfe sich so wohl befinden, wie man in ähnlichen Umständen sein kann, wird der Topf mit der Asche Freitag Abends in den Backofen gesetzt und bleibt bis Samstag Mittag; Samstag Mittag, wenn der allgemeine Schabbasofen, in welchem alle Gerichte schon Freitag festgesetzt werden, geöffnet wird, nimmt man den Topf aus dem Ofen, die Asche aus dem Topf und das Ei aus der Asche, und das ist dann ein

„Scholet-Ei!"

Dieses „Scholet-Ei" ist nicht nur klüger, sondern

auch besser als die Henne! Es ist ein Phönix aus der Asche! Die äußere Hülle sinnigbraun; wenn man die irdische Schale ablös't, so geht die Seele, das „Scholet-Ei", hervor, wie ein Bräutigam aus dem Brautgezelte »brillant et radieux!« Das innere Ei ist dann ein geläutertes, ein den schwereren Stoffen entledigtes Ei; es ist gedankenbräunlich und weisheitsrunzlig; es ist in sich concentrirt, es hat für sich eine lange und gute Erfahrung, es ist ihm nur die Essenz seines Daseins geblieben; es ist das Ei des Eies, es ist der Gedanke des Eies in seinem Huhnwerden erwischt, in flagranti gebraten und gegessen. Gewöhnlich wird das Ei ganz klein, wenigstens um die Hälfte kleiner als es sonst gesotten ist. Das Phlegma ist beim Teufel und das reine Ei, schlichte Ei, das nur sein Ich besitzt, ist geblieben. Dieses „Scholet-Ei" schmeckt gerade so wie ein Triller von Olle. Lind, oder noch besser, wie eine Pirouette der Elßler; wer diesen Triller und Pirouette gegessen hat, der weiß nun genau, was ein „Scholet-Ei" für einen Geschmack hat.

Wie gleich nach dem Ei die Henne kommt, so kömmt gleich nach dem „Scholet-Ei" das eigentliche

„Scholet".

Heine und Börne schreiben „Schalet", ich weiß nicht, worauf sie ihre Schreibart stützen, — ich schreibe „Scholet!" Vielleicht haben Heine und Börne „Ah!" ausgerufen, wenn sie's gegessen haben, und schreiben deshalb „Schalet", ich rufe: „O!" aus, wenn ich es esse, und schreibe „Scholet".

Scholet ist die Verbindung des Classischen mit dem Romantischen, man nimmt nämlich classische Graupen mit romantischen Erbsen, mischt sie unter einander, wie Tieck und Franz Horn Shakespeare und sich mischen; dann gibt man dem Ganzen einen realen Durchmesser aus „Darreflasch" (geselchtes Rindfleisch), gibt es Freitag ebenfalls in den „allgemeinen Ofen", natürlich mit Fett und etwas Odeur de Knoblauch darunter, und läßt bis Samstag Mittag die Romantik und die Classik amalgamiren, von dem realen „Darreflasch" die Grundsätze einsaugen und so zu einem eigenen Systeme werden, und dieses System heißt „Scholet". Um es mit Erfolg zu genießen, muß man sich befreit haben von allen Vorurtheilen, man muß den Magen emancipirt haben; die Zunge darf keinen Judenhaß besitzen und der Gaumen muß auf der „Zinne der Zeit" und „auf der Warte der Cultur" stehen. Der Deutsche hat seinen Pumpernickl, der Engländer seinen Pudding, der Italiener seinen Makkaroni, der Jude hat sein „Scholet". Es ist wie das Schicksal des Juden, nicht gekocht und nicht gebraten, hat im Kochbuch nicht Bürgerrecht und ist mit andern Speisen nicht zünftig, vom Schicksale wie die „Graupen" gerollt, wie die Erbsen von jedem Wurme angenagt, wie „Darreflasch" im Rauchfange des Zeitgeistes in die Luft gehängt, und im Ganzen doch nicht übel, doch fett und ausgiebig und rührend! Schiller hat vielleicht „Scholet" gegessen, als er schrieb:

„Der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor!"

Nach dem „Scholet“ kommt an Rang, Gehalt, Stand und Reichthum sogleich

„die Kugel“.

Das ist eine Mehlspeise, die, weil der Sphäroide die vollkommenste Gestalt ist, die runde Gestalt, die Kugelgestalt angenommen. Man hat früher den Schlachtenmuth der Jakobskinder in Zweifel gezogen und gesagt, sie fürchteten die Kugeln; deshalb üben sie sich jeden Sabbath darin, der Kugel mit Ruhe und Muth entgegen zu sehen. Die Ingredienz einer solchen Kugel ist „Mehl und Schmalz“ und ein „drittes“ ein unnennbares Etwas, welches wahrscheinlich im „allgemeinen Ofen“ erzeugt wird und in die „Kugel“ eindringt, ein Natrum, ein Alkohol, ein phosphorsaures Salz oder dergleichen; ja, es wird wohl „phosphorsaures Salz“ sein, denn phosphorsaures Salz ist ökonomisch, das ist das Einzige, was die Menschen in den Knochen noch mit in's Grab nehmen! Auf der „Kugel“ muß aber ein Stück beinloses, fettes Fleisch liegen, zum Beweise, daß kein phosphorsaurer Kalk entwickelt wird, denn wenn es gar keinen phosphorsauren Kalk gäbe, so hätten die Ochsen blos Fleisch und gar keine Knochen, das wäre etwas für die Fleischhauer.

Man sieht, daß ich die „Kugel“ vom naturhistorischen Gesichtspuncte aus betrachte, daher ein „Naturforscher“ bin, wenn ich auch nicht in „Oedenburg“ war; in Oedenburg, wo bei der letzten Naturforscherversammlung ein verehrliches Mitglied die Schriftsteller Bez und

Saphir citirte, die sich über den Appetit der Naturforscher lustig gemacht haben sollen. Der verehrte Redner war aber selbst humoristisch und nahm's von der humoristischen Seite, und so war's auch gemeint, wenigstens kann ich das von Bez versichern, für den Saphir kann ich nicht gutstehen! Also, die nächste Naturforscheruntersuchung wäre für die „Kugel", wenn ihnen anders das Ding nicht zu rund ist!

Ein Bastard von „Scholet" und „Kugel" ist
„der Ganef!"

Ein Ganef!! Das ist die veredelte „Kugel" mit dem Aroma des Scholets vereinigt! Die „Kugel" als Epos!

Die Wortbedeutung von „Ganef" ist: „ein Dieb!" Diese Speise heißt „Ganef", weil sie in Gestalt einer rohen Teigmasse in die Mitte von Reis, Bohnen, Gansbrust, Gansleber und andern Delicatessen gelegt, mit ihnen vierundzwanzig Stunden bei verschlossenem Topfe eingesperrt wird und diese Zeit dazu anwendet, all' das Fett, all' die Wohlgerüche, all' den Geschmack der andern Dinge zu stehlen, sich eigen zu machen, und dann als umgewandelter Mensch, mit all' den fremden Eigenschaften begabt, als ein „Herz-Ganef" aus dem Topfe in das Leben zu treten. Um einen „Ganef" essen und verdauen zu können, dazu gehört der Magen eines Juden, der in der Jugend ein Russe war, dann in der Türkei mit Rosenöl handelte, und der dann sechs Wochen lang in Berlin eingeladen war, dieser kann am siebenten Tage einen „Ganef" essen!

Gleich nach dem „Ganef“ kommt das griechische Epigramm der jüdischen Küche, ein

„gefüllt Hälsel“.

Es ist dies der Hals einer Gans, das heißt, die Halshaut derselben mit Gries und Mehl und verschiedenen andern Deliciösen gefüllt, an beiden Seiten zugenäht und dann im eigenen Fett erstickt. Als Lord Byron seine »Hebrew Melodies« schrieb, aß er vierzehn Tage lang nichts als „gefülltes Hälsel“, denn dabei hört man die Cypressen Babylons flüstern, dabei rauschen die klagenden Fluthen des Jordan, die Trauerharfen Ziens ertönen von der Klage der Verbannten, deren Hals vom Joch nicht gelüftet ist, und deren gries-„gefülltes Hälsel“ vom abschlachtenden Messer noch wund ist.

Dann als dritter Gang der Nationaltafel kommen die zusammengesetzten Speisen, der „Dicht mit Reis“, das „besteckte Belek“, „Gänsekreeß mit Penetzlich“ u. s. w., das sind die Entreactes, die Inexpressibles, die Unübersetzlichen, die Unerklärlichen, ihr Reiz liegt in ihrem Geheimnisse, ihr Geheimniß liegt in einem Zauber, ihr Zauber liegt in einem »je ne sais quoi«, ihr »je ne sais quoi« aber besteht in einem »je sais très bien quoi«, dieses »quoi« heißt auf englisch »garlic«, auf italienisch »aglio«, auf französisch »ail«, auf deutsch aber — o, auf deutsch! „Darf ich's der keuschen Sonne nennen, und mich vernichtet nicht die Scham? Auf deutsch heißt es Knoblauch!“

Wie? sagte ich: Knoblauch? O nein, it is not the nightingale! „Es ist nicht Knoblauch," es ist „Läuchel", „Ramthonwurzel", „Saftkraut", „Salsekraut", „Hermsel" u. s. w., Alles, nur nicht „Knoblauch!"

O verleumdetes Geschlecht der Lauche, wie wirst Du verkannt! Jede Kunst hat ihre sinnliche Seite, auch die jüdische Kochkunst, und diese ihre sinnliche Seite heißt: „auch" immer „auch", d. h. Aschl=auch — Knobl=auch — Schnittl=auch — und ist es mehr als Vorurtheil!? Der Laurus nobilis hat Schusterlederblätter und man krönt Poeten damit, „Knoblauch" aber hat Duft und Geschmack und eine offene Blumenkrone, und David speis'te ihn, ehe er die Harfe schlug, und Deborah speis'te ihn, ehe sie die begeisterten Lieder sang, und Homer reis'te nie ohne denselben, und wir, und wir, o wir Blasirten, wir stinken von Patschouly und Moschus, und den reinen Natur=Odeur verachten wir! Allein:

„Der Eine betracht's,
Der Zweite verlacht's,
Der Dritte veracht's,
Der Vierte pacht's,
Was macht's?!"

Der große Sänger, der viel Zwiebel und Knoblauch aß, sagte doch: „Alles ist eitel!"

Wenn Herr Vogl, der Gott, der die hungrigen Juden speis't, der »restaurant du peuple élu«, diese meine gastronomische Abhandlung liest, wird er hoffentlich gerührt sein, er wird einmal bei Gelegenheit eine

feurige „Kugel“ in das Bureau des „Humoristen“ schleudern, und wird seinen Fischen sagen: „Geht hin zu ihm und sprecht für mich!“

Der Leser wird dann einsehen, daß ein „Genie“ ein Wesen ist, das sich aus einem Vogl „Mehlspeis“ und „Fisch“ herausschreiben kann! Sela!

Gratulations-Schreiben an meine Freundin Sara Levi zum Tode ihres einzigen 12jährigen Sohnes.

(1832.)

Der Gott Ihrer Väter, derselbe Gott der Gnade und der ewigen Liebe, der das Kreuz und den Halbmond, die Synagoge, die Kirche, die Moschee und die Götzentempel mit seiner allwaltenden Barmherzigkeit überstrahlet; der Gott Ihrer Väter, welcher in seiner Göttlichkeit waltet in der Liebe der Mutter zum Sohne, so am Kreuze wie an der Bundeslade, so beim Koran wie beim Fetisch; der Gott Ihrer Väter, der Gott unserer Väter, der Gott aller Menschen, die Licht trinken aus seiner Sonne, die Luft athmen aus seinem Odem, die Gnade saugen aus seiner Barmherzigkeit und die ein ewiges Leben hoffen von seiner Weisheit, der alleinige Gott hat den Friedensengel geschickt in Ihre Stube und mit dem Kuße des Friedens abholen lassen Ihren einzigen Sohn, um ihn zu seinen Vätern einsammeln zu lassen, die ruhen im Schatten des Herrn! Der Name des Herrn sei gelobt! Gewiß, meine theure, meine fromme Sara, Sie haben sich der Freude dieses Todes nicht zu sehr hingegeben, nicht mit mehr Freude,

als es dem Herzen einer Frommen geziemt. Freilich muß es einer jüdischen Mutter eine herzinnige Freude sein, wenn der Tod ihren Sohn frühzeitig eines natürlichen Todes sterben läßt, bevor er durch sein Leben hindurch mehrere bürgerliche, statistische, politische und conventionelle Tode sterben muß! Ihr Sohn ist auf einmal gestorben, wie vielmal hätte er einmal sterben müssen, wenn Sie das Unglück gehabt hätten, ihn groß zu ziehen und zu einem brauchbaren Menschen heranbilden zu wollen! Was hätten Sie, zärtliche Mutter, aus Ihrem Sohne machen können? Hätten Sie ihn zum Bürger erzogen, so hätte Ihnen der Geist der jetzigen Christenliebe entgegen gerufen: Ein Jud darf kein Bürger sein! Hätten Sie ihn zum Handwerk erzogen, so hätte derselbe Geist entgegen gerufen: Ein Jud darf kein Handwerker sein! Hätten Sie ihn zum Staatsmann erzogen, so hätte derselbe Geist Ihnen entgegen gerufen: Ein Jude darf kein Staatsmann sein! Hätten Sie ihn zum Advocaten erzogen, so hätte Ihnen derselbe Geist entgegen gerufen: Ein Jude darf kein Advocat sein! Hätten Sie ihn blos zum Menschen erzogen, so hätte Ihnen derselbe Geist entgegen gerufen: Ein Jude darf kein Mensch sein! Hätten Sie ihn zum Juden erzogen, so hätte Ihnen derselbe Geist entgegen gerufen: Ein Jude darf kein Jude sein! Ja hätten Sie ihn sogar zum Christen erzogen, so hätte Ihnen derselbe Geist entgegen gerufen: Ein Jude soll kein Christ sein!

Welchen Schmerz hätten Sie, meine fromme Sara,

nicht gehabt, ein geliebtes Wesen groß erzogen zu haben, das weder Jud noch Christ, noch Mensch noch Bürger sein dürfte. Sehen Sie, nun ist er todt, und lebt in einem Reiche, wo weder Charte, noch Constitution, noch Monarchie ist, und dennoch ist er Bürger der allerbesten Welt, und das Oberhaus der gütigen Vorsehung hat ihn emancipirt zum ewigen Lichte, und er sitzt im Parlamente aller Verklärten, trotz dem, daß der Minister Peel befürchtet, Rothschild könnte auf der Parlamentsbank sitzen und »vabanque!« rufen. Denn so wahr, daß kein Haar fällt vom Haupte des mächtigsten Kaisers und kein Haar vom Haupte des allerletzten Hausirerjudens, ohne daß es der Vater im Himmel so wolle, so wahr wird die erhabene Zeit einherrollen und ihr mächtiger Wagenlenker: der Zeitgeist, wird ihn vorwärts treiben und unter seinen umtreibenden Rädern werden zerknistern alle Peel-Motionen, alle Censur- und alle Juden-Edicte, alle Jesuiten-Congregationen und selbst die Juden-Bevölkerungs-Plombe der freien Reichsstadt Frankfurt a. M.! Sie haben ein feines Ohr, die großen Aufklärungs-Häupter! die aber alle noch einen kleinen Hep-hep-Teufel im Busen liebend hegen, und sie hören den Wagen rasseln auf den Höhen der Menschheit, auf denen das Morgenroth der Zukunft schon leuchtet, und sie bücken sich geschmeidig, nicht in Liebe, sondern in Furcht. Aber bis der Wagen angelangt sein wird, meine theure Freundin, hätte das Leben Ihres Sohnes tausendfach geendet an den glatten Dolchstichen unserer Auf-

klärung, die wie eine eiserne Jungfrau des Tyrannen Nabis ihre Arme öffnet, um ihre Opfer zu erdolchen! Hätten Sie Ihren Sohn verheirathen wollen, so hätten Sie warten müssen, bis Einer von Ihnen so gefällig ist zu sterben, und nur die Leichenfackel Ihres Glaubensgenossen hätte ihm zur Hochzeitsfackel dienen können! Nicht wahr, meine gute Sara, wir leben in einem erleuchteten Jahrhundert! Die Türken sind bezwungen, die Algierer werden bekämpft von denen, die noch allgieriger sind, als die Algierer; und vielleicht rüsten die nordamerikanischen Staaten bald eine Expedition aus, um gegen die europäische Aufklärung zu kreuzen!

Ihr glücklicher Sohn aber braucht diese zweifelhafte Expedition nicht abzuwarten, er ist glücklich gestorben, bevor er gestorben wurde; Friede seiner Asche, Friede dem Gemüthe seiner Mutter! Wollen Sie aber die große Leidensgeschichte, die ihn im Leben erwartet hätte, auf seinen Leichenstein setzen, so setzen Sie die gewichtigen Worte hin:

Er aß kein Schweinefleisch!

Csákány und Tambura,

oder:

Die geistige Abendmusik.

(Eine ungarische Novelle.)

Die Wipfel der hohen Bäume des Moorer Waldes brannten und glühten an ihren Spitzen im Purpurrothe der Abendsonne, große Schatten lagerten sich wie Riesenschlangen um die fortlaufenden Wurzelranken der hundertjährigen Stämme, und die Vögelstimmen wurden immer seltener und einzelner, als ich aus dem Walde heraus in die Ebene trat, in welcher Moor, ein kleiner artiger Marktflecken, in feierlicher Abendruhe lag. Die Erde schien noch von dem Flammenkusse des Tages erglüht, sich nach der Kühle des Abends zu sehnen, und sank, wie aus einer zärtlichen Umarmung, matt in die schattigen Arme des Abends.

Links lag der Csókaberg, auf den Bäumen am Gipfel des Berges eilte der Lichttritt des entschwindenden Tages hin, daß sie sich schauerlich bückten, und wie geläutert in Goldschimmer leise wogten.

Ich bog links ab, und schritt am Fuße des Berges, welcher von dem fruchtbaren Traubenmantel der Wein=

gärten halb überdeckt war, rasch vorwärts; von ferne trieb der Schäfer seine Heerde heim, und eine Schaar Schnitterinnen, in lieblicher Landestracht zogen munter schäkernd vorüber.

Am Ende des Berges, dort wo bei dem Dorfe Csóka der Berg eine Schlucht bildet, und die Ruinen des Schlosses Csókakev mahnend an die verfallene Größe der Zeit, bedeutsam düster in's Thal herunterschaut, liegen einige kleine Häuschen in Tannen und Linden versteckt.

An einem dieser Häuschen war eine Stange ausgesteckt mit grünen und rothen Bändern und einem Reiserkranz, ein Zeichen, daß hier ein Gast- oder Wirthshaus sei, und vor dem roth angestrichenen Häuschen tummelte sich eine rüstige Dirne herum, der Kleidung und den schlicht aufgewickelten Zöpfen nach zu schließen, die Fogádós Leáni (die Kellnerin).

Das Häuschen lag so freundlich da, man hatte zugleich die Ansicht des Berges und des Thales von der Hausflur, und ich beschloß, da einzukehren.

Jutká, die flinke Kellnerin, mit zwei schwarzen Nationalaugen und jenem tiefrothen Teint, die die panonische Sonne ihren Töchtern gibt, sprang mir mit einem freundlichen Gruße entgegen, nahm mir mein kleines Felleisen ab, trug es sammt Mantel und Stock hinein in's Zimmer, und ich ließ mir ein Glas guten Moorer-Wein auf einen Tisch vor dem Hause hinsetzen.

Die Gegend war bereits still und halbdunkel ge-

worden. Auf dem einen Abhange des Csókaberges, der die Aussicht auf Stuhlweißenburg hat, lagen zwei kleine, aber allem Anscheine nach unbewohnte Häuschen, von einigen hohen Pappeln umfriedet. Die Fensterläden waren zu, und auf den Sitzplätzen am Hause wuchs hohes Riedgras. Eine dichte Allee, welche die etwa fünfhundert Schritte auseinander liegenden Häuschen verband, schien schon lange von keinem menschlichen Fuße betreten worden zu sein, denn der Weg war ganz verwildert und von Unkraut überwuchert.

Es war etwas Freundliches und doch etwas Unheimliches in dem Anblicke dieser zwei Häuschen, die sich gegenseitig wie wehmüthig zu betrachten schienen; man sah, daß sie zusammengehörten und doch schmerzlich auseinander standen. Ich war eben in Nachdenken darüber versunken, als die Glocken der umliegenden Dörfer acht Uhr läuteten. Von Moor tönte es hell und rein herüber, auch von Csurgó und von Csikwár trug die stille Abendluft die lautern Glockentöne herüber, und der Pincés (der Kellner) des kleinen Wirthshäuschens kam heraus und zog die Glocke, die nach Landesgebrauch auf einer einfachen Stange vor dem Hause aufgerichtet war, nahm den runden langgekrempten Hut vom Haupte, faltete die Hände und kniete vor dem allda aufgerichteten Kreuze zur Andacht nieder. Bald darauf kamen aus allen naheliegenden Häusern die Bauernmädchen heran und knieten auf den Rasen nieder und falteten andächtig schweigend die Hände. Die Glocken hatten längst ausge=

tönt, nur der Nachhall zog leise verſummend, wie ein=ſchlafende Gedanken, durch die unbewegte Abendluft hin, die Mädchen aber blieben knieend und mit gefalteten Händen liegen, und alle ſahen ſie unverwandt nach den beiden unbewohnten Häuschen hin, und ſchienen erwar=tend aufzuhorchen und hielten den Odem an und lauſch=ten hinüber. Da, als das letzte Echo der Glockentöne im Aether verbebte, da fing ein leiſer Ton an aus dem einen Häuschen herauszutönen, erſt kaum hörbar, dann immer lauter und lauter, und es war ein ganz eigener wehmüthiger Ton, wie einer Saite mit matter Hand ſchmerzlich entlockt, und ſehnſüchtig auffordernd und mah=nend, und wieder hinſterbend und doch beglückt. Bald darauf, wie aufgeregt von dieſen Tönen, erklang aus dem andern Häuschen gegenüber ein wunderſamer, kla=gender Laut; es waren ſchmerzlich geſchliſſene Töne, wie aus zuckendem Herzen ausgehaucht, gleichſam Antwort gebend auf die klagende Anfrage jenes Tones, ſo wie die italieniſchen Gondeliers ihre Wechſelgeſänge auf den ſtillen Fluthen aus dem Dunkel der Nacht erſchallen laſſen.

Immer weicher, immer vorwerfender, immer drin=gender erklang es nun aus dem einen Häuschen, und die antwortenden Töne verſchmelzen immer nachgiebiger, immer frommer, immer beſchwichtigender. Es war ein grauenhaft geiſterartiges Wechſeltönen, bald ſchienen ſich die Laute ſuchend zu nahen, ſich zu finden und beglückt in die Arme zu fallen und zu vermiſchen, bald riſſen ſie ſich, wie plötzlich erwachend, von einander los, ent=

fernten sich, indem sie doch sehnsüchtig sich nach einander umblickten, stürzten wieder zusammen, bis ein schmerzlicher, lebenslassender Accord einfiel, und die Töne schneidend abriß.

Die Mädchen hatten alle das Haupt gesenkt; als es stille war kreuzten sie sich noch dreimal vor Stirne, Augen und Brust, und standen fast noch furchtsam und scheu auf.

Indessen war die Halbsichel des Mondes wie eine blasse Wange über den Berg hervorgetreten, und eine magische Beleuchtung füllte das Thalbecken mit weißlichem Schimmer.

Ich war von dem räthselhaften Tonspiele innig ergriffen, Neugierde und geheimer Schauer belebten mich, und ich fragte die wieder geschäftige Jutká um die Bedeutung dieser unbegreiflichen Abendmusik.

Die schwarzäugige Kellnerin winkte ein Mädchen aus dem Kreise herbei, indem sie sagte, diese würde mir gerne den erwünschten Aufschluß geben, sie sei die Tochter des Notars von Moor, und war selbst eine Freundin der gottseligen Illana. Verschämt, aber freundlich trat diese heran, setzte sich zu mir nieder, und während der Halbmond gleichsam wie lauschend heraufzog, und sein mattes Silberlicht die Berge mit weißen Schleiern umwickelte, und die zwei Häuschen mit einem milden Schimmer übergoß, erzählte mir Palanka, die Notarstochter, folgendes:

„Es sind noch nicht zwei Jahre, da wurden diese

Häuschen von zwei Familien bewohnt, welche, von der innigsten Eintracht und Liebe umschlungen, nur eine einzige zu bilden schienen. Tugewich, ein wohlhabender Winzer, seit mehreren Jahren Witwer, bewohnte mit seinem Sohne Andor das eine Häuschen, und in dem andern lebte der Edelherr Barankay mit seiner Frau und seiner einzigen Tochter Illana.

Illana war schön und frisch wie das Morgenroth, wenn es hervortritt von dem Gipfel des Csótágebirges; sie war schlank wie die Tanne des Bakonyer Waldes, ihre schwarzen großen Augen glühten wie die Traubenkörner in den Weingärten von Villany; ihre Lippen waren voll und roth wie die Kirschen aus Vesprim, und wenn sie sprach, tönte es so klar und fromm, und drang in das Herz wie die Glöcklein der Mutter-Gottes-Capelle im Gesundbrunnen zu Budáik. Das schwarze Haar, in üppiger Fülle, wie das Banater Getreide, schlang sich in zwei langen Flechten, mit rothen und weißen Bändern durchflochten, auf ihren beiden Schultern bis an das Knie herunter, und das schwarze Mieder mit rothem Latz und Saum saß wie angegossen um den schmucken Leib. Dabei war Illana sanft wie ein Lamm des Thales, ihr Blick war mild wie Morgen-Erdbeer, und all' ihr Wesen fromm, fleißig und still wie ein klösterliches Mägdlein.

Aber auch Andor galt für einen der schönsten Burschen im Comitat; hoch und stark, mit blitzendem Auge und aufgeworfenen frischen Lippen, muthig und doch

nachgiebig, munter und rüstig; er war die Freude seiner Umgebung.

Dugewich und Barankay hatten von zarter Jugend an ihre Kinder für einander bestimmt. Sie liebten sich schon von Kindheit an, und man sah sie stets wie Schwester und Bruder beisammen. Wenn sie des Sonntags früh nach Moor in die Kirche gingen, da hieß es ringsherum nur: das schöne Paar vom Csékáberg; war irgendwo in einem Dorfe der Umgegend Böcs Jahrmarkt, so zogen Illana und Ander zusammen dahin, und an Feiertagen Abends tanzten nur Illana und Ander zusammen unter den großen Linden des Wirthshauses in Cséka.

Oft noch spät am Abende saßen die zwei Familien beisammen vor ihren Häuschen, Illana nahm die Tambura zur Hand und sang ein Nationallied, begleitete es mit den Saitentönen der einfachen Tambura, und Ander nahm seinen Csákány (den flötenartigen Kreuzstock, „Tschakan" genannt), und begleitete den Gesang und das Spiel Illana's mit den einfachen, aber vollen Lauten dieses unvollkommenen Instrumentes.

So wuchsen die beiden Liebenden heran, und als Illana 17 und Ander 23 Jahre alt waren, als Barankay sah, daß Ander alle Abende kam, und dem in Ungarn so üblichen und beliebten Ablakazni (Fensterln) nachging, d. h. daß er alle Abend vor das Fenster Illana's kam, um durch Gesang und Musik und Gespräch sie wach zu halten und an's Fenster zu locken,

da wurden Ilana und Andor verlobt, und die Hochzeit wurde auf das nächste Osterfest anberaumt.

Es war ein düsterer Novemberabend, der Regen strömte in starken Güßen hernieder, die Gipfel des Berges waren in schwarzes Gewölk gehüllt, der Sturm durchras'te das Thal und die Bergschlucht, der Donner rollte fast unaufhörlich zwischen flammenden Blitzen fort. Bei Barankay saßen beide Familien im wohlverwahrten Zimmer beisammen, Ilana schmiegte sich an Andor an, und die beiden Alten schüttelten besorglich das Haupt ob des in so später Jahreszeit ungewöhnlichen Ungewitters. Wie es bei solchen Fällen in Ungarn üblich ist, wurde die Bibel auf den Tisch gelegt, und das Capitel der Sündfluth aufgeschlagen, und vor dem Muttergottesbilde kniete die fromme Frau v. Barankay.

Da klopfte es heftig an die Hausthüre. Barankay ging hinaus, um aufzumachen, und ein Fremder, ein Reisender, der durch die Schönheit des Gebirges verlockt von der Landstraße abwich, und den das schreckbare Gewitter hier überfiel, forderte gastliche Nachtherberge.

Der Fremde wurde mit all' jener Herzlichkeit und jener Gastfreundschaft aufgenommen, die in Ungarn vom Palaste bis in die Hütte einheimisch ist. Ilana nahm ihm mit geschäftiger Freundlichkeit den regenschweren Mantel ab, während Andor seinen tropfenden Hut abschüttelte und ihn bei Seite legte.

Der Fremde schien ein Mann zwischen Vierzig und

Fünfzig zu sein. Groß und hager, mit gebräunten Gesichtszügen, und langen, stark herabgezogenen, schwarzen Augenbraunen; hinter diesen blitzten zwei große Augen hervor, deren Blick einen unheimlich funkelnden Glanz hatten und die unstät herumirrten. Die rechte Hand hatte er fest zusammengeballt auf der Brust liegen, als ob er sie gar nie von da wegnehmen könnte, und die linke fuhr zuweilen krampfartig über die beiden buschigten Augen hin. Illana versicherte später, daß sie immer innerlich zusammenschreckte, wenn sie ein blutiger Blick (wie sie sich ausdrückte) des Fremden traf.

Dieser hatte indessen auf Einladung Barankay's am Tische Platz genommen, und auf die freundlichen Worte der Hausbewohner nur zerstreut und einsylbig geantwortet. Das Gewitter war inzwischen vorüber gezogen, nur in den fernen Bergen grollte noch der verhallende Donner fort, als ob er im Entfernen noch zurückzürnte; die Bäume rauschten wieder milder auf, wie dem Schöpfer dankend, daß sein Zorn gnädig ob ihren Zweigen vorüberging. Illana's Furcht war verschwunden, sie tummelte wieder fröhlich um den Tisch herum, und füllte dem sonderbaren Gaste das Glas mit dem edlen Safte des feurigen Bodotschaner, kredenzte es ihm nach Landesweise, indem sie es an die Lippen setzte, und es ihm mit einem »egeségre« (zum Wohlsein) zutrank.

Bald darauf nahm sie ihre Tambura zur Hand, und begann eine nationale Weise anzustimmen. Der Character der ungarischen Nationallieder, Nationalgesänge

und Nationalmusik ist fast durchgehends eine tiefe Wehmuth, eine tiefe Klage, ein durchgehend schmerzliches Weh. Selbst in den tollsten Tanzmusiken ertönt zuweilen ein bitterer, herzzerreißender, oder ein tiefklagender Laut. Selbst der Czigány (Zigeuner), der in Ungarn ausschließlich Musik treibt, und mit seiner Geige im Lande herumzieht, füllt seine improvisirte Aufspielerei mit einer unerklärbar elegischen Weise; es sind immer Töne eines heimlichen Weh's, einer sehnsüchtigen Betrübniß, eines unnennbaren Weh's, welches sie aus den Saiten wundersam, langsam gedehnt herausziehen. Wer den ungarischen Naturalisten Bihary-Czigány auf seiner Violine spielen hörte, der wird ihn unwillkürlich mit Paganini vergleichen, und gestehen, daß seine Eigenthümlichkeit, die ganz besondere tieftraurige Weise, die schmelzenden und seelenerschütternden Accorde seines Spiels, und diese jedem Tone innewohnende zauberhaftige Wehmuth von Paganini nie erreicht worden ist. Wenn Bihary seinen Rákoczy aufgeigte, entlockte er seiner kleinen, unansehnlichen, braunen Geige ein ganzes Geisterreich von schauerlichen, tieferschütternden Klängen. Eine Schattenwelt voll Trauergestalten entquoll seinen Saiten, das Herz wurde süßschmerzlich ergriffen, und das auf eine wonnevolle Weise verletzte Ohr trank mit behaglichem Schauer die unheimlichen Gänge und Sprünge des kühnen und verwegenen Geigers. Zuweilen machte Bihary inzwischen einen tüchtigen Zug Wein aus seiner ihm an der Seite hängenden Csutora (ein schlauchartiges Weingefäß), und

die umstehende Menge rief gewöhnlich »hármat danzunk!« (tanzen wir ihn zum drittenmal), — ein Ausruf, den die ungarischen Tanzpaare gewöhnlich im größten Enthusiasmus ausrufen, wenn sie, ohne abzusetzen, einen Tanz zum drittenmal beginnen, — und Biháry variirte nun seinen Rákoczy mit neuen wehmüthigen und hinreißenden Weisen.

Auch Illana's Spiel auf der Tambura trug den melancholischen Character der Nationalmusik an sich, und als Andor seinen Csákány (Flötenstock) ergriffen und in ihre Töne begleitend einfiel, war es, als ob zwei Nachtigallen aus wundgesungener Kehle einander ihre Klagen und Leiden zusängen und zuflöteten.

Der Fremde schien heftig bewegt aufzulauschen. Er drückte die linke Hand immer fester an das Herz, und die rechte lag über den glühenden Augen. Zuweilen griff er hastig nach dem Glase, als ob er den Inhalt desselben ganz ausstürzen wollte, und setzte es, nachdem er es an den Mund gebracht, ungeleert wieder nieder.

Plötzlich sprang er auf, sagte, er müsse morgen frühe schon in Totis sein, nahm ungestüm Mantel und Hut, dankte den Hauseigenthümern für die gewährte Gastfreundschaft, und bat Illana, ein kleines Packet Musikalien, welches er aus seinem Mantelsacke nahm, zum Danke für ihr schönes Saitenspiel anzunehmen. Nur zögernd nahm Illana das Heft aus der Hand des seltsamen Gastes, der bereits aus der Thüre war, und rasch über den Wiesenplatz vor dem Hause hinschritt;

nach einiger Zeit sahen sie seinen dahinwehenden Mantel noch auf dem Gipfel des Berges dahinflattern, und sich in das Dunkel der hohen Bäume verlieren.

Am andern Abend saßen die beiden Familien wieder bei Barankay beisammen. Es wurde des sonderbaren Gastes von gestern gedacht, und sein Packet Musikalien herbeigeholt. Es enthielt ein ganzes Bunterlei an Noten und Musikalien: Tänze, Lieder, Abendmusiken, Jägerweisen, Märsche, spanische und italienische Volksarien, Schweizer-Kuhreigen, schottische Lieder; zu ihrer Freude sah Illana, daß Alles für den Csákány und für die Tambura gesetzt war. Sie blätterte hin und her, und blieb endlich bei einem nationalen „Todtenmarsch", wie von einer heimlichen Kraft angezogen, stehen.

Sie und Andor nahmen nun die Blätter vor und fingen an zu spielen. Gleich bei den ersten Accorden überraschte Illana der bizarre Reichthum und die phantastische Fülle der Composition. Andor hielt gleichsam erschreckt inne, und folgte doch wieder wie unwiderstehlich angetrieben dem Spiele Illana's. Die beiden Familien theilten das Grauen, welches die ersten Töne dieses Stückes hervorbrachten. Illana war unheimlich bewegt; eine Melodie, die sich ernst, finster, majestätisch-entsetzlich aus den Saiten drängte, erschütterte sie, daß sie erbleichte, und kalte Thränen rollten über ihre blassen Wangen herab, und sie mußte einen Augenblick innehalten, um auszuruhen. Andors Csákány ertönte auch nur in unsichern, schwankenden und traurig bebenden

Tönen; und die Eltern lauschten still und bange diesen dunkel ergreifenden Wechseltönen. Illana fuhr fort, und ihre Tambura erscholl nun wieder in langgehaltenen, klagenden und schmerzlichen Accorden, wie die Aeolsharfe, wenn auf dem Gipfel entfernter Berge ein durchwehender Seufzer des Abendwindes ertönt; bald aber auch waren es wieder schnelle, wie im Fieberfroste zitternde Saitenschwingungen, und in einer gräßlichen Bizarrerie war es bald, als ob den Saiten ein dämonisches Lachen entschalle; bald als ob ein Schluchzen des tiefsten Wehes gehört würde; bald als ob eine Glocke zum letzten Gange riefe, und bald als ob ein Streit zerfallener Echo's in gellendem Spott und in langgeschliffenen Schmerz-Refrains ringsum ertönte. Nur mit fast übermenschlicher Kraft konnte Illana bis zu Ende spielen, während Andor, wie von einem wilden Gelüste angetrieben, auf dem Csákány in ebenso absonderlichen Mischklängen von toller Lust und schneidendem Weh ihrem Spiele folgte; die Tambura entsank ihrer Hand, sie war erschöpft. Andor zitterte wie unter der Macht eines übermenschlichen Schreckens. Die Alten segneten ihre Kinder, und der Abschied der beiden Familien war still, schauerlich, eisig und finster.

Dennoch kamen sie alle Abend wieder zusammen, und immer war es wieder dieser „Todtenmarsch“, den Illana zur Hand nahm, um ihn zu spielen. Selbst Andor schien sich zwar zu entsetzen, aber dennoch liebte er ihn auf eine unbegreifliche Weise. Die Eltern suchten

vergebens ihre Kinder von dieser grauenhaften und gespenstischen Composition abzuleiten, es half nichts, und zuletzt hörten sie selbst gerne dieses Gemisch von geistiger Wollust und Pein, dieses grauenvolle, räthselhafte Tongemälde voll Schauer und Lust, voll Entsetzen und Süßigkeit.

So erklang jeden Abend in einem der beiden Häuschen diese unselige Musik, und eine unendliche, tiefe Traurigkeit nistete sich mit jedem Tage tiefer in beide Familien ein, und umnachtete sie mit ihren schattenvollen Fittigen.

So war der Abend von St. Nikolas herangekommen; er wurde im Dorfe Csóka gefeiert. Im großen Gerichtszimmer des Kisbiro (Kleinrichter) wurde getanzt, und der Preis eines Németh-Tanzes (eines Walzers), war ein Lamm mit Bändern verziert. Das Paar, welches den Preis erhalten wollte, mußte zu walzen anfangen, wenn die kleinen St. Nikolas-Kerzen angezündet werden, und durfte nicht eher aufhören, bis sie herabgebrannt waren; man mußte ebenso leicht und schlank als stark sein, um zu siegen.

Illana und Andor errangen den Preis; das mit Bändern geschmückte Lamm wurde unter Musik und Tusch vor ihnen her im Saale herumgeführt, und sie von der ganzen Dorfjugend mit Musik bis zu ihrem Häuschen nach Hause begleitet.

Acht Tage darauf bedeckte der kleine Kirchhof zu Csóka die jugendliche Hülle Illana's.

Illana's plötzlicher Tod erschütterte beide Familien auf's Entsetzlichste. Andor glich einer Bildsäule, starr und regungslos saß er am andern Tage auf dem Rasensitze vor seinem Hause, und sah unbeweglich die Allee hinab, welche beide Häuser verband, und durch die Illana alle Abend herunter kam. Vergebens waren alle Trostworte der selbst tiefbekümmerten Eltern; vergebens die heißen Thränen der zärtlichen Mutter. Er saß vor der Thüre und starrte in die Allee hinab.

Nach und nach zog der Abend seine dunkeln Vorhänge wie Gardinen um die Bergsäulen, die Felsenglieder hüllten sich immer mehr und mehr in den Mantel der Finsterniß, und alles Leben verstummte ringsherum. Von der Thurmspitze in Csóka tönte die Glocke acht Uhr. — Da tönte es von Illana's Schlafgemach herüber durch die Nacht und die Stille wie der wohlbekannte, schmerzliche Saitenton der Tambura, die dort an der Wand hing, und die sonderbaren Klänge des Todtenmarsches zitterten herüber und schienen Andor heftig, klagend und vorwerfend aufzufordern, mit seinem Csákány die gewohnte Weise zu begleiten. Andor horchte mit wollüstigem Grauen den geisterartigen Tönen, und er erhob sich mechanisch und flüsterte wie heimlich beschwichtigend: „sogleich, meine Illana!" und holte seinen Csákány und begleitete das schauerliche Spiel der Tambura, und der entsetzliche, gespenstische Todtenmarsch ertönte nun vollkommen, und Illana's Tambura setzte das unsichtbare Geisterspiel fort, und immer überirdischer,

immer ätherischer wurden die leisen Schwingungen der entkörperten Saiten. Andor hielt oft inne, seine Lippen regten sich leise, und es war, als ob er sagen wollte: „fahre fort, liebe Illana.“

Eilf Abende lang wiederholte sich dasselbe unheimliche grauenhafte Schauspiel. Wenn der achte Glockenschlag von der Dorfuhr ertönte, da begann die Tambura die dämonischen Weisen des Todtenmarsches auszuhauchen, und in zerreißenden, flehenden, begehrenden, beschwörenden und lockenden Accorden zu Andor hinüber zu klingen und zu singen, und Andor ergriff seinen Csákány und stürzte sich mit ihrer Phantasie in den Zug dieser Töne, und seine eigenen Klänge schmiegten sich bald sehnsüchtig an sie an, bald zerrten sie wie irrsinnig an denselben, und bald schlangen sie sich wie lebenlassend und unauflöslich um sie und hauchten zusammen die verendenden Laute des Schmerzes und des Jammers aus.

Am zwölften Tage waren Andors Kräfte erschöpft, er lag im Bette, die Eltern saßen liebend an seiner Seite, man hatte alle Fensterläden zugemacht, die Dorfuhr von Csóka konnte nicht bis zu seinen Ohren dringen. Er lag stille schlummernd da. Aber als die achte Stunde schlug, erhob er sich, sein Antlitz lächelte, er lispelte: „ich komme, Illana!“ Er ergriff seine Flöte und mit einer vorschwebenden Sehnsucht spielte er den Todtenmarsch bis zu Ende; aber es schien, als wären es dieselben Töne und dennoch ganz andere, sie klangen friedlicher, beschwichtigender, es war, als ob ein versöhnender



Genius mit der Engelslippe darauf spielte, es flötete wie das Jubiliren der stillbeglückten Philomele, und Andor lächelte, wie ein schlafendes Kind lächelt, wenn es von den lieben Englein Gottes träumt, die dasselbe zu sich emportragen auf güldenem Gewölk. Der Todtenmarsch war zu Ende, Andor blickte herum und sagte: „jetzt, Illana!" und seine Seele war der irdischen Hülle frei.

Auf dem Kirchhofe zu Csóka wurden am folgenden Abend um acht Uhr neben Illana Andors sterbliche Ueberreste beigesetzt. Als die letzte Schaufel Erde über den Sarg hinrollte, ertönte von dem Hügel herab der Todtenmarsch aus den leeren Häuschen, von Csákány und Tambura geisterartig herabgesendet; und hoch auf dem letzten Felsengipfel des Csókaberges sah man den sonderbaren Gast, von dem er herrührte, in einen dunkeln Mantel gehüllt, vorüberschreiten, die Hand herunterstrecken in das Thal und verschwinden.

Seit dieser Zeit werden die zwei Häuschen nicht mehr bewohnt; aber jeden Abend um acht Uhr ertönt aus Illana's Zimmer die Tambura, und aus Andors Zimmer der Csákány und spielen den Todtenmarsch, und klingen herab in das friedliche Thal.

Und die Bauernmädchen nennen es die „geistige Abendmusik", und versammeln sich alsdann vor dem heiligen Gnadenbilde, um für die Seelenruhe der Abgeschiedenen ein frommes Gebet zu verrichten.

Leben, Heldenthaten, Abenteuer, Begebenheiten und sonstige merkwürdige Schicksale des Fähndrichs Espenbüschel in einer Damengesellschaft.

Julie sagte mir, sie wolle Donnerstag Abend zu der Frau Commerzienräthin Oberstöpsel kommen. Ich war ein für allemal gebeten. Die Frau Commerzienräthin wohnt mir zu weit, um hinzugehen, und zu nahe, um hinzufahren, so ließ ich denn gewöhnlich die Einladung gehen und die Gesellschaft fahren. Ueberdem war die Frau Commerzienräthin eine Schönheit vom zweiten, und ihr Thee eine Schönheit vom ersten Wasser. Ich hatte schon früher einmal das Glück, das Schlachtopfer eines Abends zu sein, an welchem Sprichwörter dramatisch vorgestellt werden sollten. Ich mußte Dramaturg, Director, Inspicient, Garderobier, Souffleur und Acteur sein. Eine zweiwöchentliche Heiserkeit, mit obligatem Seitenstechen, waren die Lorbeern, auf welchen ich zu Hause ausruhte. Als Gratification und Gnadengehalt bekam ich beim Abschied einen gnädigen Blick und die Extrabitte, ja recht bald wieder zu kommen. So überschwenglich ich belohnt für meine Bravour in den

geselligen Feldzügen der Frau Commerzienräthin Oberstöpsel nun war, so wandelte mich doch nicht die Lust an, einen zärtlichen Blick, mit Seitenstechen belegt, mit nach Hause zu nehmen. Aber jetzt sagt Julie, sie wird da sein, und — was bringt man der Liebe nicht für Opfer? ich versprach hinzukommen. Ich machte mich noch schnell an Rabener, um einige Sprichwörter zu erhaschen, und mit dem Schlage sieben trat ich, die Locken in einer Mischung von Kunst und Natur gebrannt und gekräuselt, die Jabot breit gefaltet und sattsamlich parfümirt, in das Zimmer der Frau Obercommerzienräthin Oberstöpsel.

„Ach! siehe da! unser lieber S.!" sagte die Frau Obercommerzienräthin und zeigte auf einen Sessel, „Sie sind ja so selten, wie ein weißer Rabe." Ich küßte ihr die Rabenhand und sagte mit einer Verbeugung: „Auch ein weißer Rabe läßt das Zupfen nicht!" — „Unser S. läßt sich nicht aus der Fassung bringen," replicirte sie. Die Frau Commerzienräthin nämlich sprach immer nur: „Unser lieber N.! unsere gute X.! unser geliebter Z.! unsere geliebte W.!" u. s. w. Ich weiß nicht, ob sie früher bei einem .....schen Mauthamte angestellt war, welches auch Alles als „Unser" betrachtet. Dieses Unser lieh ihr etwas Majestätisches, und man gehörte also für diesen Abend nicht sich mehr an, indem sie die Gesellschaft verunserte, und so war man gewissermaßen Oberstöpselich. Mit Entsetzen bemerkte ich, daß noch Alles leer war. „Stellen Sie sich mein Unglück vor!"

— klagte die Commerzienräthin, „der größte Theil der Gesellschaft hat absagen lassen. Es ist wirklich ein Glück, daß Sie kommen; unser Herr Doctor Leimtachtel hier, nebst Frau und Schwester, spielen rasend Boston. Sie spielen wohl?“ — „Es wird mir sehr angenehm sein,“ erwiderte ich so süß wie möglich; aber mein Herz zuckte, als ob es in einer Schüssel Himbeeressig schwämme. Ich betrachtete mir meine Spielgesellschaft. Die drei Leimtachtels mußten mir im Spiel wenigstens um die Erfahrung von einem Jahrhundert überlegen sein. Ich machte eben die Betrachtung, daß es doch besser ist, ein stilles Schlachtopfer am Spieltisch, als ein schwitzendes und schreiendes beim Sprichwörterspiel zu werden, als der Bediente meldete, Fräulein *** ließe um Entschuldigung bitten, ihre Tante wäre plötzlich gekommen. Lieber Leser, kannst Du den Schmerz, ja die stille Wuth mitfühlen, die mich ergriff? Denke Dir einen auf Warte-Minne sitzenden Liebhaber, getäuscht und zernichtet, und vor ihm die reizende Aussicht in die Lüneburger Haide einer Spielpartie, deren endlose Wüstenei einzig und allein durch drei Leimtachtels und vier Kartendamen belebt wird! Ich habe zwar einmal eine alte Tante gehabt, die ich pflichtmäßig alle Sonntage liebte und besuchte; sie starb endlich an der jetzigen Jugendkrankheit, nämlich an Altersschwäche, und hinterließ mir zwar kein bares Geld, aber sonst auch gar nichts an Geldeswerth. Ein einziges Psalmbuch drückte sie mir in die Hand, und trennte sich von dem Psalmbuche, von mir

und ihrem Mops. In ihrem Testamente setzte sie mich zum einzigen Erben ihres schuldenfreien Mopses ein und schloß mit den frommen Worten: „Ich habe in diesem Erdenleben nie etwas gehabt. Gott hat's gegeben, Gott hat's genommen, Amen!"

Ich habe noch andere Tanten, denen Gott auch eben so viel genommen, als gegeben hat; ich liebe sie Alle, wie es einem christlichen Menschen geziemt; aber in diesem Augenblicke wünschte ich alle Tanten auf den Blocksberg. Was hat so eine Tante von D. nach B. zu reisen, um einem armen Liebhaber ihre Nichte zu nichte zu machen und seine Wonne zu vernichten?

Jedoch, es hieß hier gute Miene zum bösen Spiele machen. Es kamen noch die drei Fräulein Z. und zwei Mamsellen X. Aber alle Herren hatten absagen lassen, blos der Fähndrich Espenbüschel sollte noch kommen.

„Ach!" jammerte die Frau Commerzienräthin, „wenn ich Sie doch vervielfachen könnte, lieber S.!"

Ich war aber leider zu einfach, um mich zu multipliciren; ich mußte mich also von den fünf lieben Schönen subtrahiren, um mich zu den drei Leimtachteln zu addiren.

Ich setzte mich an den Spieltisch, Herr Leimtachtel mir gegenüber, Mad. Leimtachtel rechts, Mlle. Leimtachtel links. Ich hatte mich aber so eingeleimtachtelt, daß ich die übrige Damengesellschaft vor mir hatte und sie beobachten konnte. Es entspann sich im ganzen Zimmer ungefähr folgendes Gespräch:

Herr Leimtachtel: Wie hoch spielen wir?

Mlle. Z.: Sie hat schöne Augen.

Ich: Wie Sie befehlen.

Rechtes Leimtachtel: Das Point einen Silberpfennig.

Mad. Oberstöpfel: Aber schlechte Zähne.

Linkes Leimtachtel: Mit allen Chicanen.

Mlle. Z. Nr. 3: Sie trägt sich immer auffallend.

Herr Leimtachtel: Sie prämeliren.

Mlle. X.: Die möchte auch schon gerne einen Mann.

Ich: Ich passe.

Mad. Oberstöpfel: Sie schminkt sich entsetzlich.

Rechtes Leimtachtel: In der Oberfarbe.

Mlle. Z. Nr. 2. Der Referendarius *** hat ihr fünf Jahre die Cour gemacht.

Linkes Leimtachtel: Mit oder ohne Honneurs?

Mad. Oberstöpfel: Sie hat gar kein Geld, und das Bischen Schönheit —

Herr Leimtachtel: Geht Niemand mit?

Mlle. Z. Nr. 1: Ponceau mit Weiß und Wienerlocken.

Rechtes Leimtachtel: Sieben Grandissimo!

Mlle. X.: Ob alles Natur ist?

Ich: Was gedeckt ist, ist gedeckt!

Mad. Oberstöpfel: Wollen wir etwas lesen?

Rechtes Leimtachtel: Sie sind bête, u. s. w.

Nach diesem Schema ging es so weiter. Der liebenswürdige Fähndrich Espenbüschel kam noch immer nicht. Mad. Oberstöpsel war in einer gelinden Verzweiflungstranspiration. Die drei Z. und die zwei X. hatten schon alle Liebschaften und alle Kleider ihrer Bekannten durchgelüftet, und noch kam kein Espenbüschel. Ich aber, mit dem unendlichen Himmel voll tiefer Langeweile in dem Busen, mit zwei Tassen zu Thee geadeltes Wasser in mir, ein trauriges Bostonade vor mir und drei Leimtachtels um mich saß da, ein Bild der sanften Duldung, mit einem verklärten Heiligenschein des Gähnens um das verlängerte Antlitz. Mlle. Leimtachtel, die schon fünfzehn Jahr auf den Ehemann Messias wartete, war, nachdem sich weder ein Messias noch ein Esel sehen ließ, sanft und mild wie ein getragener Damenhandschuh geworden. Denn die Mädchen haben ihre eigenen Gemüths-Epochen. Vom fünfzehnten bis in's zwanzigste Jahr ist Sanftmuth und Milde der Vogelleim auf dem Freierfange. Wenn sie einundzwanzig sind und es ist noch kein Goldammer oder Silberfink hängen geblieben, und die rothen Wangen-Beeren haben wohl Näscher, aber keinen ewigen Tafeltheilnehmer angezogen, da werden sie trotzig, schroff, auffahrend, sie lassen es uns entgelten, daß wir so blind waren, sie werden hochmüthig und naserümpfend. Das geht bis ins achtundzwanzigste Jahr; hat sich auch für dieses Mittelalter kein Ritter gefunden, dann nehmen sie die alte abgelegte Sanftmuth wieder um, und nicht selten mit ihnen die

Lecken à l'enfant. Da sind sie wieder mild, wie eine Wintermispel, fügsam, wie Gummi-Elastikum und süßlich wie Schlagesahne. Mlle. Leimtachtel practicirte schon einige Jahre in dieser restaurirten Sanftmuth, und ich war so eben der glückliche Gegenstand, den sie ansanftete. Wenn ich spielte, war sie immer Whist, und verdarb mir mein Spiel; sie ließ mich ihre Karten sehen, sah in die meinigen, und sagte auch wohl: wir passen! worauf ich dann einmal ganz spitz sagte: „nein, wir p a s s e n nicht.“

So hatte ich eine Stunde Leimtachtel-Boston gespielt, als ein Odeur ins Zimmer trat, und in diesem Odeur säuselte der Herr Fähndrich Espenbüschel in's Zimmer.

Fähndrich Espenbüschel war das Damen-Aeffchen der vornehmlangweiligen Gesellschaften. „Fähndrich Espenbüschel ist niedlich!“ schnarrte das gnädige Kammerkätzchen; „Fähndrich Espenbüschel ist niedlich!“ lispelte die gnädige Frau; „Fähndrich Espenbüschel ist niedlich!“ summte das gnädige Fräulein. Es war mir lieb, den niedlichen Espenbüschel einmal in seinem Lustre zu sehen. Er säuselte herein und eine Syrupwelle umzog die Lippen der Sopha-Damen. Da war er! Er! Fähndrich Espenbüschel! Im Hereinsäuseln hatte er noch schnell mit der linken Hand das Stutzschöpfchen meisterlich aufgerichtet, daß es, wie ein gespreizter Truthahn, den Kopf steif gegen den Himmel erhob. Mit Blitzesschnelle hatte er der Madame Oberstopfel die Hand geküßt, das Sopha

hüpfend umzingelt, den drei Z's zugeflüstert: „Mars grüßt die Grazien!" die beiden X. angelächelt und ihnen gesagt: „Für jedes Auge eine Sonne!" dem Mops der Madame Oberstöpsel den Kopf gekraut, mit den Worten: „O Du Geldthierchen du!" und sich mit einem kühnen Manövre in die Mitte der Damen hineinmanövrirt. Das alles dauerte kaum so lange, als Madame Leimtachtel einmal ausspielte. „Rathen Sie, meine schönen Damen, woher ich eben komme? es ist zum todtschießen! von der alten Generalin Bims! Die hat ordentlich eine Wuth auf mich!" Nun ging's über die arme Bims her. Herr Fähndrich Espenbüschel zog seine Zunge aus der Scheide und hieb in den unschuldigen guten Namen Bims so tapfer ein, daß ich ihm den Feldmarschall prophezeite, wenn er mit seinem Säbel einst so in den Feind einhauen würde. Die zarte Bims mußte ihm helfen eine halbe Stunde die Gesellschaft unterhalten. Nicht nur sie, sondern ihre Braten, Saucen und Fische wurden mit Steckbrief getreuer Aehnlichkeit beschrieben, ihre Servietten, Dessertteller mit typographischer Treue dargestellt, und immer rief er dazwischen: „Es ist zum todtschießen!" und Madame Oberstöpsel rief: „Es ist nicht möglich!" und die Z. und X. riefen: „Es ist himmlisch!" Endlich war die Generalin Bims schon völlig zu Charpie gezupft, um in die Wunde der Zeit gelegt zu werden; Fähndrich Espenbüschel aber schleppte mit Blitzesschnelle einen neuen Namen herbei, und das Charpiezupfen begann von Neuem. Nachdem dies eine

Zeitlang dauerte, begann Fähndrich Espenbüschel Anekdoten zu erzählen, um die Damen zu erhalten. Zagend schielte er auf mich herüber, denn er mochte muthmaßen, daß mehrere seiner neuesten Anekdoten schon längst aus Altersschwäche selig aus der guten Gesellschaft verschieden; allein ich schien ganz eifrig im Spiel vertieft und schrie heftig: »grand misère!« Er schöpfte frei Athem und knallte schnell noch eine Anekdote los, die Anno 1769 schon in Ruhestand versetzt wurde. Auch sein Anekdoten-Magazin wurde endlich erschöpft und mit einem leisen Beben schien er noch den Raum einiger Stunden vor sich zu sehen. Aber ein Espenbüschel erschöpft sich nie. „Haben Sie kein Spiel Karten, gnädige Frau?" Ein Spiel Karten wurde herbeigeschafft, und Fähndrich Espenbüschel machte Karten-Kunststücke. Diese würzte er immer mit ganz neuen Witzen und die Damen riefen immer: „Nein, das ist himmlisch!"

Fähndrich: Sie ziehen Coeur! ach, Sie haben mein Coeur immer gezogen! —

Damen: Nein, das ist himmlisch!

Espenbüschel: Haben Sie die Achte?

Sie die Dame? nun geben Sie acht auf die Dame!

Damen: Nein, das ist himmlisch!

Espenbüschel: Ihre Sieben ist verschwunden Sie sind keine bösen Sieben!

Damen: Nein, das ist himmlisch!

Espenbüschel: Die Karte hat sich in Ihrer

Hand in einen König verwandelt. Sie sind ein königliches Wesen!

Damen: Nein, das ist himmlisch!

Auch dieses war erschöpft, gelinde Anflüge von Schweißtropfen zeigten sich an Espenbüschel's Haarbüschel. „Nun werde ich Ihnen die Karten legen!" — „Nein, das ist himmlisch! mir auch! mir auch!"

Espenbüschel legt nun mit der Erudition einer privilegirten Kartenlegerin die Karten. Wieder eine Viertelstunde. Auch das endete. „Soll ich Ihnen etwas auf dem Blatte pfeifen?" fragte der rastlose Espenbüschel und höher schlug sein Busen. „Pfeifen? das ist himmlisch! ja! goldener Herr Espenbüschel!" allein, welch' ein Unglück! die Karte, auf welcher er pfeifen will, fällt herab, er will sie aufheben, seine Schnürbrust verbietet ihm aber alles Bücken, er kann sich unmöglich so weit herabbücken und muß ordentlich wie ein Schalthier mit allen Vieren darnach krebsen. Roth, wie ein Truthahn, erhebt er sich von dieser Arbeit und pfeift mit stiller Wuth auf dem Kartenblatte los. „Nein, das ist himmlisch!" wieder eine Viertelstunde. — Die Schweißtropfen auf Espenbüschels Heldenstirne nahmen zu an Fülle und Umfang. Aber ein Espenbüschel scheut keine Schweißtropfen, wenn das Bett der Ehre winkt. „Haben Sie die neuesten Touren gesehen, die ich zum Cotillon erfand?" „Nein! — das ist himmlisch!"

Der rastlose Espenbüschel erhebt sich flugs, wie ein jugendliches Reh, ergreift mit hinreißender Begeisterung

eine Menge Stühle, stellt sie als Tänzer hin, und nun passirt er mit einer Vehemenz durch diese Stühle, dreht sich bald mit diesem, bald mit dem andern, schreit: »Croise! Moulinées! Ronde, Chasséz!« Dabei blitzt sein Heldenauge, sein Hauptbüschel bebt freudig in die Höhe, sein Busen pocht, mit Schlangenwindungen durchsegelt er die Stühle und sinkt endlich wie ein umfallendes Ausrufungszeichen auf einen Sessel. „Nein, das ist himmlisch! Aber Sie haben sich angegriffen." „Was? angegriffen?" so etwas läßt sich ein Espenbüschel nicht bieten! „Ach! haben Sie schon die Frau Geheimeräthin Dritsch eine Ecossaise tanzen gesehen?" Sogleich ist der rüstige Espenbüschel auf den Beinen, um, wie die Geheimeräthin Dritsch, eine Ecossaise zu tanzen; er bindet sich ein Tuch um das Haupt und tanzt wirklich. „Nein! es ist himmlisch!" wieder eine Viertelstunde.

Fähndrich Espenbüschel hatte auch die Ecossaise der Frau Geheimeräthin Dritsch glücklich nachgetanzt; aber noch stand eine Stunde, lang wie die Reue nach der Hochzeit, vor ihm und forderte ihre Ausfüllung. Ich schielte aus meinem Leimnachtel-Verhau neugierig herüber, verlor achte in der großen Farbe, weil ich Espenbüschels Manövre nicht aus den Augen verlieren wollte. „Haben Sie eine kleine Scheere?" lächelte Espenbüschel; „ich werde Ihnen kleine Silhouetten schneiden." „Nein, das ist himmlisch!" zirpten die zwei X's; „Nein, das ist himmlisch!" piepten die Z's, und „Nein, das ist himmlisch!" glukste Madame Oberstöpsel. Der glorreiche Herr

Espenbüschel begann nun aus schmalen Papierstreifen Profile zu schneiden, und alle abwesende Bekannte der Gesellschaft zu silhouettiren. Es ist wirklich ein Fortschritt in der Kunst der Medisance, nicht nur gute Namen und guten Ruf mit dem Zungen=Messer in der Luft abzuschneiden, sondern Gesichter, Nasen, Kinn und dergleichen von seinen Bekannten in Wirklichkeit abzuschneiden. Die Gesichter der halben Stadt wurden von dem Prosector Espenbüschel den Damen vorgeschnitten, Nasen wurden tranchirt, Ohren türkisch abgeschnitten, Stirne nivellirt u. s. w. Dabei wurden menschenfreundliche Bemerkungen gemacht. „Wer ist das, mit der Nase wie alle Regenbogen und mit dem Kinn wie ein Schuhschnabel?" — „Aha! das ist Mad. ***! himmlisch!" — „Kennen Sie dieses Näschen, wie ein Sahnenbaisers und diese Kinnladen wie zwei Klapperstörche?" — „O! das ist Mlle. ***! das ist himmlisch!" — Wem gehört hier das Gesicht wie ein Zifferblatt mit der marinirten Häringsnase!" — „J! das ist Herr ***! das ist himmlisch! zum Sprechen!" u. s. w. Ein recognoscirender Siebenachtelprofilblick des ewig thätigen Helden Espenbüschel nach unserm Spieltische sagte mir, daß nun unsere Gesichter auf die Tranchirschüssel kommen sollten; ich that, als ob ich in einem Picolissimo ganz versunken wäre, allein einige Blicke über meinen Brillensattel weg sagten mir, daß eben meine hoch= und breitgeborne Nase das Modell der Espenbüschel'schen Ausschneidekunst war. Die X's und Z's blinzelten alle nach

meiner Nase, wie die Gänse nach dem Wetterleuchten. Ich fing mit meiner Nase alle möglichen Verkehrungen an, ich rümpfte sie, ich blies sie auf, ich zog sie an, ich räusperte sie, alles vergebens; endlich sprach ich wie so ganz vor mich hin: „kennen Sie diese Nase, die wie ein sich niederlassender Schmetterling mit zwei ausgebreiteten Fittigen dasitzt?" Eine Schreckensstille bemächtigte sich Aller, ich aber als ganz unwissend, schrie ganz eifrig: „Entschuldigen Sie, meine verehrte Mlle. Leimtachtel, ich spiele nicht aus."

Auch die Aufschneiderei war zu Ende, aber noch nicht die Stunde; o Espenbüschel! Espenbüschel! was wirst Du nun beginnen?!

Aber Fähndrich Espenbüschel faßte neuen Muth und begann die beliebtesten Schauspieler zu imitiren. Mit einem ungeheuren Lungenflügelschlag und mit einer Handwindmühlen-Vehemenz tobte er und zerschnitt die Lüfte und faßte sich beim Schopf, so daß ich glaubte er wollte sich selbst in meinen Bestenkasten schmeißen. Auch Schauspielerinnen und Sängerinnen ahmte er nach und falsettirte und trippelte und watschelte im Zimmer herum, und wieder wand sich ein „Nein! das ist himmlisch!" um das andere belohnend um seine teutschwitzende Stirne. Einen Augenblick gönnte sich Espenbüschel, aber es war die minutenlange Stille, die einem neuen Sturmwindstoß vorangeht. Er zeigte sich, daß er sehr schlank gewachsen ist, indem er seine beiden Ellenbogen hinter seinem Rücken aneinander bringen konnte. Er

spielte ein Concert auf den auf dem Tische stehenden Zuckerwasser-Gläsern, indem er seine Finger benetzte und auf den Rändern derselben wie ein wahnsinniger Drahtknopf herumfuhr. Er ließ sich einen halben Silbergroschen auf die Stirne legen und wußte ihn so geschickt zu balanciren, daß er trotz allen Bewegungen nicht herabfiel. Er machte aus seinem Taschentuche einen Knäuel, den die Damen nicht auflösen konnten. Er bewies, daß er hundertmal nach einander: zwei, zwei, zwei, zwei, zwei, u. s. w. sagen könne, ohne daß es wie: weitz, weitz, weitz, weitz, weitz, u. s. w. klang. Er ließ sich mit einem Messer gerade unter die Augen fahren, ohne zu blinzeln. Er nahm ein langes Tischtuch über seinen Kopf, den er mit einem Hute bedeckte, stellte sich an die Wand und machte die Judenschule, indem er nun unter dem Tuche ganz klein sich machte und bald den Hut mit den Händen unter dem Tuche so hoch hob, daß er wie ein Goliath-Geist aussah.

Endlich, endlich ward der Abendtisch servirt. Die Leimtachtelpartie war zu Ende; ich ließ zwei blanke Thaler und drei noch blankere Stunden im Stiche, und Mlle. Leimtachtel tröstete mich: „Unglück im Spiel, Glück in der Liebe!“ dabei lächelte sie sarkastisch, als ob ihr Jemand den linken großen Zeh bei dem rechten großen Nasenflügel herausgezogen hätte. Mad. Oberstöpsel bat zu Tisch und schob mich zwischen einer X. und einer Z. hinein, so daß ich mir wie ein Y. vorkam. Herr Espenbüschel saß mir gegenüber, und ihm wurden die

zwei Leimtachtels zugetheilt. Ein Gericht braungesottener Karpfen lachte mich mit allen seinen Reizen an. Meine Nachbarinnen waren nicht wenig erstaunt, als ich ihnen mit glühender Beredtsamkeit den stillen Zauber von braunen Karpfen schilderte. Mamsell Z. besonders fing sogleich an, mich mit Belesenheit anzuzupfen. „Finden Sie nicht auch, daß das Taschenbuch: „die Rosen", in diesem Jahre besonders vortrefflich waren?" — „Ich muß gestehen," replicirte ich, mit einem langen, sehnsüchtigen Blicke nach der Karpfenschüssel, in welcher eben Fähndrich Espenbüschel eine trostlose Zukunft anrichtete: „ich muß gestehen, daß ich die Rosen in diesem Jahre noch nicht gekostet habe, aber das vortrefflichste von diesem Jahre war für mich ein Gericht saurer Kartoffeln bei —" „Sie satyrisiren!" sagte Mlle. Z. — „Mit so wichtigen Dingen nie! finden Sie nicht, daß in sauren Kartoffeln Lebens- und Liebesessenz und Stoff harmonisch vereinigt ist! Der Honig der Liebe einigt sich mit dem Essig der Eifersucht; die Allzusüßlichkeit der Gefühle wird von einem angenehmen säuerlichen Princip pikant gemacht; die Farbe selbst ist so schwärmerisch, wie verglimmerndes Abendroth! Es ist kein Essen, kein Kauen, kein Schlingen, es ist ein eigenes, feines Gemisch von Allem diesem, und —" hier war die Karpfenschüssel bei mir und ich wurde stumm wie sie. Espenbüschel hatte aber schon mit seinen einfachen Kinnbacken anderthalb Köpfe überwältigt und ging wieder an die Arbeit, d. h. er wurde liebenswürdig. Er drehte aus der Serviette

einen Storch und machte das Klappern mit den Zähnen dazu nach. Er machte aus einem Apfelkern einen Grenadier. Er drehte aus Brotkügelchen Figuren. Er warf mit fünf Brotkügelchen prophetische Zeichen auf den Tisch; er ließ einen Teller auf der Gabelspitze tanzen; er machte aus Fischgräten ein Schilderhaus; er brachte Leberreime aus, z. B.:

„Die Leber ist von keiner Wachtel,
Es lebe Mamsell Leimtachtel!"

oder:

„Die Leber ist von keinem Stier,
Es lebe Herr Saphir!"

Und inzwischen tönte es immer: „Nein, das ist himmlisch!"

Ich aber saß da, versunken in beißenden Beschäftigungen und ich sah es meinen Nachbarinnen an, daß sie sich bemitleideten, nicht neben Espenbüschel zu sitzen, sondern neben einem Barbar, neben einem Karpfenenthusiasten, neben einem Unmenschen, der saure Kartoffeln mit Liebe und Leben vergleicht. Die Tafel war zu Ende. Espenbüschel hatte wie eine Fegewolke im Nu allen Damen die Stühle bei Seite gerückt und allen die Hand geküßt. Er erbot sich der ganzen Gesellschaft zum Begleiter an, sie nahmen es auch alle an; ich aber zog allein von dannen und hörte noch bei'm Empfehlen, wie Mamsell Z. zu Mamsell X. wispelte: „Wie doch der Ruf trügt; der S. ist ein höchst langweiliger Mensch, und nun gar gegen Espenbüschel!"

Zerknirscht ob dieser Worte ging ich nach Hause und gelobte, meinen einstigen Sohn zum Espenbüschel zu erziehen.

Der Autokrat, die Kurländer Juden und die Cholera.

(Phantasie.)

Auf dem glänzenden Throne zu Petershof saß der huldreichste aller Czaaren, und um ihn die geadelten und besternten Obersklaven des Reichs. Und der oberste Obersklave mit dem größten Sterne fiel auf die Knie und sprach mit zitternder Stimme: „Großmächtigste, übergnädigste Majestät! Aus dem Lande der verfluchten Rebellen, der Czaar und Gott möge sie verdammen, kamen traurige Botschaften! die Empörer beweisen einen niederträchtigen Muth! Nicht nur das allein, sondern selbst die polnischen Juden, der Czaar und Gott möge sie verdammen! sogar die Juden in Wilnee geben alles Silber und Gold her, um ihrem Vaterlande, wie diese Judenhunde es nennen, nützlich zu sein!

Der huldreichste der Czaaren antwortete nichts und lächelte milde. Da nahte sich ein zweiter besternter Obersklave und fiel auf die Knie, und sprach: „Großmächtigste, übergnädigste Majestät! Schon wieder schlimme Nachrichten aus dem Lande der verfluchten Rebellen, von

den Polen, der Czaar und Gott möge sie verdammen! die Judenhunde in Warschau, sie arbeiten als Municipalgarden an den Wällen Warschaus mit einem eben solchen hochherzigen Patriotismus, wie die polnischen Bluthunde es nennen, gleich den andern Einwohnern!"

Der huldreichste der Czaaren lächelte milde und sprach: „Gott und die heilige Jungfrau werden auch hier meine Brust füllen mit himmlischer Gnade. Ich liebe auch die polnischen Juden, wie alle meine geliebten, aber leider irregeleiteten Unterthanen. Weil ich aber jetzt in meiner väterlichen Liebe nicht bis zu den polnischen Juden reichen kann, so nehme man alle armen Juden in Kurland, und schicke sie nach Sibirien; Männer, Weiber, Greise, Kinder, Säuglinge und Kranke! Gott und die heilige Jungfrau werden meinem väterlichen Herzen ferner alle Milde einflößen, die ich allen meinen geliebten Unterthanen so gerne angedeihen lasse!"

Da beugten die Obersklaven alle das Knie und segneten den huldreichen und väterlichen Herrn!

Und die Eilrenner brachten die huldreiche Sentenz nach Kurland, und die thätigen Verweser des göttlichen Rechtes waren sehr emsig! Aufgepackt wurden die Juden alle, die kein Geld haben, und hinausgestoßen nach Sibirien. Der Kranke wird vom Lager gerissen; die Wöchnerin aus dem Bette, und das Kind vom Busen der Mutter, damit die väterliche Huld ihnen kund werde. Sie werden geneckt, geschimpft, gestoßen, gehetzt, gepeitscht, geknebelt, gepufft, gezwickt, gekneipt, man speit

ihnen in's Angesicht, und man reißt ihnen die grauen Bärte aus, damit die väterliche Huld ihnen kund werde.

Itzig Salomonowsky, ein armer, armer Jude, hat erst geheirathet die junge, schöne Rebekka, die früher den Bitten des Podalnik kein Gehör gegeben hat. Der Podalnik bindet nun dem Itzig Salomonowsky und der Rebekka Hände und Füße, und wirft sie auf einen Karren, und führt sie selbst aus der Stadt, und er höhnt die Gebundenen, und schlägt ihnen in's Gesicht, und er sagt: „nun schöne Rebekka, Hundjüdin, ist Dir der Podalnik noch nicht koscher? möchtest Du den Podalnik nicht küssen, schöne Rebekka?" und er drückt seinen geifertriefenden Mund auf die Rosenlippen der gebundenen Jüdin, und schnalzt mit dem Mund und sagt. „Nun, Itzig Salomonowsky, was rufst Du nicht an den Gott Abraham? Ja, Itzig Salomonowsky, der Gott Abraham kann nichts machen gegen den Podalnik!" Der schönen Rebekka strömten die Thränen über die bleichen, reizgeformten Wangen, und ihr Busen hob sich unter schweren Seufzern, und ihre süßen Lippen bewegten sich im stillen Gebete zum Gotte Abrahams, zum Gotte ihrer Väter. Aber die Hände falten konnte sie nicht, denn sie waren ihr fest gebunden, und Füße und Körper ebenso. Und der Podalnik riß ihr die fromme Haube vom Kopfe, daß ihr schwarzes Haar hervorquoll, und in nächtlichen dicken Wellen um den weißen Hals fiel.

„Schöne Rebekka," sagte der Podalnik, und wühlte

mit den Schlangenfingern in dem Reichthum der Haare; „schöne Rebekka, grausame Jüdin, hast Du doch Haare, schwarz wie Ebenholz, und weich wie Seide, was willst Du machen in dem leblosen Sibirien mit solchen Haaren? Gib es zum Andenken dem Podalnik, den Du verschmähst, daß er sich mache daraus ein Kopfkissen. Willst Du nicht, schöne Rebekka?" und mit höhnischem Lachen wickelt er die langen, langen Flechten um die Schergenhand und schneidet mit seinem Messer sie hart am Kopfe weg, so daß die Schädelhaut mit abging!

Itzig Salomonowsky wand sich in ohnmächtiger Wuth, und Rebekka weinte heftiger, und den großen Augen entquellen bittere Thränen, und ihre Rosenlippen bewegten sich im schmerzlichen Gebet zu dem Gotte Abrahams, zum Gotte ihrer Väter!

„Schöne Rebekka," sagte der Podalnik wieder, „hast Du doch Zähne, weiß wie sibirischer Schnee, und fein geformt wie die Perlen in der Krone der Czaarin. Gib mir, schöne Rebekka, zum Andenken sechs Zähne, daß ich sie meinen Kindern umhänge, wenn sie selbst Zähne bekommen. Willst Du nicht, schöne Rebekka?"

Und mit teuflischem Lachen brach der Podalnik der schönen, wehrlosen Jüdin sechs Zähne aus dem blühenden Mund, daß das Blut herabquoll auf den weißen, halbentblößten Busen.

Immer heißer rollten die Thränen der schönen Rebekka, sie stöhnte schmerzlich auf, und aus den blutigen Lippen stieg ein inbrünstig Gebet zum Gotte Abrahams,

zum Gotte ihrer Väter, und die großen schwarzen Augen kehrten sich stummklagend gegen den Himmel.

„Schöne Rebekka, grausame Rebekka," sagte der Podalnik wieder, „hast Du doch Augen, klar wie das Rennthier, funkelnd wie der Abendstern der Mitternacht; was willst Du machen in Sibirien mit solchen großen Augen, schöne Rebekka? sie werden doch geblendet von blinzendem Schnee, und getrübet vom bittern Weinen. Gib, schöne Rebekka, Deine Augen dem Podalnik, daß ich sie als kostbare Knöpfe kann befestigen an meine Knute, zum ewigen Andenken an Dich, willst Du nicht, schöne Rebekka?"

Und er nimmt sein Messer, und sticht der schönen, gebundenen Jüdin heraus die zwei großen, schwarzen, thränengefüllten Augen, und er legt mit teuflischem Gelächter die zwei Augen auf die Augen von dem gebundenen, wehklagenden Juden, und er sagt: „Nun, Itzig Salomonowsky, da hast Du die süßen Augen Deiner schönen Rebekka, nicht wahr, der Podalnik ist ein gutherziger Mann, Du Bluthund!"

Die schöne Rebekka aber konnte nicht mehr beten, nicht mehr weinen, die schönen, zarten Glieder zuckten krampfhaft in den festen Stricken, und ihr Herz zuckte und schlug hoch im letzten Todeskampf auf.

„Schöne Rebekka, grausame Rebekka," sagte der Podalnik wieder, „hat doch endlich der Podalnik gemacht schlagen Dein grausames Herz? Was willst Du machen mit dem Herzen in Sibirien, wo sein rother Saft wird

zusammenlaufen und stocken wie gestandene Milch? Schenke, schöne Rebekka, Dein Herz dem Podalnik, daß er es als Schlittengehänge umthue seinem Rennthiere am festlichen Tage!"

Und mit Lachen stößt der Podalnik sein Messer in die Brust der schönen, gebundenen Jüdin, und mit einem: „Höre mich, Gott meiner Väter!" entflieht ihre Seele der schönen, gemarterten Hülle.

Und der Podalnik wendet das Messer um und wieder um in dem Herzen der entseelten, schönen Rebekka, und er zieht es heraus, und wischt das bluttriefende Messer ab an dem greisen Barte des gebundenen Itzig Salomonowsky, und spricht: „Einen schönen Gruß, mein lieber Itzig, von der schönen Rebekka, sie will nicht mit Euch gehen nach Sibirien, sie will bleiben bei ihrem Podalnik, fragt sie nur selbst, mein lieber Itzig, und sie wird's Euch sagen!" Und der Podalnik fletscht lachend die Zähne, schneidet die Bande des Juden auseinander, wirft ihn hinunter von dem Karren, und sagt: „Jetzt geh', Du jüdischer Hund, geh' hin zu Deinen Brüdern, dort ziehen sie alle hin mit Heulen und Zähneklappern, nackt und brodlos, hungerig und frostleidend, und die kleinen Kinder trinken aus der versiegten Mutterbrust Blut statt Milch!" Und der Podalnik zieht hohnlachend auf der einen Seite von dannen, und auf der andern Seite erschallt das Winseln und Klagen und das Jammergeschrei von tausend elenden, hilflosen, ausgestoßenen Menschengeschöpfen.

Doch nicht das Hohnlachen des Podalnik dringt zu dem Throne des huldreichsten der Czaaren; nicht das Winseln und nicht das Zetergeschrei der gemißhandelten Menschheit schlägt an die Himmelsdecke des Thronsaales zu Peterhof! Höher aber, als der Thron zu Peterhof, wohnt ein Wesen, Gott genannt; und höher gewölbt, als die Decke des Thronsaales zu Peterhof, ist der Himmel, der Thronsaal Gottes; und an diese Wölbung schlugen an und brachen sich das Hohnlachen des Podalnik und das Wehgeschrei der gemißhandelten Juden, und der Wehruf der geschlachteten Polen, und die Anklage der zertretenen Menschheit.

Gott aber, der da ist der einzige Selbstherrscher im Himmel und auf Erden; Gott aber, der ist lauter Liebe und Gnade, Gott, der da hört mit gleichem Wohlgefallen das Gebet in der Kirche, wie in der Synagoge, im Tempel wie in der Moschee, der das Haar im Barte des Bettlers eben so beachtet, als die gesalbten Locken des Herrschers, Gott hörte das Hohnlachen und Winseln und Weherufen, und sein göttliches Auge zuckte zornig zusammen, und tausend Sonnenwelten zitterten in ihren ewigen Kreisen, und er berief seine fürchterlichste Rachegeißel vor seinen Thron, und sie erschien, angethan mit Entsetzen, und umgürtet wie Moderduft. Schrecken und Angst gingen vor ihr her, Tod und Verwesung gingen ihr zur Seite, und Oede, Grabesstille und schauerliche Verwüstung folgten ihr nach, und Gott nannte sie: „Cholera". Und Gott sagte: „Fleuch hinab, stummer

Herold meines Grimmes, und ziehe ein in die Knochenhäuser, Menschen genannt, damit sie inne werden, daß der Herr herannahe, in seinem Zorn ob der gemißhandelten Menschheit, ob des geschändeten Völkerglücks! damit sie Einhalt thun dem Unterdrücken, dem Würgen, dem Schlachten; dem Freiheitsblutaussaugen aus den angeschwollenen Volksadern, und dem Einhauen des despotischen Eberzahnes in das gesunde Fleisch des Lebens!

Da schlug die Geißel Gottes die schwarzen Fittige zusammen, und rauschte hernieder über das beglückte Rußland, und hauchte ihren Odem hin über die Sklaven bevölkerter Steppen, und Leichenhügel auf Leichenhügel thürmten sich zu Zorn- und Warnungs-Pyramiden der ewigen Vorsehung auf.

Allein noch war diese Sprache der ewigen Rache nicht deutlich genug; man glaubte, die Cholera habe eine heilige Scheu vor Rang und Stand, und neue Polenwürger rückten aus. Da schlug die Geißel Gottes zum zweitenmale die schwarzen Fittige zusammen, und nur achtmal rann ein bischen Sand vom Stundenglase ab, und der Türkenheld, der Bergbezwinger Sabalkansky — war gewesen! Die Weichsel war sein Rubicon, und er wurde da begraben, wo er seinen Ruhm begraben.

Allein noch war diese Sprache der ewigen Rache nicht deutlich genug, man glaubte wenigstens auf den höchsten Höhen sicher zu sein und neue Freiheitswürger zogen aus. Da schlug die Geißel Gottes zum dritten-

male die schwarzen Fittige zusammen und nur achtmal rann ein bischen Sand vom Stundenglase ab, und der Dienys von Warschau war gewesen!

Und über Petersburg kreisete nun die Geißel Gottes und ihr verzehrender Hauch versengt noch einmal zur Warnung Europa's den Saum vieler Länder, und sie schüttelt drohend hin nach dem Stephansthurm zu Wien, nach der Notre Dame zu Paris, nach der Westmünsterabtei zu London und nach dem Dom in Berlin, und sie spricht:

„Ihr Herrscher der Erde, eingesetzt vom ewigen Richter zu seinem gesalbten Statthalter hienieden, angethan mit göttlicher Macht! In euere Hand hat Gott gegeben das Wohl der Völker und das Glück der Nationen, auf eure Schulter gelegt die Wohlfahrt der Menschheit und den Segen der Welt.

Wohlan, thut Einhalt dem systematischen Abschlachten einer Heldennation, laßt das Geschrei der unzähligen, unsterblichen Opfer der Freiheit von der großen Schädelstätte Polens zu euern fürstlichen Herzen dringen; laßt einmal die Blindschleiche der Politik fahren und traut dem hellsehenden Falkenblick der Zeitanforderung."

So spricht die Cholera. Die Antwort werden wir lesen, wenn die Zeit ein Blatt der Geschichte umgewendet haben wird. Gott gebe, daß wir sie nicht bei dem Scheine einer allgemeinen Leichenfackel, sondern an den Strahlen eines heitern Morgenroths lesen mögen, Amen!

Liebesschliffeleien des Poeten Piperl.

Erstes Capitel.

Sevaldus Piperl erblickte nicht das Licht der Welt, sondern das einer kleinen Nachtlampe, auf den Höhen der Menschheit, d. h. in dem Dachstübchen des Schulmeisters Bartholomäus Piperl, in dem Dörfchen Blitzhausen. Bartholomäus Piperl hatte früher auf einer deutschen Universität sich so viele Kenntnisse und so wenig edles Metall erworben, daß seine Hoffnungen auf eine gute Anstellung wie Nebelgebilde zerrannen. Bartholomäus konnte keinen platten Einfall eines hohen Gönners pflichtmäßig mit einem Refraingelächter begleiten; Bartholomäus konnte keiner gnädigen Frau, deren Haar an die Schneekoppe erinnerte, betheuern, sie schaukle mit dem Lebensnachen noch am jugendlichen Vorgebirge des Lebens; Bartholomäus konnte unmöglich etwas Langweiliges hören ohne zu gähnen, und das zarteste Schooßhündchen der Zartesten durfte sich nicht unterfangen auch nur die kleinste Invasion in das Gebiet seiner Waden zu machen, ohne mit Heulen und Winseln den Rückzug antreten zu müssen. Bei diesem unglücklichen Character blieb unserm Bartholomäus nichts anderes

übrig, als die eben erledigte Schulmeisterstelle in Blitzhausen anzunehmen. Die Einwohner von Blitzhausen hatten weder gute noch schlechte Einfälle; jede Frau wußte den Taufschein aller andern Frauen auf ein Jota auswendig; Schooßkätzchen und Schooßhündchen waren noch nicht in diese Gegend gekommen; Langeweile hatte man auch nicht, denn in Blitzhausen hatte man keine Diner's, keine Vorlesungen, keine Theater und keine Dilettanten, also durfte Bartholomäus hoffen, die Tage und Nächte seines Lebens hier in schulmeisterlicher Ruhe beschließen zu können. Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch eine Frau, nur bekömmt man leider oft ein kleines Aemtchen und dazu eine große Frau, oft sogar ein Aemtchen, das fast gar nichts abwirft, und dazu ein Weibchen, das alles mit vollen Händen hinauswirft. Zum Glück für Bartholomäus brachte ihm sein ruhiges Aemtchen auch ein ruhiges Weibchen. Marie, die Tochter eines armen Flötenspielers, legte ihre leere Hand in die seine, und füllte sie, wenn auch nicht mit dem Mitgifte der Fortuna, doch mit dem Gegengifte der Liebe und mit dem Tausendgüldenkraut der innigsten Zärtlichkeit. Sie brachte ihm nichts mit, als sich und ihr Herz voll Treue, und ihre Brust voll Frömmigkeit, und ihr Wesen voll Milde und ihr Auge voll Unschuld; aber mit ihrem Einzuge in seine Dachstube zog die häusliche, glückbringende Schwalbe Zufriedenheit mit ein, und nistete sich ein in das einfache Zimmerchen. Mariens Herz war unter den Flötentönen ihres Vaters

selbst zur Flötenuhr geworden, und flötete die reichsten und zartesten Klänge hinaus in die Einförmigkeit ihres Lebens, und ward es nie müde, stets von neuem auszutönen die Melodien der Sanftmuth und der Liebe, wenn auch ein hartes Schicksal mit rauhem Finger auf der Tastatur ihrer Gefühle herumstürmte, und die Durklänge des Lebens lös'ten sich in wehmüthige Molltöne auf. Unser Sebaldus Piperl war das erste Pfand, das die Liebe in das Leihhaus des ehelichen Glückes setzte, und worauf ihr auch die größte Summe häuslicher Freuden ausbezahlt wurde. Sebaldus war der Augapfel des Vaters und das Herzblatt der Mutter. Wir überspringen die früheren Kinderjahre, in denen der Mensch nichts ist, als sein eigener Aushängebogen, oder die Charta bianca seines künftigen Wesens, und gehen zu seinem Jünglingsalter, zu der Propädeutik seiner Liebesschliffeleien über.

Zweites Capitel.

Blitzhausen lag in einem Thalkessel, den ein Berggürtel in reizenden, bald jähen, bald schroffen und bald sich sanft erhebenden Abstufungen umschloß. Eine gesunde Vegetation trieb aus dem Schafte hoher Eichen die blätterreiche Krone aus, wucherte in dem frischen Grün der Triften über den Rücken der Berge hinweg, und schoß segenvoll empor in dem kornbelasteten Haupte der Aehren. Die Luft floß rein und klar wie stärkende Mineralquellen

von den Berggipfeln nieder, und der blaue Himmel lachte wie das liebende blaue Auge des blauäugigen Landmädchens über das schmale Thal hin, in dem das Dörfchen Blitzhausen wie eine ruhende Nymphe halb hingelehnt lag. Hier in der Vorschule der Aesthetik, in der Natur, hier wuchs Sebaldus auf, die Brust vollgesogen von den Reizen ihres Negligées, sein offenes Herz hingegeben dem freien Spiele aller Empfindungen, sich hingebend den leisesten Wünschen seiner Seele, da kein Wunsch in ihr entstand, der den Zirkelkreis dieser Berge überflog und der nicht unschuldig genug war, um ihn augenblicklich in Ausführung zu bringen. Früh entwickelte sich der Geist des Knaben, der bald mit Heißgier alle Fächer des Unterrichtes umfaßte, den ihm sein Vater ertheilte. Frühzeitig entfaltete sich in Sebaldus' Gemüthe jenes poetische Wesen, das alle Erscheinungen des Lebens einzäunt mit dem Mondscheinregenbogen des Ueberirdischen, und sie nur anfaßt mit den Blumenfäden der Begeisterung. Seine Mutter, die nun für die ganze Spielzeit ihres Lebens das große Thema Mutterliebe zu variiren hatte, und es mit allen Mutationen unabläßig vortrug, führte ihn zu den Blumen des Feldes, lehrte ihm ihre Sprache und sinnige Bedeutung sie führte ihn zu den Festen der Schäfer und den Spielen der Jugend, und so füllte sie seinen Geist mit reichen süßen Empfindungen. Sie legte in sein Herz eine elegische Sanftmuth, ein unbegreifliches Vorbeben namenloser Gefühle, ein Seelenhinneigen zu dem noch

verschleierten Saisbilde künftiger Liebe. Ach, ist denn nicht die Natur die Mutter, die Amme, die Wiege, die Gespielin und die Vertraute zugleich der Poesie? Nur in dieser großen Sennhütte, unter der großen Taucherglocke, vermag der Mensch anzustimmen die reinen Saiten, die, angeweht vom Odem der Göttlichkeit, erklingen in hoher Reinheit. Hier vernahm Sebaldus den ersten Flügelschlag seiner keuschen Muse, reiche Lieder zogen aus seiner Brust und ein Quell Melodien rauschte in seinem Innern; er sang den Reiz der Natur, das Lob der Einsamkeit, und in diese Töne mischten sich die Sehnsuchtsklänge eines namenlosen Wollens, die schwankenden Laute eines ziellosen Suchens, die schmerzlichen Accorde eines unerfüllten Herzens, das Herumirren auf dem Urelemente Liebe, das keinen Ruhepunct findet. Oft waren seine Gesänge gerichtet an ein gestalt- und formloses Wesen, das wie die Ferne ihn anzog und anlockte, das, ungesehn und ungekannt wie die süßen, kaum geahnten Reize des verschleierten Jenseits, sich seiner bemächtigte, das sich an ihn anschmiegte wie elastische Brusthütchen und aus jedem Ton seiner Lieder verständlich mit ihm sprach.

Bartholomäus Piperl wußte sich die poetischen Erzeugnisse seines Sohnes bald zu verschaffen und dieselben einem Universitätsfreunde in die Stadt zu schicken, der nicht ermangelte, sie in Journalen und Almanachen abdrucken zu lassen. Bald war die lesende Welt auf diese Lieder voll Liebe und Sehnsucht, voll reiner Gluth und

reiner Phantasie aufmerksam; besonders fand sich die Frauenwelt durch die Zartheit der Gedanken, durch die weichen Klänge eines ungestillten, liebebedürftigen Herzens angezogen, und bevor noch Sebaldus ahnen konnte, daß die geheimen Präludien seiner Muse ein lauschendes Ohr trafen, hatte ihn die lesende Welt zu ihrem Lieblings-Troubadour erkoren, und Sebaldus Piperls Lieder flossen in passenden Melodien von tausend Honig- und Korallenlippen der Residenz und wurden mit Gluth und Wuth an Toiletten und Ottomanen, bei Serenaden und Cavalcaden, den städtischen Donzellen vorgesungen und vorcitirt.

Drittes Capitel.

Sebaldus hatte bereits sein zweiundzwanzigstes Jahr zurückgelegt, ohne aus dem Dörfchen Blitzhausen zu kommen. Alle Gebräuche, Sitten, Convenienzen und wie die Societätskinder der großen Welt noch heißen mögen, waren ihm so fremd geblieben, wie Menschlichkeit dem Herzen eines Wucherers, wie die Höflichkeit dem Millionär, wie die Wahrheitsliebe dem Lügner. Einfach war sein Betragen, sein Herz offen wie sein Wort, und sein Wort frei wie sein Sinn. Da gefiel es einer weitläufigen Muhme des Bartholomäus Piperl, die in der Residenz W. schon seit dreißig Jahren fromme Gebete und runde Sümmchen zusammen scharrte, jene im Himmel und diese auf Erden auf gute Zinsen unterzubringen suchte.

die Augen zu- und die Kästen aufzuschließen. Die gute Frau war sehr fromm; sie legte daher alle Schlösser vor Kisten und Kasten und gar keines an den Mund. Sie bat den Himmel beständig, daß sie Niemand um etwas bitten möge, und da der Himmel nicht so verschlossen als ihr Goldkasten war, bat sie auch in kurzer Zeit kein Mensch mehr um etwas, und sie lebte in ruhiger Betrachtung ihrer Summen, zurückgezogen von den Ausgaben dieser Welt, unangefochten von fechtenden Bettlern, nur sich und ihren hohen aber geheimen Interessen lebend. Lange stand sie mit einem Fuß im Grabe und mit dem andern vor der Geldtruhe; lange schon hatte sie ein Testament gemacht, aber immer wieder wurde das alte Testament umgeworfen und ein neues eingeführt; da kam Freund Hain, der Herausgeber des großen Vergißmeinnichts: „Tod!" und reichte ihr den kleinen Finger. Zwar bestätigte sich hier das Sprichwort nicht, wenn man einem den kleinen Finger reicht, so will man die ganze Hand; jedoch verstand die gute Muhme den soliden Fingerzeig genau, segnete ihr gesegnetes Zeitliche, legte die Brille in ihr Gebetbuch, machte ein Eselsohr in das Buch des Lebens, und entschlief den ersten Schlummer, in welchem sie ohne Furcht vor Dieben und vor Einbruch bis zum Anbruch eines großen Tages fortschlummert. In ihrem allerneuesten Testamente hatte sie unsern Sebaldus zum alleinigen Erben ihrer hinterlassenen Reize ernannt. Diese Reize bestanden in hundert und fünfzig tausend Thälerchen, die abgeschieden von

den verführerischen Antastungen dieser Welt in Sack gehüllt lebten, und die nicht eher das Licht der Welt erblickten, bis es ihrer Herrin hienieden erlosch.

Sebaldus' poetisches Gemüth konnte lange nicht begreifen, wie denn die hochselige, wunderliche Muhme auf den wunderlichen Gedanken gekommen, gerade ihm diese Thaler zuzumuthen; doch der etwas prosaischere Bartholomäus meinte, hundert fünfzig tausend Thälerchen könnten auch einem poetischen Aederchen nichts verschlagen, sintemalen es sich zwar sehr schön hören ließe: „O du gold'ne Leier!" „O ihr Silber-Saiten!" Allein zum Unglück wird dieses Gold und Silber aus den Bergwerken der Poesie in den Schmelzhütten des prosaischen Lebens nicht schmelz- und prägbar befunden werden. Bartholomäus meinte ferner: wenn einmal eine solche Muhme zwei Augen zudrückt, dürfte die Muse schon ein Auge zudrücken, da überdem die reichste Muse noch nie einem ihrer Vettern hundert fünfzig tausend Thaler vermachte. Dabei ließe sich auch für Unsterblichkeit mehr leisten, wenn man für die Hungersterblichkeit nicht zu sorgen hat, nicht minder rege der Geist seinen Fittich stärker, wenn der Körper hübsch Schwungfedern hat; das Schäferleben und Lieben sänge sich viel besser, wenn man sein Schäfchen im Trocknen hat, und was dergleichen lose Redensarten mehr sind.

Sebaldus sollte also seine poetischen Füße aufmachen, hinpilgern und eine Schmerzensthräne weinen an dem Grabe, und eine Freudenthräne an der Geldkiste

der Verblichenen. Er sollte ihr Andenken in und ihr Geld auf seiner Brust wohl verwahren, und dabei für einen Theil ihrer hinterlassenen Werke, die Residenz, ihre Merk- und Liebenswürdigkeiten, ihre Gebräuche und Mißbräuche u. s. w. kennen lernen.

Sebaldus verließ mit schwerem Herzen und leichter Tasche das gute Blitzhausen, nicht bevor er von jeder Oreade, Dryade und Hamadryade zärtlich Abschied genommen, um nach der Residenz zu eilen, die er sich längst als einen Zaubergarten und Feentempel dachte. Die Mutter band ihm ihr bestes Halstuch um, und der Vater die besten Ermahnungen ein, und so stieg er hinab von seinen Bergen und sang sein Wanderlied hinaus in die Thäler, die wie smaragdne Schalen, mit Blumen und Früchten gefüllt, ihn umlachten.

Wie eilt das leichte Wolkenheer,
Dort hoch am Sternenreich,
Wenn ich nur eine Wolke wär'
Und zöge fort mit euch!

Wie dort der Vögel munt'rer Chor
Durchschifft die blaue Fluth,
O könnt' ich doch zu euch empor,
Wie wohl wär' mir zu Muth!

Das Bächlein eilt mit munterm Schritt
Stets fort den heitern Lauf,
O könnt' ich mit dem Bächlein fort,
O Bächlein, nimm mich auf!

Doch alle drei, sie eilen fort
Und lassen mich zurück;

Ach, ihnen folgt nach fernem Ort
Voll Sehnsucht nach mein Blick.

So zieh' ich singend hinterdrein,
Mit Saitenklang und Spiel,
Erreiche spät im Abendschein
Das längst ersehnte Ziel.

Viertes Capitel.

Es war Abend geworden, als Piperl die große Thurmspitze der Residenz W. wie einen in die Höhe gestreckten Zeigefinger erblickte. An der Barrière bat ihn der Aufseher um die Eröffnung seines zartesten Geheimnisses, welches diesesmal in einem kleinen Felleisen bestand. Piperl hatte weder ungarischen Tabak noch englische Tücher, und entkam bald den wißbegierigen Nachforschungen der Zolldiener. Mit leiser schüchterner Stimme fragte er nach einem Gasthofe; man wies ihn an die „Stadt London“, und Piperl hielt gegen neun Uhr Abends seinen anspruchlosen Einzug in die „Stadt London“. Wer die Residenz W. und die Stadt London kennt, kann sich denken, wie ein Passagier, der nicht wenigstens mit zehn Füßen ankommt, hier aufgenommen wird. Der Lord-Major, id est der Gastwirth der Stadt London stand in der Thüre und sah unsern Poeten heranschreiten, und da es selbst von einem Lord-Major nicht zu verlangen ist, daß er es einem staubbedeckten Fußgänger ansehen soll, daß eine gottselige Tante ihre hinterlassenen Werke von nicht weniger als hundert fünfzig

tausend Thalern ihm vererbte, so lüftete er kaum die weiße Nachtmütze, die wie ein Schwan auf dem rothen Meere seiner Haare schwamm. Piperl machte eine tiefe Verbeugung und mußte lange warten, bis ihm Antwort wurde. Endlich kam der Lord-Kanzler, der hier nur Ober-Zimmerkellner genannt wurde. Piperl machte wieder eine sehr tiefe Verbeugung, und — wer sich erniedrigt, wird erhöht, der Lord-Kanzler wies ihm eine der ersten Stellen im Oberhause, das heißt drei Treppen hoch, an. Ein anderer Kellner wurde angewiesen, Piperls Felleisen nachzutragen. Dieser Kellner, der das Portefeuille der Auswärtigen besorgte, lächelte ironisch, als er den specifischen Leichtsinn des Felleisens gewahrte. So gelangte Piperl in das für ihn bestimmte Zimmerchen, in welchem er sich bald mit seinem Felleisen in ungestörter Vertraulichkeit befand. Er öffnete das Fenster und sah hinaus in das rege Leben der Stadt, und in den gestirnten Himmel, und die Sternchen schienen mit Spott herabzublinzeln auf die tausend und aber tausend Lampen, mit denen die Erde ihre Kahlheit beleuchtet, und der breite Strom floß wie ein Gnadenband durch die Stadt, und das Rauschen seiner Wellen schien ein leises Necken über das nichtige Treiben an seinen Ufern; und jenseits der großen Vorstadt ragten die Wipfel hoher Bäume herüber und in ihren Zweigen schien es schalkhaft zu flüstern, und die Blätter lispelten sich schelmische Lieder zu über das Tosen der Stadt und über das Kosen der Pärchen, die unter ihnen wandelten; und auf den Baumspitzen wiegte

sich der Mondschein und zitterte sein blasses Champagnerschaum-Licht herab in das Grün der bewegten Aeste, und auf der entgegengesetzten Seite stand der . . . berg schweigend und erhaben feierlich, wie ein Hoherpriester der Schöpfung und sah mit sinnigem Haupte hinunter in das Häusermeer, das an seinen Füßen brandete; und auf seinem Gipfel stand ein Häuschen, aus dessen Fenstern ein einsames aber freundliches Licht hinunterfloß in die Stadt, wie ein Gruß aus der Ferne, wie ein Wink der Liebe, wie das flatternde Bandzeichen der harrenden Sehnsucht, und dieses Licht leuchtete und funkelte hinein in die Seele Piperls und sein Auge hing unverwandt an diesem Lichte. Er glaubte durch die Ferne zu sehen das Wesen, das dort oben sehnend herausschaut in die leere Dunkelheit; er glaubte durch die Ferne zu hören die Töne eines stillen Verlangens, die das Wesen dort oben hinaushaucht in die aufhorchende Nachtluft, und durch seine Brust zog der Vortraum der Liebe und er feierte das erste Ahnen jener Empfindung, die aufhört zu sein, wenn sie mehr als Ahnung wird. Da klopfte es an die Thüre, und herein trat der weibliche Colonialminister der Stadt London, das Stubenmädchen, und fragte: „Befehlen Sie zu speisen?" In diesem „befehlen Sie zu speisen?" lag eine Accentuation von noch einigen bedeutsamen et caetera's. Piperl sah sich um und vor ihm stand das schönste Exemplar eines W . . . r Stubenmädchens; und das will viel sagen, wenn man die Exemplare der W . . r Stubenmädchen kennt.

Fünftes Capitel.

Meine Leser werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich ihnen hier eine kleine Characteristik der W...r Stubenmädchen entwerfe. Ein W...r Stubenmädchen ist ein Geschöpf, das die Natur in einem Anfall von Baulust, als sie Frauenzimmer und Kammerherren schuf, sozusagen als einen verknüpfenden Corridor zwischen beiden anlegte. Ein W...r Stubenmädchen ist das Verbindungszeichen der verschiedenen Artikel. Ein solches Stubenmädchen ist die Finanzräthin der Hausfrau, ihr Chargé d'affaires, ihre Posttaube und ihr Haussprachrohr; sie ist die Confidente des Hausherrn, seine Fürsprecherin bei der Frau Gemalin, sein Bureau des renseignemens und sein Rechnungsfaullenzer. Dabei lehrt sie dem Haussohne die Humaniora der Liebe, der Tochter die Anfangsgründe der Coquetterie; nebenbei ist sie Aufpasserin des männlichen und Tugendwächterin des weiblichen Hausgesindes, und die Erholungsstunden wendet sie zur Bereicherung ihrer eigenen Menschenkenntniß an. Dabei besitzt sie eine ciceronische Beredtsamkeit, eine jesuitische Schlauheit, einen diplomatischen Ueberblick aller Stadtintriguen und eine militärische Feldherrntugend, die den Angriff wie den Rückzug mit gleichgeübtem Auge zu leiten und zu decken weiß. Diese Stubenmädchen-Augen sind aber auch ganz eigene Augen, wahre Vorposten- und Wachtfeueraugen, und mancher Schmetterling, der unversehrt den Augen der gnädigen

Frau im Audienzzimmer entkam, versengte sich die Fittige an den Stubenmädchen=Augen der Antichambre. Aus dieser hohen Schule kam die Colonialministerin, die eben vor unserm Piperl stand und ihn mit ihrem „befehlen Sie zu speisen?" von dem verschleierten Bilde eines ungekannten Ideals zu ihrem eben nicht zu sehr verschleierten Lindenblüthenhals herabzog. Piperl zuckte zusammen und konnte kein Wort hervorbringen; alle seine Träume glaubte er verwirklicht, sein stilles Sehnen hatte plötzlich einen Gegenstand gefunden. Zitternd verbeugte er sich demüthig und ein Blick fiel verstohlen auf sie hin, den zu deuten die hübsche Antonie nur gar zu gut verstand. Ja hübsch war sie, die Antonie, das gestand selbst das andere Stubenmädchen der Stadt London. Nach W . . . r Art hatte sie ein kleines niedliches weißes Häubchen auf, von dem üppigen Haar guckten auf beiden Seiten einige Locken spitzbübisch hervor, als lauschten sie, was die klaren braunen Feueräuglein sagen wollten; ein kleines Näschen schien eben etwas zu stutzen über die hellen Perlchen, die aus den kirschrothen Lippen herausleuchteten. Ein kleines Tüchlein, das sie ihrem Busen zur Bedeckung mitgegeben, erfüllte seine Pflicht nur halb, und die Fingerspitzen der zwei zierlich geformten Händchen saßen in den Täschchen der Schürze, die wie eine falsche Freundin das Geheimniß der üppigen Formen, wenn auch nicht durch Worte, doch durch Winke und Fingerzeige verräth. So ausgerüstet war sie, die das tragikomische Schicksal unserm Piperl zuerst unter

allen weiblichen Wesen, die er sich alle als gleich englische Wesen dachte, zuführte. Noch kniete er, und Antonie fragte noch einmal: „Was befehlen Sie zu speisen?“ Piperl wagte keinen Blick auf sie zu werfen. „Was machen Sie denn?“ fragte Antonie, trat hinzu, und half ihm, sich aufzurichten. „Cidli!“ lispelte Piperl und sein Auge schloß sich in sanfter Begeisterung. „Cidli?“ fragte Antonie, „steht das auf der Karte? Ich will einmal nachsehen, und gleich wiederkommen.“ Damit schlüpfte sie zur Thüre hinaus, und ließ unsern Piperl sich und seiner Seligkeit überlassen. Ein neues Leben schien ihm aufzugehen; er glaubte nun das Loos seines Schicksals geworfen, eine Begeisterung der Liebe durchschauerte ihn und er sang aus voller Brust hinaus die Lust, daß seinen Wünschen, seinem namenlosen Lieben endlich ein Gegenstand geworden, und in immer neuen Weisen tönte seine Muse dieses Glück aus.

Wenn ich tausend Lieder sänge,
Stets erneut sich das Organ,
Welches mir voll süßer Klänge
Innen tief ward aufgethan.
Schwimmend leb' ich in Accorden,
Unbewußt wie es geworden.

Sonst war ich wie blind geboren
Und der Sonne goldnes Licht,
Und der Farbentanz der Horen,
Und des Frühlings Angesicht,
Blüthenkeime, Blätterpressen,
Hat mein Auge nicht genossen.

Sterne kamen still gezogen,
Mich erquickte nicht ihr Schein;
Nicht liebt' ich den Regenbogen,
Nicht des Mondes Lilienschein,
Nicht im bunten Rosenkleide
Die beblümte Jaspishaide.

Da kam sie, mein Herzverlangen!
Und mir sprang des Lebens Quell,
Welten sind mir aufgegangen,
Rosenroth und licht und hell.
Wo jetzt hin die Augen blicken,
Wird ein Schein sie froh erquicken.

Mich ergriff ein süßer Schrecken,
Als sie glanzvoll vor mir stand,
Liebend sich nach ihr zu strecken
Wagt' es nicht die scheue Hand.
Später erst als sie entschwunden,
Hab' ich Wort und Ton gefunden.

Wie ich singe, springt die Rinde
Jedes Zweifels von mir los,
Wie der Liebe Glück ich künde,
Nahet es dem Götterschooß,
Und so lang die Lieder rauschen,
Weilt es gerne mir zu lauschen.

Sechstes Capitel.

Das Stubenmädchen unterließ nicht, die Stadt London davon in Kenntniß zu setzen, wie der Mann im Oberhause im Oberstübchen nicht ganz richtig sei; der Lordmajor legte sich mit dem Ohre an das Schlüssel-

loch und eröffnete endlich seinen sämmtlichen John Bull, der Mann im Oberhause müsse ein Scribent oder Dichter, oder Zeitungsschreiber oder so was sein, denn er spreche mit sich selbst und noch dazu in Reimen. Man müsse deshalb gleich Morgen frühe die Tageszeche fordern, denn solche Leute wollten gewöhnlich mit ihrem Klingkling aus dem Schatzkästlein der Poesie bezahlen.

Piperl war unter den süßesten Hoffnungen zu Bette gegangen, und der Traumgott, der einzige freigebige Gott gegen Dichter, führte ihm das Stubenmädchen in tausenderlei Gestalten vor, bis der späte Morgen durch die Fenster schien, und Piperl mit einem Sprunge aus dem Arm des schönsten Traumes, und aus dem Bette sprang. Die Morgenstunde, die Gold im Munde hat, war schon längst vorüber, und da die gestrige Abendstunde nicht einmal Abendbrot im Munde hatte, so verspürte Piperl ein Flüstern seines Magens, das ihm zurief: „Morgenstunde hat Frühstück im Munde!“ Er dachte eben darüber nach, wie diese verwegene Sentenz in Ausübung zu bringen wäre, als Antonie ihr Köpfchen zur Thüre hereinstreckte und „guten Morgen“ hereinrief. Mädchenwangen und Monatsrosen blühen und glühen nie lieblicher und einladender, als am Morgen, wenn sich das Licht eben noch freuet, dieses Terrain gewonnen zu haben; Kirchenglocken und Frauenworte fallen nie freundlicher, wohlklingender in's Ohr, als am Morgen, und Männerherzen sind nie empfänglicher als am Morgen. Wer nie beim ersten Erwachen einen „guten

Morgen" von den Korallen geliebter Lippen pflückte, weiß nicht, was ein „guter Morgen" ist. Auf Piperls Wesen wirkte dieser gute Morgen wie ein electrischer Schlag; er sprang ihr entgegen und Antonie, die nicht gerne zwischen Thür und Angel steckte, besonders wo es etwas zu angeln gab, hüpfte ganz in das Zimmer und in das Herz Piperls hinein. „Guten Morgen!" sagte sie zum zweitenmale, und ein leises „guten Morgen" schlich wie Geisterhauch über Piperls Lippen. Er stürzte auf sie zu und angelte nach ihrer Hand, um sie an seine Lippen zu führen. Es war nicht die erste Stubenmädchenhand in der Geschichte der Stubenmädchen, die Poeten an die Lippen geführt haben; allein in dem Realkatalog von Antoniens Eroberungen schien gerade die Dichterrubrik zu fehlen, und sie beschloß, zur Completirung derselben unsern Piperl in Gnaden aufzunehmen. Sie drückte ihm leise die Hand, und in Piperls Augen traten die Thränen des höchsten Entzückens. Vorderhand schien es Antonien gerathen, es dabei bewenden zu lassen; ihrem geübten Blick entging es nicht, daß ihr Zögling der Liebe noch nie im Buche der Liebe gelesen, und einer solchen Anlockung widersteht kein Stubenmädchenherz. Sie beschloß, ihm das Buchstabiren der Liebe nach und nach beizubringen, und das Zusammenlesen so lange als möglich hinauszurücken. „Befehlen Sie zu frühstücken?" so unterbrach sie den stummen Elementarunterricht der ersten Liebeslection. Piperl nickte schweigend, Antonie entfernte sich, und kam mit dem

edlen Moccasafte wieder. Ihr auf dem Fuße folgte der Oberkellner mit der schwarzen Tafel, und forderte die Tageszeche. Piperl zog eine Börse heraus, über deren Stoff und muthmaßliche Grundfarbe Chemiker von Profession ungewiß hätten sein müssen, und aus dem entfernten Winkel dieser Sackgaßbörse kitzelte sein Finger einen einsiedlischen Ducaten hervor, und ließ ihn verschämt in die offenherzige Hand des Oberkellners fallen. Der Kellner und der Ducaten entfernten sich, Piperl blieb mit dem Moccasafte und Antonien allein, das Herz zog ihn zu letzterer, der Magen schleppte ihn zu erstem; „Antonie!" lispelte das Herz; „Caffee!" schrie der Magen. Wer weiß, wie lange dieser Streit gedauert hätte, wenn nicht Antonie den Caffee eingegossen und so beide verglich. „Geliebtes Wesen!" stammelte Piperl, und die Obertasse zitterte in seiner Hand, so daß der dampfende Inhalt, wie er selbst, heiß überfloß. Antonien, die stets gewohnt war, sich „schelmisches Kätzchen!" „loses Püppchen!" oder wenn es weit kam „Herzensäffchen!" nennen zu hören, that es ordentlich wohl, sich „Wesen" nennen zu hören; es schmeichelte ihr, den poetischen Wesenadel erhalten zu haben. Dieses „geliebtes Wesen!" gab ihrem Wesen eine Hingebung zu Piperls Wesen. Sie beugte sich über das Haupt des seligen Piperl hin, er glaubte die Harmonie der Sphären zu vernehmen; das Sonnenwendfeuer der Liebe flimmerte von seinem Auge, alle Freudenfarben des Glücks loderten vor seinem Herzen auf, — „Polyhymnia!" rief er aus und drückte einen

Kuß auf Antoniens Wangen. „Polyhymnia" Antonie hatte den köstlichen Grundsatz: „Wenn Dir Jemand die eine Wange berührt, so reich' ihm auch die andere hin" stets, und auch jetzt befolgt. Da klopfte es an die Thüre, und herein trat der Bediente des Commerzienrathes Wansiedel. Piperl ließ Polyhymnia und die Obertasse fahren, und der Bediente fragte: „Hab' ich die Ehre mit Herrn Sebaldus Piperl aus Blitzhausen zu sprechen?" Auf die Bejahung dieser Frage lud der Bediente im Namen seines Herrn Piperl ein, ihn heute noch zu besuchen und sein Quartier bei ihm zu nehmen. Piperl versprach zu kommen, und erfuhr von Polyhymnia, wie der Commerzienrath Wansiedel einer der reichsten Männer der Stadt W... wäre, und drei Töchter habe. In der Stadt London machte es nicht wenig Aufsehen, den zu Fuß Angekommenen bei dem reichen Wansiedel eingeladen zu wissen, und als Piperl sich die drei Treppen aus dem Oberhause herabließ, um zu Wansiedel zu gehen, machte der Lord-Majer eine viel tiefere Verbeugung, als gestern bei seinem Einzuge.

Siebentes Capitel.

Der Commerzienrath Wansiedel war ein bedeutender Mann der Stadt W..., das heißt, seine Wechsel wurden auf der Börse und seine Weine bei Tische gut befunden. Aus den Kesseln einer blühenden Zuckerraffinerie stiegen er und seine Fabrikate immer höher empor. Er hatte ein Privilegium erhalten, aus Knochen Zucker

zu bereiten. So hatte er nun, wie ein kleiner Fürst, so lange aus den Knochen seiner Unterthanen Zucker gesogen, bis er ein fürstliches Vermögen hatte. Mit jedem Tage mehrte sich sein Geld, folglich auch sein Ansehen; dabei war er sehr ordnungsliebend und genau. Er hatte noch nie einem Bettler je statt eines Pfennigs aus Versehen einen Ducaten geschenkt, denn er schenkte nie einem Bettler einen Pfennig. Nie hatte ihn sein mitleidiges Herz betrogen, und nie kam er in die traurige Lage, eine Wohlthat schlecht angewendet zu haben. Er betrachtete alle Menschen wie Knochen; hatten sie Mark, ließ sich Zucker aus ihnen sieden, dann waren sie ihm willkommen; wo nicht, so hatte er nichts mit ihnen zu schaffen. Gewiß wird er in seiner letzten Stunde noch den Knochenmann recht fabrikantenmäßig in Augenschein nehmen. In seiner Jugendzeit, als neben dem Knochensystem noch fleischliche Gedanken in Wansiedels Busen wohnten, war es die Tochter einer armen Essighändlerin, bei der er sich und seinen Vortheil so sehr vergaß, daß er in einen sauern Apfel beißen, und das saure Liebchen von der Essigmutter weg in den Zuckerhut der ehelichen Verbindung nehmen mußte. Aus diesem chemischen Proceß, aus der Verbindung des Sauer- und des Zuckerstoffes entwickelten sich drei Töchter, die von den Eltern mit sauersüßem Gesichte empfangen wurden. Diese drei Töchter waren herangewachsen, und hatten jenes Mittelalter erreicht, in welchem es an Rittern zu mangeln anfängt.

Die Mutter Natur hatte bei der Ausstattung dieser drei Töchter nicht tief in die Tasche gegriffen, und dieses Kleeblatt ohne den großen Wanderbrief: „Schönheit", hinausgeschickt in die Lehrzeit des Lebens. Louise, Marie und Amalie hätten zusammen kaum ein einziges undefectes Exemplar einer Schönheit abgegeben; jeder Band einzeln war nichts weniger als complet. Louise, die älteste, schien aus Liebe zu dem Gewerbe ihres Vaters ein wandelndes Beinhaus zu sein. Diese lebendige Osteologie hätte selbst ein katholischer Geistlicher an den höchsten Fasttagen genießen können, ohne gegen das Gesetz, kein Fleisch zu berühren, gesündigt zu haben. Etwas mehr Embonpoint hatte Marie; ja sie schien den Fehler ihrer Schwester verschwenderisch gut machen zu wollen, und ihr Minus durch ein überschwengliches Plus zu ersetzen. Wer bei Louisen das Kanten- und Krystallisations-system ausstudirt hatte, konnte bei Marie das Gesetz der Sphäroide oder der Rundgemälde beginnen, und wenn er mit beiden zu Stande war, so konnte er bei Amalie die Geologie oder die Kenntniß der Gebirge sich aneignen. Amalie besaß fast gar keine Nase, nur ein Zipfelchen schien neugierig in das Tageslicht heraus zu gucken; doch dafür schien es, als ob Amalie ihre Nase in das steckte, was hinter ihrem Rücken geschah, und diese Rückennase trat in scharfen Kanten, wie eine Adlernase, hinter Amalie lebenslustig in die Welt hinaus. Mit wahrer Philosophie bekümmerte sie sich um Dinge nicht, die hinter ihrem Rücken geschahen. Die weise Natur, die

auf der einen Seite spart, was sie auf der andern verschwendet, hatte Amalien alle Ausgaben für Busenflor und sonstige Busenverhüller vom Hause aus ersparen wollen. Allein Amalie wußte ihrem Feinde, der sie von rückwärts niederzuziehen drohte, ein bedeutsames Gegengewicht entgegen zu setzen, und durch einen interimistischen Busen sich stets in einem balancirenden Gleichgewicht zu erhalten. Diese drei Essig-Zucker-Grazien lebten in schwesterlicher Zwietracht, und obschon sie sich keine Eroberung streitig zu machen hatten, war doch stets eine auf die Schönheit der andern eifersüchtig, und nur in einem Puncte harmonirten sie und machten förmlich einen Contract darüber, daß eine Woche um die andere immer abwechselnd eine von ihnen die jüngste war.

Mit solchen Reizen gewaffnet, trat das Kleeblatt unserm Piperl entgegen, der, ein zweiter Paris, der Schönsten den Apfel reichen sollte.

Der Commerzienrath Wansiedel war Executor des Testamentes der seligen Tante, und den größten Theil ihres Capitals hatte er in seine Zuckerraffinerie hinein raffinirt. Er erfuhr Piperls Ankunft und beschloß sogleich, sein Herz von drei Angriffspuncten zugleich zu bestürmen, und es koste was es wolle, aus unserm Piperl Fleisch von seinem Fleisch, und Bein von seinem Bein zu machen, immer gleich, ob es durch Louisens Bein, oder durch Marien, oder durch Amaliens Ueberfluß zu bewerkstelligen war. Dabei mußten alle geistigen Reize der drei Schönen unter Gewehr treten. Louisens

Guitarre, Mariens Harfe und Amaliens Gesang. Piperl hatte keine Ahnung von den Gefahren, denen er entgegen ging; seine Polyhymnia aus der Stadt Londen umschwebte ihn, er trat in das Haus des Commerzienrathes, und lispelte dem groben Portier, auf die Frage: „Wer ist er?“ erschrocken zu: „Sebaldus Piperl aus Blitzhausen!“

Achtes Capitel.

Piperl trat verlegen in das Zimmer, in welchem der Commerzienrath und seine Frau den poetischen Erben des prosaischen Reichthums erwarteten.

Der Commerzienrath kündigte ihm an, wie es mit dem Testamente seine Richtigkeit habe, und er nun Besitzer eines großen Vermögens sei. Die Frau Commerzienräthin überhäufte ihn mit Artigkeiten, und bot ihm ein paar schöne Zimmern in ihrem Hause an. „Wir wollen, so lange Sie hier sind, nur ein Haus ausmachen,“ sagte sie; „meine Töchter, die ich Ihnen gleich vorzustellen die Ehre haben werde, sollen Ihnen die Merkwürdigkeiten unserer Stadt nach und nach zeigen, und Ihnen Ihren Aufenthalt hier so angenehm als möglich machen.“ Piperl wußte nicht, was er darauf antworten sollte; bloß eine Verbeugung nach der andern waren die pantomimischen Repliken, die eben so gut für ja, als für nein gelten konnten. Der Commerzienrath und seine Gattin merkten wohl, daß der Dichter Piperl mehr unter Göttern, Nymphen und Heroen, als unter

Menschen gelebt hatte, und um desto leichter schien ihnen der Sieg über sein Herz und seine Erbschaft. Die Frau Commerzienräthin faßte ihn bei der Hand und sagte: „Ich will Sie in das Arbeitszimmer meiner Töchter führen; zwar sind sie nicht so gekleidet, um Besuche anzunehmen, allein mit einem so lieben Freunde nimmt man es nicht so genau;" Piperl ließ sich mechanisch in das besprochene Zimmer führen, in welchem die drei Nymphen des Hauses in einem anscheinenden Negligée saßen und dilettirten. Beim Eintritt Piperls sprangen sie wie die Korkpfropfen in die Höhe, duckten in einem Knicks wieder nieder, und drückten die freiwillige Verlegenheit auf früheren allerhöchsten mütterlichen Befehl in Blick und Geberden aus. „Meine Töchter," sagte die Commerzienräthin, und stellte sie ihm der Reihe nach vor: Louise, Marie, Amalie. Piperl wurde roth und blaß, er hatte noch nie vor einem solchen Weibersenate gestanden. „Ich danke Ihnen!" stotterte er endlich verlegen heraus, machte eine Verbeugung und stotterte verlegen fort: „Wollen Sie nicht Platz nehmen?" Die Commerzienräthin lächelte heimlich: „Nun wohlan, ich lasse Sie bei meinen Töchtern, aber Sie werden doch nicht lose sein?" „Wie Sie befehlen!" antwortete Piperl und die Commerzienräthin überließ ihn den sechs Händen ihrer Töchter. „Wollen Sie mich nicht mitnehmen?" fragte Piperl ängstlich, allein sie war schon weg, und die dünne mathematische Linie Louise raffte alle ihre muthmaßliche Grazie zusammen, und fragte lächelnd:

„Sie fürchten uns doch nicht?" und dabei zog sie ihn neben sich auf das Sopha hin. Piperl erschrak heftig, als er sich niedersetzte und eine Spanne tief in die weichen Polster des Sophas niedersank; er wollte aufspringen, allein Louisens Hand hatte die seinige bereits umknöchelt und zog ihn wieder nieder. Marie und Amalie setzten sich ihm gegenüber, und ließen ihre Augen auf den Armen losspielen. „Ich habe eben Ihr herrliches Gedicht gelesen," fing Louise an, und zeigte auf einen Almanach. „Mein Gedicht?" rief Piperl erstaunt aus; Louise blätterte im Almanache das Gedicht: „Lieb' und Gegenliebe", auf, und las:

Wenn ich lieb' so rechtes Lieben
So das Lieben Leben ist,
Wär' mein Leben ausgeblieben,
Wenn ich Liebe hätt' vermißt.
Liebe kann nur Athem holen
In der Gegenliebe Luft,
Wird ihr diese weggestohlen,
Fährt die Liebe in die Gruft;
Und da Liebe Athem war vom Leben,
Ist dem Leben auch der Tod gegeben.

Lieben heißt sein Herz beschauen,
In dem Spiegel G e g e n l i e b',
Wie auf klaren Fluthenauen
Sich der Sonne Antlitz schrieb.
Wird denn nicht mein Sein erlahmen,
Wenn der Spiegel ist enthüllt,
Und es schaute aus dem Rahmen
Nicht heraus mein Spiegelbild?
Leben so und Lieb' erblindet,
Wo nicht G.genliebe Liebe findet!

„Sehen Sie? hier drunter steht: Sebaldus Piperl.“ „Ach, wie zart!“ lispelte Marie, „wie gefühlvoll!“ zirpte Amalie. Piperl saß verblüfft da. „Hat Ihr Herz den Gegenstand seiner zarten Liebe schon gefunden?“ frug Louise, und knöchelte ihre Hand mit sanftem Feuer in Piperls Hand. „Polyhymnia!“ rief Piperl aus, seine Phantasie war bei dem Stubenmädchen der Stadt London, und er drückte Louisens Hand, daß sie knackte, und Louisens Herz pochte, daß man es ordentlich an die dürren Seitenwände klappern hörte. „Polyhymnia!“ rief Piperl aus, fiel vor Louisen auf die Knie und stürzte aus dem Zimmer. Louise glaubte, dieser Act der Begeisterung wäre ganz einem Dichtergemüthe gemäß, und sah sich schon im Voraus als: „Louise-Polyhymnia Piperl“, in Piperls Armen, und was noch mehr sagen wollte, im Besitz seiner hundert fünfzig tausend Thaler, und ein Entzücken rasselte durch ihre lockern Glieder. Piperl aber finden wir auf dem Wege nach der Stadt London, um seine Sehnsucht durch den Anblick der Colonialministerin zu stillen.

Neuntes Capitel.

Sebaldus bog um die Ecke der ****straße nach dem ****markte ein, und sah an den hohen Häusern hinauf, als plötzlich aus einem Erkerfenster ein Mops ihm auf den Arm fiel. Es war der Leib- und Lieblingsmops des Fräuleins Calpurnia von Himmelblau, Toch-

ter des Herrn Alphons Edlen von Himmelblau, in der Stadt unter dem Namen die „Römerin" bekannt. Alphons von Himmelblau war ehedem Agent eines Fürsten in Spanien, Italien und sodann zu Smyrna gewesen, und seine Tochter Calpurnia und sein Sohn Remus hatte er immer seine Classiker genannt, weil sie auf römischem Gebiete die Weltlust begrüßten. Es gerieth ihm, auch Calpurnia zu einer classischen Närrin zu erziehen. Römersinn, Römersitte, Römertugend waren die Worte, die sie stets im Munde führte. Bei allen dem kleidete sie sich nach der neuesten Mode. In ihrem Zimmer hing auf dem Porticus Argonautarum ein Bonnet de cendrillon; neben der Lucretia prangte die Tänzerin als Schweizer Milchmädchen, in einer antiken vasa funeraria stand eine Flasche veritable eau de Cologne de Carl Maria Farina; der ehrwürdige Kopf des Historikers Claudius Quadrigarius war von echten Wiener Seidenlocken umkränzt, und in den Basreliefs der Trojanischen Ehrensäulen steckten Karten: „Fräulein Calpurnia ladet zu Thee und Spiel u. s. w." Den Mops dieser Römerin zu retten, war das Loos des glücklichen Piperl; er nahm ihn mechanisch und nicht zu sanft beim Schopf, stieg die Treppe hinauf, auf der ihm schon eine Kammerjungfer entgegen kam und ihn in das Zimmer ihrer Gebieterin Calpurnia führte. Mit aufgelösten Locken flog diese ihm entgegen. „Viva!" rief sie mit einem elegischen Tone, und warf sich Piperl und dem Mops entgegen. „Viva!" rief sie weicher, und preßte

den Kopf des armen Schooßhundes, der noch immer auf Piperls Armen ruhte, an ihren Busen. Livia knurrte mit halber Stimme und suchte sich von Piperl loszumachen. Dieser stand erstaunt und geblendet da von Calpurnia's Schönheit; die edlen, wahrhaft kühnen und kecken Formen schienen der Kleiderhaft muthwillig zu entstreben. Ihr Gesicht hatte einen scharfen, bestimmten Character, einen Ernst der Schönheit, in dem sich der Ausdruck der höchsten Heftigkeit mit den zarten Uebergängen zu einer ganz weichen Gemüthsstimmung sonderbar vermischte. Das große schwarze Auge wurde von den schmalen schwarzen Augenbrauen gewissermaßen heroisch überbaut, und die rabenschwarzen Locken schienen den Schnee des junonischen Nackens in ihrer dichten Nacht neidisch verhüllen zu wollen. Man kann sich denken, welch' einen Eindruck eine solche Erscheinung auf Piperl machen mußte! Er ließ den guten Mops los, und dieser wäre schonungslos zur Erde gestürzt, hätte ihn nicht Calpurnia in ihre reizende Arme geflüchtet. Nachdem sich die erste Freude über die wiedergefundene Livia gemäßigt hatte, ging das Gefühl auf den Retter über. Mit einer heftigen Leidenschaftlichkeit warf sie sich ihm um den Hals: „Retter meiner Livia!" Dabei drückte sie ihren römischen Mund unter den heißesten deutschen Küßen auf Piperls Lippen, der regungslos dieses traurige Verhältniß ertrug. „Lucilia!" rief sie, und ihr Kammermädchen erschien. „Lucilia! hat er nicht die herrlichste römische Nase?" Piperl griff sich maschinen-

mäßig an die Nase, die nichts weniger als römisch war, vielmehr schien sie weder poetische Höhe, noch epigrammatische Pointe, sondern eine gemächliche prosaische Breitheit sich zueigen gemacht zu haben. Allein mit welchen Augen sieht nicht die Dankbarkeit! Calpurnia blieb nun fest dabei, Piperl habe eine römische Nase, und Lucilia bestätigte diese Hypothese. Calpurnia überhäufte ihn nun mit Fragen, woher er wäre, was er sei, und wie er heiße. Ein wahrer Fieberfrost befiel sie, als er den Namen „Piperl" stotternd vorbrachte. „Piperl!" rief sie mit einem wehmüthig erschrockenen Tone aus, „Piperl!" Doch tröstete sie sich noch damit, daß ein lyrischer Dichter in dem neuesten Almanach: „Süß und Gegensüß der Liebe", auch Piperl, und sogar Sebaldus Piperl heiße. „So heiße ich, Sebaldus Piperl," sagte der Süßerschrockene, nachdem er sich von dem Lippenüberfall ein wenig erholt hatte. „Aus Blitzhausen?" fragte Calpurnia. „Aus Blitzhausen." „Ach, wie kann man Sebaldus Piperl aus Blitzhausen heißen?" fragte die Römerin, und ihr Mund verzog sich bei diesem Namen, als ob er nur mit Unwillen aus der Korallentriumphpforte der Latinität diese barbarische Namen schlürfen ließe. „Ich bitte um Verzeihung," sagte Piperl, „ich kann nicht dafür." Da trat Remus ins Zimmer: „Schwester," sagte er, und machte eine leichte Verbeugung gegen Piperl, „willst Du mit ins Theater? Ich habe eine Loge genommen; es wird heute die Jungfrau von Orleans gegeben, und die göttliche Seraphine gibt

die Johanna." „Recht gerne, lieber Remus," sagte Calpurnia; „aber Du mußt hier unserm Liederdichter Piperl, dem ich meinen Mops, und meinem Mops, dem ich unsern Liederdichter verdanke, erlauben mit uns in die Loge zu gehen." Remus war es zufrieden. Piperl willigte willenlos ein; nur wollte er noch in die Stadt London zurück. Remus versprach ihn abzuholen, und Piperl eilte mit glühenden Lippen zurück, um seiner Polyhymnia die Abenteuer des Tages zu erzählen.

Zehntes Capitel.

Auf den Patentsohlen der Sehnsucht flog Piperl in die Stadt London zurück; er flog die Stiege hinauf, als er die Stimme seiner Polyhymnia seitwärts aus dem Seitengange herausschallen hörte. Er eilte ihr nach, und sah — o Sebaldus Piperl aus Blitzhausen! was sahst Du? Du sahst sie, aber wie sahst Du sie? Du sahst Polyhymnia in den Armen eines Zimmerkellners! O armer Sebaldus Piperl! Zwar haben viel Poeten schon ihre Muse dem Keller zu verdanken, aber noch nie hat ein Musensohn sein Ideal aus den Armen eines Kellners geholt! Piperl stand einige Augenblicke wie eingewurzelt, dann schlich er auf sein Zimmer und warf sich halb beschämt und halb verletzt auf das Sopha. In dieser Stimmung traf ihn Remus, der ihn in das Theater abholen sollte. Piperl schüttete sogleich sein

ganzes Herz vor ihm aus, erzählte ihm seine Liebe zu Antonien, ihre Untreue und seinen Schmerz.

Remus, dem die Colonialministerin der Stadt London vielleicht eine nicht ganz unbekannte diplomatische Person war, wollte sich ausschütten über den ersten romantischen Anlauf des Landrichters in der Stadt London. Er suchte alle Trostgründe, die man bei solchen Anlässen zu geben stets in Bereitschaft hat, hervor, richtete den Niedergesunkenen auf, und brachte ihn glücklich in die Loge, in welcher die stolze Römerin den Retter ihres Mopses erwartete.

Das Theater war ein ganz neuer, überraschender Anblick für unsern Piperl. Er hatte wohl viel von Schauspiel u. s. w. gehört, aber noch nie hatte er diese Welt der Täuschung, auf welcher oft die bedeutungslosesten Wesen die bedeutungsschwersten Dinge darstellen sollen, gesehen. Calpurnia zog ihn an ihre Seite nieder, und hielt seine Hand fest in der ihrigen. Piperl war wie in einer Feenwelt, die herrliche Beleuchtung, die vollen Logen, in denen reiche Uniformen, glänzende Sterne und noch glänzendere Augensterne blitzten, die Musik, welche der Darstellung voranging, alles das setzte seine Seele in einen aufgeregten Zustand, in welchem man empfänglicher für alle Eindrücke des Moments in einer süßen Selbsttäuschung lebt. Der Vorhang ging in die Höhe; Thibaut d'Arc mit seinen drei Töchtern trat auf, die schöne Seraphine gab die Johanna. Die schöne Seraphine war eine Schauspielerin im vollsten

Sinne des Wortes, geistreich ohne Bildung, leidenschaftlich ohne Gemüth, lustig ohne Frohsinn, empfindlich ohne Zartgefühl, hochmüthig ohne Würde, sinnlich ohne Liebe, wurde sie frühe schon das Opfer der Verführung. Zu empfindsam, sich das Urtheil der Welt nicht kümmern zu lassen, und zu schwach, sich darüber hinauszusetzen, war sie mit sich selbst in Zwiespalt gerathen, und dieser Zwiespalt führte sie bald zu einer Erbitterung, in der sie bald sich den Zerstreuungen ohne Wahl überließ, oder diese Erbitterung auf alle ihre Umgebungen übertrug. Ein solcher Character mußte unbedingt eine große Schauspielerin aus ihr bilden, und sie war in wenigen Jahren der Liebling des W . . . r Publikums. Heute trat sie nach einer Unpäßlichkeit zum Erstenmale wieder auf, und das volle Haus begrüßte sie mit einem stürmischen Bravoruf. Piperl war seit dem Erscheinen der Johanna ganz in einer andern Welt; alles um ihn her war verschwunden, er sah nur Seraphine. Vergebens lispelte ihm Remus so Manches aus der Abenteuer-Chronik der Jungfrau in's Ohr, vergebens drückte ihm Calpurnia bei den Worten Carls:

— — Da wohnen die Gesänge
Und schöner blüht das Leben und die Liebe. —

zärtlich die Hand. Vergebens rollte endlich zuletzt der Vorhang nieder. Piperl starrte noch immer nach der beweglichen Wand, als müßte sie wieder erscheinen, und mit ihrer tief eindringenden Stimme die Gefühle seines Herzens erwecken. Remus mußte ihn gewaltsam nach dem

Wagen ziehen, und brachte ihn träumend zurück in die Stadt London.

Hier faßte ein tiefes, aber süßes Weh Piperls Herz, er sang hinaus in die säuselnde Abendluft:

Was ist's, was ich empfinde?
Was ist's, was mich umschwebt?
Was in dem Abendwinde
Wie Geistersäuseln bebt?

Was hat mir in das Herz
Dies Sehnen eingeprägt?
Dies Meer von stillem Schmerz
Und süßer Lust erregt?

Was rollt durch meine Adern
So stürmisch wild mein Blut?
Was soll dies ew'ge Hadern
Von Zagheit und von Muth?

Es ist das Bild der Süßen,
Das durch die Zweige wallt,
Das liebend mich zu grüßen
Im Abendlispel hallt;

Das mich in dieser Stunde
An Seligkeiten mahnt,
Wie auf dem Erdenrunde
Kein Sterblicher sie ahnt.

O süßes, süßes Sehnen,
Und Du, o Zauberquell
Der freudenreichen Thränen,
Entschwindet nicht so schnell!

Noch ferner mich betrüge
O Laut, der mich umhallt,
O bleibe treu mir, Lüge,
Die mir ihr Bild vermalt!

Eilftes Capitel.

Der Traum, dieser große Schauspieler, Gaukler und Phantasmagoriker, hatte Piperl mit einer fortgesetzten Scenenreihe, in denen Seraphine stets die Hauptfigur war, die Nacht über bewirthet. Er schlug spät die Augen auf, und die Erfüllung seines Gebetes: „Gib uns heute unsern täglichen Caffee", ging kaum in Erfüllung, als der Commerzienrath Wansiedel hereintrat und ihn zu einer Landpartie nach M. einlud, wo er ein kleines Landhaus hatte. Seine drei Töchter saßen in einem sogenannten Wiener Schwimmer, der vor der Thüre hielt, und Piperl wurde nun flugs zwischen die mathematische Linie Louise und den Punct Marie hineingeschoben, während der Commerzienrath und die siebenhügliche Amalie sich gegenüber setzten, und der Wagen fortrollte. M. lag nicht in der reizendsten aber lebhaften Umgebung, etwa eine halbe Stunde von W. entfernt. Der Erzähler kennt dieses liebliche Dörfchen und kann nicht umhin, der seligen Stunden zu gedenken, die er hier, entfernt vom Getümmel der Stadt, im Kreise liebenswürdiger Familien, in der Mitte edler Freunde und mehr als eines vortrefflichen Biedermanns zugebracht

hat. Wenn Ihr diese Zeilen leset, Ihr edlen, guten vielgeliebten Freunde und Freundinnen, so gedenket eines Menschen, der nie ohne ein stilles Sehnen, ohne wehmüthige Thränen, ohne ein Herz voll Rührung an Euch, an Eure Liebe zu ihm, an Eure theilnehmende Sorge zurückdenkt. Euch allein sind hier diese paar Zeilen geweiht; mögen sie aus der Ferne zu Euch tragen den Grußeslaut und den Saitenton dessen, mit dem ihr die Freuden liebend theilet, und den Ihr in den Tagen des Weh's, als die schwere Hand des Schicksals zerstörend in die Tiefen seines Wesens eingriff, getröstet, aufgerichtet, und in die Brandstellen seines Herzens den Wunderbalsam der Theilnahme geträufelt. Ihr biedern B....s! Ihr edlen W....s! Ihr doppelt edlen von W...s! Ihr guten herzlichen L...s! Du mein guter, herzlicher, gemüthvoller L. v. M., und Du mein fröhlicher und tieffühlender G...t, Du mein trefflicher D...r, und Du Doppel S-Paar! Euch allen gelten diese Zeilen, die ich nach langen Jahren der Trennung noch mit frischer Liebe hinschreibe. Der Leser möge sie überschlagen; meinem Herzen war es Bedürfniß, bei der Erinnerung an jenen Ort, der Unvergeßlichen, dort Zurückgebliebenen zu gedenken.

Als Piperl mit seinen Seitenwänden in M. ankam, empfing sie die Frau Commerzienräthin, die alle Tage auf das Land fuhr, um alle Tage in die Stadt fahren zu können. Das Land, der Garten, die milde Abendluft,

die säuselnden Bäume, das Dunkel der Lauben, das Zwitschern der Vögel, alle diese Natur-Kleingewehrfeuer der Liebe sollten auf Piperl losgelassen werden, und ihn an die älteste Tochter Louise, die dem Uebereinkommen nach diese Woche die jüngste war, fesseln. Louise wandelte den ganzen Tag wie ein Ausrufungszeichen an seiner Seite. In Piperls Seele lebte nur Seraphine als Johanna. Bald sah er sie sitzen unter dem Druidenbaume, und sich als Schäfer neben ihr; bald sah er sie im Getümmel der Schlacht, bald folgte er ihr in die Ardennen; dann hörte er, wie sie sterbend die Worte sagte: „Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen!“ Er umfaßte Louise, als wenn das die Fahne wäre, und ihre Taille widersprach dem nicht. Sie lehnte sich sanft auf seine Schulter und er erwachte aus seinen Träumen. Vergebens versuchte Piperl allein zu sein; Louise und ihr Schatten, welches ziemlich auf eins hinausging, verfolgten ihn, wie sein Schatten. Sie citirte ihm bei jeder Blume eine Stelle aus seinen Gedichten vor, und es fiel kein Blatt von den bewegten Zweigen, ohne daß sie in eine poetische Verzückung gerieth. So war es Abend geworden; und in Piperls Seele trat durch das Dunkel Johanna's Bild nur desto leuchtender hervor; so war er mit Louise bis an die Taxuswand gekommen, die Wansiedels Garten von einem nebenangelegenen trennte; er sah hinüber, und eine Blumenfülle wogte auf reizend verschlungenen Beeten in tausendfach vermischten Tinten, und schickte den süßen Duft auf den leichten Flügeln

des Abendwindes in die heitern Räume der stillen Abendluft. Piperl sah gedankenlos hinüber; da bewegte sich eine weiße Gestalt durch die mäandrischen Blumenpfade. Sie bewegte sich näher: regungslos starrte Piperl hin, — es war Johanna, die in einer Laube verschwand. Wie ein Blitz entfloh Piperl den umrankenden Armen der erstaunten Louise, mit einem Sprunge war er über die Taxuswand, und über Blumen und Pflanzen flog er der heiligen Laube zu, die sie umfaßte, welche „nicht eines Mannes Bild in ihrem reinen Busen tragen darf!" Leise umschlich er die Laube, kletterte wie ein Vogel hinauf, und wollte durch die offene Krone der Laube die „gottgeweihte Seherin" belauschen, wie sie mit dem Geiste sich bespricht; da brach das dünne Laubengerüste unter dem poetischen Horcher, und er fiel mitten in die Laube hinab, gerade vor die „reine Jungfrau" hin, die sich erschrecken und verwirrt aus — Remus' Armen loswand.

Zwölftes Capitel.

Man kann sich leicht denken, wie überrascht Seraphine und Remus waren, als aus dem Dach der Laube Sebaldus Piperl zu ihren Füßen herabschneite. Dieser vergaß seinen Fall aus dem Dache; so war er aus den Wolken gefallen. Sie, die in Reine, Gottgesendete, sollte Männerliebe in ihrem Busen fühlen? Remus merkte, was in seinem Innern vorging; er hob den gefallenen Poeten, der noch immer im stillen Erstaunen am Boden lag.

auf, zog ihn aus der Laube, und überhäufte ihn, etwas unwillig durch die unwillkommene Episode in seiner Schäferstunde, mit Vorwürfen über sein Betragen. Sebaldus konnte kein Wort hervorbringen; stumm ging er neben Remus her, der ihn ermahnend und sorglich nach und nach zur Gartenthüre hinaus moralisirte, und diese hinter ihm mit kaltem Blute verschloß.

Louise Wansiedel war, als Sebaldus von ihrer Seite weg den gymnastischen Sprung über den Zaun machte, in ihrer ganzen Länge starr wie ein Fläschchen Kölnerwasser stehen geblieben, und sah dem entsprungenen Vogel über Zaun und Hecken nach. Lange stand sie und harrte seiner Wiederkehr, denn sie glaubte lange, er habe in dem benachbarten Garten eine schöne Blume erblickt, und wollte diese ritterlich und romantisch, begleitet von einem improvisirten Sonnette, ihr zu Füßen legen. Allein, als es nach und nach immer dunkler wurde, und weder Sebaldus noch eine Blume, vielweniger noch ein Sonnett über den Zaun zurücksprang, kehrte Louise in das Gartenhaus zurück, in dem die Familie aus dem langen Ausbleiben der beiden Spaziergänger auf die richtigen Präliminarartikel des ewigen langweiligen Ehefriedens schloß. Als Louise allein zurückkehrte, wurde sie mit Fragen bestürmt, und in den schwesterlichen Mienen las man nicht undeutlich eine ahnende Schadenfreude. Louise erzählte nun, wie sie gleich Anfangs an Sebaldus eine Abwesenheit des Geistes bemerkt, wie diese immer mehr überhand genommen, und wie er plötzlich sich mit

der Hand vor die Stirne geschlagen habe, über die Gartenmauer gesprungen, und mit schnellen Schritten dem breiten Strome zugerannt sei, der hinter dem Garten seine breiten Fluthen fortwälzte. Wansiedels Haus gerieth in Alarm, alle Domestiken mußten hinaus. Doch

Nicht im Walde, nicht in der Flur
Fanden sie von Sebaldus Spur.

Noch spät in der Nacht kehrten sie in die Stadt zurück, und ließen in der Stadt Lenden nachfragen, ob Sebaldus schon nach Hause gekommen wäre. Doch auch hier wartete die Polyhymnia auf ihren poetischen Eintagsgeliebten vergebens; und Wansiedel glaubte schier, Sebaldus habe sich in den Fluthen ein Kühlbad für dichterische Hitze bereitet, und nur in Louisens Brust war die Ahnung, daß er zu der Fahne der Jungfrau von Orleans geschworen haben konnte. Während unser Poet solche Unruhe in der Stadt W. und in der Stadt Lenden machte, wanderte er selbst in stillen Gedanken verloren hinaus in die Fluren, die M . . . s ländliche Wohnungen umgaben. Die laue Abendluft kühlte seine heißen Wangen; von ferne wogten die rauschenden Fluthen wie das Grollen eines Schlafenden; in den Bäumen war das Leben der befiederten Bewohner wach; die Sterne zogen herauf zu dem Fackeltanz des feierlichen Abends; und der Mond hing wie eine gelbe Blume in der blauen umgestürzten Himmelsschale, und der Duft der Triften zog wie ein Abendopfer in die heitere Höhe, und das Schlagen der

Nachtigall unterbrach, wie das Pulsiren der Sehnsucht, die wehmüthige Ruhe, und Sebaldus' Herz zerfloß in ein namenloses, bittersüßes Gefühl, und er klagte den nickenden Halmen sein Liebeslied.

Huldgestalt!
Schwebst mir vor in Abendröthen,
Rufest mich aus fernen Flöten,
Klagst mit mir im Abendwald,
Huldgestalt!

Nachtigall!
Laß — ach laß Dein zärtlich Klagen,
Meiner Seele bangend Zagen
Tröstet nicht Dein süßer Schall,
Nachtigall!

Thränenquell!
Willst Du ewig, ewig fließen?
Kann denn gar nichts Dir versüßen
Deine bitt're Wehmuthswell',
Thränenquell?

Dämmerschein!
Hält nun Berg und Thal umdüstert,
Geisterhauch durch Zweige flüstert,
Träume webend hüllt mich ein
Dämmerschein!

Traum so mild!
Halte meinen Sinn umfangen,
Bringe meinem Gluthverlangen
Noch einmal ihr Zauberbild,
Traum so mild!

Er zerfließt!
So entflieht mit schnellem Fuße
Luna, wenn erwacht vom Kuße
Sie Endymion begrüßt.
Er zerfließt!

Dreizehntes Capitel.

So war Pipert durch die dunkle Nacht fortgezogen, als er vor sich die nahen Klänge einer Harfe hörte, die von einer weichen Stimme mit Gesang begleitet wurden. Er eilte den Tönen nach und erreichte bald zwei weibliche Wesen, die unter einem Baume im Mondlicht saßen, zu ihren Harfen muntere Lieder singend. Man weiß, daß es keinen größeren Betrüger gibt, als den Mondschein! Wie ganz anders sind die Sachen bei'm Licht besehen, als in dem Milchglasschein der Mondeshelle! Aurora fand den Endymion nicht halb so hübsch, als Luna, und Diana würde uns nicht so reizend geschildert worden sein, wenn sie nicht stets in dem magischen Helldunkel des Mondes einherginge. Landschaften und Frauengesichter sind nie angenehmer, als wenn der weiße weiche Gazeschleier des sanftwogenden blassen Lichtes der klaren Mondesscheibe sie umwallt. Die große Pharaospielerin Phantasie hat an dem Mondlichte einen getreuen fleißigen Croupier. Pipert glaubte daher nichts weniger, als nach Arkadien versetzt zu sein, und zwei reizende Schäferinnen dieser besseren Zauberwelt vor sich zu sehen. Es waren zwei herumziehende Harfenmädchen

die eben auch von M. nach W. zurückkehrten, und hier einmal ausruhten, und nun so recht sich selbst Eins aufsangen und aufspielten, nachdem sie wahrscheinlich den ganzen Nachmittag und Abend blos ihrem Erwerbe zu Liebe die Kunst des Minnesingens trieben. Die reisenden Sängerinnen, die hier einmal in dem großen Freitheater der Natur Gastrollen sangen, gewahrten kaum, daß sie ein Publikum hatten (denn ein Mann ist doch gegen gar keinen Mann ein ganzes Publikum), als sie auch alle jene Künste aufboten, die alle große Sängerinnen auf großen Theatern aufbieten, um ihr Publikum zu gewinnen. Die beiden Mondscheinsängerinnen waren zwar nicht schön genug, um von den Gebrüdern Schuman in Zwickau einem Walter Scott'schen Roman als Schwimmkissen vorgebunden zu werden; doch mit Hilfe der phantasmagorischen Mondscheintheaterschminke waren sie eben lockend genug für ein enthusiastisches Publikum, besonders wenn dieses durch die Lorgnette einer dichterischen Phantasie guckt. Piperl war endlich so nahe gekommen, daß ihm die Künstlerinnen lachend und freundlich einen guten Abend boten, und ihn mit der ganzen Ungebundenheit eines genialen Künstlerwesens einluden, ihren weichen Graspfühl mit ihnen zu theilen.

Kaum wußte Piperl noch, wie er dazu kam, als er schon zwischen den beiden Mondschein-Elfen saß. Sie sangen und spielten ihm die gemüthlichen Volksklänge des Landes, jene zarten, in die Seele klingenden Töne

in der eigentlichen Volkssprache, die so mild, offen, heiter und herzeröffnend sind, wie das Volk, das sie spricht:

*) I bin gear spad ins Learna ganga,
Deswegen will's nimma furi geh'n,
Da sitz'n Buabn und Madln guna:
Bald gaffa's weg, bald los'n's zua. —
Bleib'a nöd muaßi steh'n.
I weas nöd, saind dö Madln schuld
Oda ha i nuar kean Geduld
I learn nix. — Ha bald z'spad ang'fanga.

Und sag' i: Z'spad bin i bald ganga
In's Learna — „wan da Leara greind,
Deswegen kimmts bald a gear nöd voar" —
Da sagt da Leara: s' is nit woar;
S'is ganz was andas, Freind!
Du und dö Gredl seid's d'ran Schuld,
Koan Ell'n glangd a nöd dein Geduld —
Valiabt bist: Hast bald z' frua ang'fanga!

Zwischen jeder Strophe schäkerten sie, und improvisirten jene munteren Zwischensätze, die in schalkhafter Ungebundenheit diesen Volksliedern von den herumziehenden Harfenspielern nach eigner Laune und Willkür eingeschaltet werden, und eben da abbrechen, wo die Phantasie das Fernere lebhafter errathen kann, als die Worte es sagen können. Piperl überließ sich ganz dem vermeintlichen arkadischen Leben. Die milde Abendluft, die im Mondschein hinbebenden Harfenklänge, der warme Odem

*) Aus einem Volksliede.

der Sängerinnen und die Regsamkeit seines Gemüthes führten ihn zu einem seligen Halbschlummer, dem er sich in den Armen der einen Künstlerin überließ, und der bald in einen ganzen tüchtigen Schlaf überging.

Als er erwachte, war es heller Morgen. Arkadien und seine Bewohnerinnen waren verschwunden; auf der nahen Landstraße karrte eben ein Mann seinen Milchkarren nach der Stadt. Lange wußte Piperl nicht, wie ihm geschehen war. Er wollte nach der Uhr sehen, allein Uhr, Börse und Halstuch hatten die reisenden Sängerinnen als Honorar ihrer Lieder auf ihre weitere künstlerische Erdenbahn mitgenommen. Die Morgenlerche schlug jauchzend ihren langgehaltenen Triller, als Piperl seinen Rückzug in die Mauern W...'s antrat.

Vierzehntes Capitel.

Als Sebaldus mit schwerem Herzen und leichter Tasche in die gastlichen Mauern der Stadt London einzog, fand er seinen Vater Bartholomeo vor, der mit Händeringen das Außenbleiben seines Sohnes vernahm. Bartholomeo hatte in Blitzhausen nicht Ruhe noch Rast, von dem Augenblicke an, als Piperl in die Stadt W. zog, bemächtigte sich eine Unruhe seines ganzen Wesens. Das Bild der hunderttausend Thaler, diese seine Kindeskinder schwebten beständig vor seinen großväterlichen Augen; er sah sie durch die Unerfahrenheit Piperls in die größte Lebensgefahr gesetzt, und eilte in die Stadt,

um sie zu retten. Nur allzubald erfuhr er, daß Wansiedel schon mit solcher väterlichen Liebe an einem Theil dieser Enkel hing, daß ohne ein bedeutendes Opfer der Uebererst nicht zu retten sein würde. Als Piperl zurückkehrte, war es die erste Frage seines Vaters, ob und wie er sich mit Wansiedel auseinandergesetzt habe. Allein Piperl hatte noch seit seinem Aufenthalte an nichts, als an Polyhymnia, Johanna u. s. w. gedacht, und konnte seinem bestürzten Vater nichts darauf erwidern. Wansiedel hatte bei Bartholomeo ein Wörtchen davon fallen lassen, daß seine Louise das Verbindungsmittel sein könnte, welches beide Großväter zu den Thaler-Enkeln verbinden könnte; allein Sebaldus sehnte sich nach allen diesen verunglückten Expeditionen in die Regionen einer poetischen Liebe weit weg von der Stadt W. und ihren Bewohnerinnen. Die hunderttausend Thaler waren in Wansiedels Zuckersiederei bis zur Hälfte eingekocht, und Bartholomeo raffte die zweite Hälfte und seinen Sebaldus zusammen, um ihnen in Blitzhausens friedlichen Fluren, wo es keine Zuckerraffinerien und keine nächtlichen Sängerinnen gab, die stille Herzensruhe und Sicherheit wiederzugeben. Noch einen Händedruck gab Sebaldus der schlauen Antonie, als er von seinem Vater in den Wagen geschoben wurde; bei Calpurniens Fenster dachte er wehmüthig an den Mops und an Johanna, die, eine Zwillingsschwester des Remus, doch eben nicht die Milch einer Wölfin getrunken zu haben schien. Auf der Landstraße warf er einen Seitenblick nach dem Baum der

Erkenntniß, in dessen Schatten ihm die Erkenntniß wurde, daß die Poesie auf Gemeinschaft der Güter hinausgeht, und als er in M. an Wansiedels Besitzung vorüber fuhr, schwebte Louisens Gestalt wie ein fliegender Sommer vor seiner Seele.

Endlich waren sie auf den Bergen angelangt, in deren Kessel Blitzhausen wie ein Huhn im Topfe steckte, und ihr freundliches Haus lachte ihnen wie neckisch durch die Zweige der zwei großen Nußbäume entgegen. Die zärtliche Mutter nahm den langentbehrten Sohn in die mütterlichen Arme und Bartholomeo trug die geretteten Hold-Enkel in das neueste Heiligthum seines Schreibstübchens.

In kurzer Zeit hatte unser Sebaldus seine mühseligen Versuche auf dem Gebiete der Liebe vergessen, die Natur und die Muse nahmen ihn liebend wieder in die Arme, und der ungetrübte Himmel seines Herzens leuchtete und lachte wieder wie vor aus den reinen keuschen Klängen seiner jungfräulich athmenden Leier.

———— —

Gedanken eines Sterns am Himmel bei einem Feuerwerke auf Erden.

Raketen und Feuerräder prasselten in die Luft, blaues, rothes und grünes Feuer flammte in leuchtenden Kugeln auf, Schwärmer platzten und schneiten Lichtflocken durch den Nachtschleier herunter; Alles um mich schrie: „ach!“ und „o!“ und „bravo!“ tönte es ringsherum und Alles freute sich ob dieser Lichtmassen und Feuerwolken, und ich stand am Fenster und sah hinaus in die Ferne, die grenzenlos wie unsere Wünsche, und dunkel wie unsere Zukunft vor mir lag, und nach jedem aufgeflammten Lichtmomente und nach jedem „ach!“ trat eine desto dichtere Finsterniß ein, sowie nach einer erloschenen Hoffnung die Trostlosigkeit sich fester und fühlbarer um uns herlegt, und ich sah hinauf zum Himmel, der wie eine Veilchenglocke über mich gestürzt war, und am fernen Horizonte stand der Abendstern mit seinem freundlichen Schimmer und schien der hinabgesunkenen Sonne sehnsüchtig nachzusehen wie ein kleines

Kinderköpfchen der forteilenden Mutter, und noch im Forteilen warf er den milden, weißen, weichen Lichtblick zurück auf den verdunkelten Nachtigallen-Bauer der Erde, der zu seinen Füßen tief unten lag wie eine schlafende Frau, die mit der Schlummerdecke neben sich alle ihre schlummernden Kinder bedeckt hat, und auch mir leuchtete er in das wehmüthige Antlitz, und schien mich anzulächeln und zu fragen: „Nun, und Du, kleines Kind, schläfst Du noch nicht? bist Du noch nicht eingelullt mit den tausend und tausend Schlafliedlein des Lebens, um am andern Morgen wieder zu neuen Klaggesängen und Trauerliedern zu erwachen?“ — „Nein,“ erwiderte ich, „mein wehmüthig freundlicher Abendstern, denn es ist hier ein Feuerwerk, und die Menschen ergötzen sich an diesem Lichtmeere, an diesen Feuerwelten und an diesen Gluthflammen.“

Da sah der Abendstern nieder zur Erde, und suchte, und suchte lange, und suchte ängstlich, endlich fand er im Grase etwas, das ihm dünkte, als ob es Licht sein könnte, und er sagte: „Wie? seh' ich dort nicht im Grase einige Johanniswürmchen glimmen? Dort laufen unansehnliche Lichtpünctchen wie die Lichtfäden im ausgebrannten Zunder untereinander, und eine Menge Kinder stehen herum und gaffen und freuen sich, was ist das?“ — „Das,“ erwiderte ich, „das nennt man hier auf der Erde ein Feuerwerk.“ — „Ein Feuerwerk?“ lächelte der Abendstern und blickte um sich her; „dahier schwimmen Millionen und abermal Millionen Sonnen

in dem ewig blauen, nie versiegenden, griechischen Aether=feuer, und Myriaden Lichtwelten schimmerten wie Myriaden goldene Nägel am blauen Baldachine, und keines dieser unendlichen, ewigen Feuerwerke erlosch, und keine dieser Feuerkugeln brannte aus, und keine dieser Sternenraketen ließ eine Rußdüte auf seiner Bahn, und alle diese Gluthen dauern ewig, und diese Sternen=Pyrotechnik steht seit urewigen Zeiten, und der unsichtbare Feuerwerk=meister hoch über der den blauen Soffiten erhält kein „bravo!" von euch, und kein „ach!" entfährt eurem Munde, und diese unendliche Feuer= und Lichtwerkfronte baut sich alle Abend auf vor euch und steigt mit flam=menden Inschriften in die unermessene Höh', und ihr klatscht diesem Schauspiele nicht ein einziges Mal ein »fuora!« oder »da capo!« zu!" so sprach der Abend=stern und verbarg sich wehmüthig hinter dem Rande des fernen Horizonts, wo er das nachschleppende Purpur=kleid der hinuntergesunkenen Sonne erfaßte und mit ihr verschwand.

Ich aber stand da allein, das Feuerwerk war ab= und ausgebrannt, und eine namenlose Wehmuth leuchtete in meinem Herzen wie die ewige Lampe in einem Tod=tenhause, und ich wickelte mich in die Finsterniß ein wie ein weinendes Kind in die Schürze seiner Wärterin, und alle ausgebrannten und ausgeflammten Feuerwerke meines Lebens lagen um mich: die Jugend mit ihrem goldenen Scheine, die Freundschaft mit ihrem blauen, kraftvollen Lichte, die Hoffnung mit ihren grünen Früh

lingslichtern und die Liebe mit ihrer Rosaflamme, mit ihrer hochaufleuchtenden Gluth, mit ihrem großen Sonnenwendfeuer und mit ihrer heiligen Lohe; Alles, Alles, Alles war ausgebrannt, und nur das nackte Gerüst stand kahl da, an welchem die Täuschung dieses Feuerwerk anzündete. Ich warf mich nieder in das Gras und kühlte im Thaue die thränenheiße Wange.

Das Fest der Gräber zu München am Allerheiligentage.

Es kann kein schöneres, kein wehmüthigeres und kein heiligeres Fest geben, als wenn der Mensch hinausgeht, um die Gräber seiner Theuern zu besuchen, ihren Leichenhügel zu schmücken, ihren Denkstein zu bekränzen und ihrem Andenken eine stille Thräne, einen geweihten Augenblick der Erinnerung zu schenken. Es ist zugleich ein Fest der Auferstehung, denn aus jedem Grabe steigt das Andenken an ein geliebtes Wesen heraus und füllt die Brust mit süßem Weh, das Auge mit köstlichen Thränen, und wickelt sich um unser Wesen mit einer namenlos wehmüthigen Empfindung, und erweckt in unserm Herzen die stille Sehnsucht nach Ruhe, nach dem ewigen Frieden, das Heimweh nach einer höhern, reinen, bessern, seligern Heimath! Wenn wir in inniger Rührung knien am Grabe einer zärtlichen Mutter, mit welcher wir das Kleinod der höchsten Erdenliebe eingesargt haben; wenn wir die Urne eines milden Vaters in schweigendem Weh umfassen; wenn wir den kalten Stein mit Thränen benetzen, der uns liebende Geschwister bedeckt; wenn wir den Hügel umklammern, der

wonnige Kinder bedeckt, heimgegangen in den ersten Stunden des Frühroths; wenn wir das Grab mit heißen Thränen waschen, welches die theuere Hälfte unseres Lebens umschließt, uns entrückt auf der Hälfte des Pfades; wenn wir, aufgelös't in unendlichem Weh, die Handvoll Erde mit glühenden Lippen berühren, die zwei Augen umhüllen, welche unsere Sterne im Leben, unser Himmel im Dasein waren; dann, o dann in solchen Augenblicken dünkt uns doch der herbste Schmerz nichts als ein Nachgeschmack der Vergangenheit, und eine innere Tröstung dringt als Vorgeschmack einer ewig heitern Zukunft in unser Wesen; alles Weh geht abendmatt in den Thränenwogen unter, und steigt an derselben Stelle, wie die Sommersonne im nördlichen Meere, in des Hoffnungsroths jüngster Klarheit als ein neuer, lichtvoller Seelentag empor. In dem Momente, wo unsere Seele aus der Nebelnachtseite des Lebens durch das schwarzgefärbte Glas des Todes zur Sonne des ewigen Lebens aufblickt, sind alle Gräber nichts als der lichtlose Fußtritt dort wandelnder Freunde, nichts als die kurze Nachlese eines irdischen Weh's, nichts als eine Liebesleiter, die uns im Fortgefühl des höchsten Liebens an die Unendlichkeit, an die Ewigkeit knüpft!

Nur wenige Gottesacker in Europa können sich an erhabener Schönheit mit dem Münchner messen, und es ist ein großer und erhebender Anblick, zugleich oft auch ein scharf contrastirender, den bunten Markt des Lebens in dem Garten der stillen Colonie sich bewegen zu sehen!

Alle Gräber sind mit Blumen geschmückt, mit Lampen erhellt, und mit Kränzen umgeben. Einfache Grabmäler großer Männer stehen prunklos neben üppiggeschmückten und herausgeputzten Mausoleen reicher Banquiere, die ihren nichtigen Geldprunk noch in das Reich der Todten übertragen. Aber unter allen Monumenten der Zeit, unter allen Denkmälern, sowohl unter denen, welche menschliche Eitelkeit, als unter denen, die menschliche Verehrung und Dankbarkeit unsterblicher Tugenden und Verdiensten errichtete, ehrt keines den Errichter in einem solchen Grade als der Grabstein, welcher sich im hiesigen Kirchhofe auf dem Grabe zweier Brasilianer befindet, Bruder und Schwester, die hier ihren Tod fanden. Nach den Namen befinden sich die einfachen Worte:

„Der Heimath entrückt, fanden sie Sorgfalt und Liebe im fernen Welttheile, doch unerbittlich des Nordens rauher Winter." „Errichtet von Caroline, Königin von Baiern."

Gesegnet sei die fromme Königin, deren gemüthreicher Sinn die Menschlichkeit in ihren zartesten Rechten erfaßt, und ihnen, poetisch-religiös, auf so edle Weise huldigt. Einst, wenn die gnädige Hand des Allerbarmers einsammeln wird die Asche aller seiner Kinder aus der Grabesbüchse dieser Erde, wird der einsammelnde Engel an dieser Stelle stehen bleiben, und mit einem himmlischen Lächeln den Namen der erhabenen Errichterin dieses Steines lesen!

Ich legte in stiller Rührung ein paar Blumen auf

das Grab dieser fremden Wilden. Ach, wie viel tausend Herzen sind schon stille gestanden in heimathloser Ferne, deren Pulsschlag kein lebendes Ohr belauscht? wie viel tausend Augen haben sich geschlossen, die noch im letzten Brechen vergebens den Blick der Liebe, den Trost des Mitleids, den Zuspruch der Freundschaft suchten? wie viel Hände haben sich zum Letztenmale gefaltet, die nicht Mutterliebe gepflegt, nicht Vaterliebe gedrückt, nicht Verwandten- und Freundestreue in die ihrigen genommen haben? wie viel tausend Gräber zählt die Welt, die kein Andenken aufbewahrt, kein todter Buchstabe bezeichnet, keine Erinnerung weiht, die heute von keinem Gedächtniß besucht, von keiner Blume geschmückt, von keinem Gebete geheiliget werden? Aber auch an diesen Gräbern weht der Athem der allwaltenden Liebe vorüber, und dem ewigen Aufseher des großen Erdengrabes ist kein Grab unbekannt, und er hat sie alle eingezeichnet in seinem Buche der Liebe, und er sendet heute auch unsichtbare Engel und tröstende Geisterstimmen an die Gräber der tausend und tausend in der Fremde Gestorbenen, und sie wehen ihnen zu die Grüße der fernen Getreuen, und sie träufeln im Thautropfen auf ihre einsamen Gräber die bittern Thränen der von ihnen getrennten Lieben, und sie zünden ihnen an das Seelenlicht der ewigen Hoffnung, daß sie alle einst eingesammelt werden in den Schooß der Ihrigen und in den Schooß der unerschöpflichen Gnade, Amen!

Reise-Blätter, in Briefen an Lyssa.

Erster Brief.

Vispertbal.

Die Liebe trägt ein Muttermal ihrer göttlichen Abstammung an sich, das ist: ihr freudiges, doppeltes Erwachen in unserer Brust, wenn die Natur uns ihr Myorama erschließt, wenn die Schöpfung sich vor uns aufthut wie eine Feenoper, und Erde und Himmel wie in einem langen warmen Brautkuß sich umschlossen halten. In diesen Augenblicken tritt die Liebe zu uns, und faßt uns mit sehnsüchtiger Hand und fordert das Priesterzehend unserer Empfindung für den Gegenstand unserer Liebe; aber wir geben nicht nur das Zehend, wir empfinden Alles in und mit ihr. Der Gegenstand der Liebe ist uns in diesem Paradiese immer nahe, wie die Gottesstimme im ersten, und berührt von den Blumenfingern dieser geistigen Erscheinung, erklingt das Harmonikaglas unseres Herzens in leisen, weichen und zartgeschliffenen Tönen, und eben die Liebe ist uns der Hieroglyphenschlüssel zu den großen, wundervollen und sinnig verschlungenen Characteren der Natur, sie enträthselt die Blumensprache in uns, sie entwirrt die

Keilschrift der in Duft zerfließenden Gebirgsconturen, und deutet das hohe Nibelungenlied, das in tausend Tönen aus Wald und Thal, aus rieselnden Quellen und aus leise lispelnden Blättern erschallt. So, theure Lyssa, bist Du mir auch hier nahe, Du wandelst hier mit mir in dem großen Laubhüttenfest der blüthentreibenden Natur, Dich umfließt mit mir das wonnevolle Luftbad, und Du hörst hier, wie ich, die große Kammermusik des Waldes in ihren unerschöpflichen Variationen auf das große Thema: die Schöpfung! Der wahren Liebe ist Entfernung nichts als das gegenseitige Betrachten aus der Fernseite eines Perspectivs; man sieht sich immer, nur nicht in Lebensgröße, aber dafür heller, freundlicher, getaucht in ein reineres Licht, von einem freundlich strahlenden Hintergrunde zu einem freundlicheren Bilde erhoben. Siehe, ich hatte schon früher, als ich das Thal betrat, mich leicht gemacht, sowohl vom Gepäcke, als von Menschen. Eine schlechte Gesellschaft ist zuweilen für einen Reisenden, wie ich bin, eine gute Gesellschaft, da man diese wie einen unbequemen Stock oder Hut ablegen, und sich von ihr trennen kann. Der Fluch einer guten Reisegesellschaft ist eben der, daß man ihr verfallen ist mit allen seinen Gedanken und Empfindungen, daß man bei ihr abzollen muß, daß sie den Schlußzettel verlangt von unserer Empfindung, und daß man sein Reisevergnügen und seine Betrachtungen wie in einer Kaserne zur allgemeinen Menage hergeben soll um sie dann aus der Gesammtschüssel heraus zu suchen.

oder auch einen fremden Theil dafür einzulöffeln. Es gehört aber gewiß zu den Aergernissen des menschlichen Lebens, wenn man so recht tief im Innersten ergriffen ist von einer Empfindung, oder von einem Gedanken, so recht herzinniglich damit beschäftigt ist, und nun kommt unser Nachbar mit dem Klingelbeutel und will das Geld unserer stummen Gefühle einstreichen in Gesprächgroschen und Wortdreiern; solche Störungen fahren wie eine Trepanirnadel durch das Herz und bleichen wie Schwefeldampf die Phantasierose ab.

In Mainz empfahl ich mich und mein Heil dem „heiligen Georg", der mich auf der nicht sehr einladenden Wasserdiligence anblickte und der mich auf dem Spiegelrücken des Rhein-Neptuns hinabtragen sollte. Da Jupiter pluvius sein Thränentuch ob unserm Haupte ausdrückte, mußte ich von dem Verdecksattel in den Bauch dieses trojanischen Wasserrosses flüchten, und mich als Mitrudersclave an die Galeere der Langenweile ketten. Ich überflog mit einem geübten Generalblick die Mannschaft oder vielmehr die Frauen- oder Mädchenschaft, um zu der einsamen Zeile meines Daseins einen weiblichen Reim aufzufinden. Gleich am Eingange documentirte sich mir ein Gesicht, das eben die Reise von der heißen Zone der Jugend in die gemäßigte eintrat, als das Gesicht eines Kammerkätzchens, das mir früher schon in den Taunusbädern als Anhang einer antiquarischen Frauengestalt in den Weg kam. Ein Päckchen auf dem Schooße enthielt wahrscheinlich die Hilfstruppen, die ihrer

retirirenden Schönheit Succurs bringen sollten, und ein Lächeln sagte deutlicher, als unsere gothische Schrift, daß ihr Herz sich aus dem gar zu lange dauernden Waffenstillstand der conföderirten Anbeter wieder in den Freiheitskrieg hinaussehne; aber nicht, wie die deutschen Helden, um ihre Freiheit zu gewinnen, sondern sie zu verlieren. Ich fühlte nicht Lust, ein Ritter dieses Mittelalters zu werden, blickte weiter umher, und neben diesem Bild der Fröhlichkeit und Ueberschalkheit saß eine Frau, deren Furchen nicht der Finger der Zeit, wohl aber das Grabeisen des Kummers gegraben zu haben schien. Ihr Schmerz schien ein alter und doch auch ein frischer zu sein, denn noch immer suchte ihr Auge die Thräne wegzuläugnen, als schämte es sich der alten Schmerzesliebe zu diesen tröstenden und lindernden Besuchern. Ach, gibt es nicht einen Kummer, der ewig jung ist, der wiedergeboren wird mit jeder Sonne, und im Schlafe nur zu neuem Wachen Kraft erhält? Gibt es nicht einen Jammer im menschlichen Leben, der wie die Krokodille immer stärker wird, je älter er wird? Gibt es nicht einen Verlust, der uns wie ein Riß in die Brust fährt und unser ganzes Leben lang alle Tage weiter aufreißt, bis die Herzensglocke, ganz zerrissen, den letzten Grabton austönt? Wird das ungeheure Weh, das ein reines jungfräuliches Herz tödtlich faßt, wenn die glatte, gleißnerische Giftschlange Betrug es gelockt, umklammert und — betrogen hat, wird dieser dumpfe Laokoonsschmerz nicht wie ein Anteus neu, so oft er den Boden ihrer Erinne=

rung berührt? Brennt nicht eben durch das Dunkel der dazwischen liegenden Zeit diese Flammenqual glühender in die Gegenwart herein? und bettet sich denn nicht eben oft unter dem großen Schiffe des Himmels, wie hier in dem kleinen, Jammer und Freude dicht nebeneinander? Tritt nicht das Leben oft vor uns mit seinem Janusgesicht, lachend und weinend, Demokrit und Heraklit, oft auch in greller Vermischung von Beiden? Wird unser inneres Sein nicht oft zerspaltet in räthselhafte Doppelgängerei, wenn das Schicksal voll drastischen Hohns die Lust- und Schmerzens-Pole zusammenkrümmt, und blicken sich diese zwei Hälften nicht schroff, fremd und doch tief verwandt an? — Etwas entfernt von dieser Gruppe hatten sich zwei weibliche, außerordentlich schmale Wesen, sehr breit gemacht; Farbe, Haltung und Physiognomie ließen mich Bürgerinnen aus dem Lande erkennen, wo Herr John Bull die Leiche der Freiheit, wie der Held aus Houwald's Leuchtthurm seine ertrunkene Geliebte, jubelnd mit sich herumschleppt, sie für lebend hält und ausgibt, indessen aber doch die Taxe für das bischen Fensterlicht bezahlt. Zwischen diese beide schob sich eine unbeschriebene Mannsphysiognomie, wie ein Einlegeblatt zwischen zwei Kupferstiche ein. Diesem Kleeblatte gegenüber saß der Sohn eines österreichischen Majors, dem man das Gelüste ansah, mit seinem Wortschiffe auf der Societätsinsel dieser interessanten Insulanerinnen zu landen; allein die hohle Brandung der englischen Sprache trieb sein Schifflein wieder zurück in

den stillen Ocean, und er begnügte sich zuletzt damit, dann und wann einige Nothschüße aus seiner Herzenslavette loszubrennen und mit den Blicken um sich herum zu laviren. Außer dieser Hauptgruppe war das Schiff an hervorstehenden Nebenfiguren arm. Ich setzte mich still an das Fenster des Schiffes und sah hinaus in den Staubregen, der die Berge am Ufer umhüllte und in dem Spiegel des Rheins kleine Kreise schuf, um den lorgnettirenden Damen Zeit zu gönnen, sich ihre Muthmaßungen über den neuen Gast mitzutheilen. Ich war eitel genug, meine Reisebibliothek, die aus Ackermann's »for get me not,« Guarin's »Pastor fido,« einer Rheinreise von Rheineck sammt Karten u. s. w. bestand, auf den Tisch zu legen, wohl voraussehend, daß auch Engländerinnen Töchter Eva's sind; und wirklich sah ich bald halbseits, wie sie nach und nach mit den schönen Fingerchen nach dem Titel der saubergebundenen Büchlein lossteuerten.

Zweiter Brief.

Mein englisches Buch verschaffte mir bald einen englischen Gruß von den schönen Britinnen, und in ein paar Augenblicken ward es mir klar, daß auch diese Pilgerinnen zu jenen Reisenden gehörten, welche die grüne Stube der Natur wie die grüne Stube zu Dresden durchwandern, um eine Rubrik in ihrem Tagebuche auszufüllen, um, sowie sie einschreiben: „Heute am u. s. w. habe ich drei Stunden lang in diesem Kunst-

wunder-Tempel zugebracht," auch einzuschreiben: „heute am u. s. w. habe ich sechs und eine halbe Meile Natur zurückgelegt." Ich kenne viele Reisende, die eigentlich nur als Legationssecretäre ihres Taschenbuches reisen, welche die Naturgegenden in Commission nehmen, und wenn sie auch für ihren künftigen Verleger schon zehn Exemplare bei Seite gebracht, doch kein Gratis-Exemplar für sich behalten haben. Solche reisende Gefühls-Eunuchen in dem herrlichen Serail der Schöpfung machen eigentlich wahre Brandschatzungs-Expeditionen; jedes Haupt, es sei nun eines Felsens oder eines bedeutenden Mannes, wird controlirt, in ihre Bemerkungen eingetragen und dann in der Hauptmauth eines Verlegers geschätzt, gekauft und auf dem Druckstock ausgeboten. Es wäre eine neue und glückliche Finanzoperation, wenn man ein Natur- und Physiognomie-Zollamt errichtete, an welchem jeder Reisende von der Feder visitirt wird, nicht nach Tabak und westphäler Schinken, aber nach Naturskizzen und Bemerkungen über die ausgezeichneten Männergesichter und Physiognomien, die er aus dem Lande geholt hat. Dann wird alles taxirt und verhältnißmäßig abgezollt, je nachdem es Druckseiten abgibt, z. B. ein Hügel als Duodez-, ein Felsen als Quart- und ein großer Berg als Folioseite, ein Schauspielergesicht zwei Seiten, ein Schriftstellergesicht gibt ein Capitel, eine Maitresse aber und ein ausgezeichneter politischer Kopf werfen eine besondere Brochure ab. Eine solche Finanzoperation würde das Gleich-

gewicht in Europa dadurch herstellen, daß eben die kleinen Staaten im Durchschnitt ein viel ergiebigeres Einkommen an Naturzoll, besonders aber an Steuer ausgezeichneter Köpfe, an wahrhafter Kopfsteuer, erhalten würden, als die ausgedehnten und weitläufigen. Freilich würde auch da, wie bei jedem Zollamte, viel Unterschleif getrieben werden, es würden die Waaren, die unbedeutend Accise geben, gewissenhaft angegeben werden, und daneben die, welche große Accise heischen, verläugnet werden; so würde man z. B. den kleinen Berg bei Weimar und Herrn Mayer als Uebersetzer des Shakespeare bei der Douane gewiß vorzeigen, den Brocken aber und Goethe würde man durchschmuggeln! Doch ich komme von meinem Finanzplan zu dem Plan zurück, den meine beiden Engländerinnen hatten, alle Berge, die wie wachthabende Giganten den Cordon an den Ufern des Rheins hinzogen, ab- und einzuzeichnen in ihr blau- und grünsammtnes Zeichenbüchlein, in welchem schon mehrere Dutzend wohlconditionirter Berge und Ruinen mit ihren Benennungen standen; man konnte aber weder durch den Gegenstand die Schrift, noch durch die Schrift den Gegenstand enträthseln, sowie man in den jetzigen Xenien zwar die gemeinten Personen nicht sieht, dafür aber auch nicht weiß, wo die Xenien sind. Ich sollte nun immer die eine Seite ausfindig machen, die sich am Besten in der Zeichnung ausnimmt, mir war aber das Geschäft zu einseitig, und überhaupt ärgerte es mich, daß es gerade ein weibliches Wesen war, die das große

Heiligthum dieser Umgegend durch einen Götzenbilder-dienst verunheiligen wollte, und in dies Schönsehrohr hineinsah, wie in ein jedes Schönsehrohr, blos um vielleicht einige Zeichnungen und Dessins zu Brieftaschen und Neujahrsgeschenken zu gewinnen. Schon wollte ich ihnen sagen: „Meine Damen! wenn Sie diese Zeichnungen etwa als Steckbriefe aufbewahren, um dieser Gegenden und Berge, wenn sie Ihrem Gedächtnisse entlaufen sind, wieder durch selbe habhaft zu werden, so bedaure ich Ihre vergebliche Mühe, denn nach dieser Personen- und Naturbeschreibung können diese Berge stets durch ganz Europa reisen, ohne erkannt zu werden." Doch war ich zu sehr froh gestimmt, um satyrisch zu sein, ich überließ sie ihrer heiligen Abzeichnungswuth und eilte auf das Verdeck. Der herabsäuselnde Regen hatte aufgehört, einige Wölkchen zogen wie ferne Wanderer am heitern Himmel abwärts, die halm- und blüthenreichen Ufer mischten ihren frischgewürzten Athem in die abgekühlte Abendluft, die Berge, nackt und erquickt, stiegen aus dem Regenbad heraus, und sahen bald heiter und bald ernst in den tiefen Himmel der Fluth, der ihr Spiegelbild in gemilderten Tinten auf seiner flachen Wölbung trug. Hie und da an beiden Ufern lagen kleine Dörfer, Häuser und Hütten, wie huldigende Vasallen zu den Füßen dieser Felsenfürsten; die aus Gebüschen hervorcoquettirenden Thurmspitzen liebäugelten sich von einem Ufer zum andern an, ihre Grüße zogen in leisen Glockentönen, wie kreisende Möven über die Fluthen hin, und ver-

mischten sich sehnsüchtig in der reinen Atmosphäre. Der Himmel schien in behaglicher Nachlässigkeit sich hinzulehnen auf die erhabenen Säulen dieser Gebirgsrotunde; der Abend zog allmälig heran, und ein angenehmes Halbdunkel wickelte sich wie ein nasses Gewand um die herrlichen Conturen der Gegend, die eben dadurch den höchsten Reiz ihrer Schönheit der geistigeren Wollust zu errathen übrig ließ. So ist jeder Abend ein stiller Augenblick, in dem wir den Pulsschlag des Universums deutlicher spüren, jedes Athemholen der Empfindung belauschen und das leise Hämmern und Pochen in allen Getrieben der Natur vernehmen. Jeder Abend ist ein Sylvesterabend und ein heiliges Abendmahl, er erhebt, beschwichtigt uns und flößt die Zuversicht ein, daß dem Abendblatte des Lebens ein Morgenblatt der Seligkeit folgen werde. Zu diesem Abendfeste erschienen die leuchtenden Balldamen: die Sterne in ewiger Jugend, und begannen den großen Fackeltanz, der siebenarmige Plejasleuchter schimmerte mit seinem reinen Lichte nieder, die himmlischen Inseparables: Castor und Pollux, blickten freundlich durch das milde Blau des Himmels, das große Balletcorps der andern Sterne kreisete auf den Gebirgsspitzen flimmernd durcheinander, der Mond sah freundlich, wie ein schönes Mädchenantlitz über die Schulter eines finstern Onkels, über die dunklen Berge hervor, schwamm bald wie eine Wasserlilie durch die blaue Himmelsfluth, und es war, als ob eine Lichtblume sich aufthäte und aus ihrem Busen herabthauete die weißen

Strahlen, und den Funkenschnee herabschneite in den nachtumschleierten Isistempel, und die alten Häupter der anbetenden Felsen bekränze mit einem Heiligenschein, und die Weihebecken der Thäler füllte mit dem Lichtbade der Geister, und die Wogen des Rheins überdeckte mit dem Musivgolde eines ewigen Morgenroths! Mir war es, als schaueten durch den Gazeschleier der Nacht liebende Wesen aus höheren Gefilden mit klaren verlangenden Augen auf mich herab, und funkelten und flimmerten mir ins tiefe Herz, und winkten lockend mit den hellen Blicken und als lehnten in dem Architrav der herabhangenden Berge Geister abgeschiedener Freunde und zögen an den weißen Fäden des Mondscheins mich an ihre Brust, und als streckten aus allen Zweigen wehmüthige Rückerinnerungen ihren Arme nach mir aus, und als riefen aus den Fluthen die Stimmen seliger Minuten ihr Wiederauferstehungslied, und als lispelte und spielte eine geistige Lippe auf der großen Zauberflöte der Schöpfung, deren Ton alle Sinnenthiere bändigt, und der das Leben, den Probesaal des ewigen Lebens, durchzieht mit der kaum verstandenen, aber tiefgeahnten harmonischen Introduction des jenseitigen Lebens.

Dritter Brief.

Wenn der Mensch einmal eine Nacht sein Haupt nicht überbaut mit einer Schlafmütze und einer Stubendecke und einem Dachstuhl, sondern es frei ruhen läßt

unter der gestickten Nachthaube des gestirnten Himmels, wenn er die Erhabenheit, die stille Feierlichkeit, ja die Religiosität eines sternenhellen Sommernachtshimmels, nicht nur aus dem Bürstenabzuge einer romantischen Beschreibung oder aus seiner Effigien-Ausstellung auf dem Thater kennen lernt, sondern sie erkennt und liest in dem großen Originale, in der aufgerollten Aetherpergamentrolle, gesetzt aus der Phosphorschrift des ewigen Lichts, durchschossen von unendlichen Räumen, und von beiden Seiten eingeschlagen von den zwei goldnen Buchbinderblättern des Abend- und des Morgenroths, wenn er die Nacht aus diesem Prachtexemplar selbst kennen lernt, dann, ja dann fühlt er, daß das menschliche Herz von höheren Ahnungen gefüllt ist, daß das Räthsel unseres Lebensalmanachs erst in dem des künftigen Lebens eine befriedigende Lösung erhält, und daß eine Sehnsucht in unserem Dasein eingesargt ist, die oft aussteigt, unkenntlich an uns vorüberstreift, daß wir aufschauern in einem unbegreiflichen Wollen und Wünschen, und die erst am großen Feste der Gräber auferstehen wird zur verklärten Erfüllung! Und nun gar hier, theure Lyssa, am Rhein, diesem großen Wasserfolianten mit seinem geistreichen Weinglossarium, an dessen Ufern die üppige Natur ihr Belvedere aufschlug, hier im Vispertthale, dieser Frucht- und Opferschale und Friedensklause zugleich! Hier ließ ich die Nacht über mir vorüberziehen, hingestreckt auf einem Felsenstücke, welches im Entrollen aus seinem Standpuncte, überrascht von dem Anblick

des Gartens zu seinen Füßen, plötzlich inne zu halten scheint. Aus der Tiefe zog die aromatische Fluth herauf und schlug über mir, wie über einer Taucherglocke zusammen, und umgeben von den phantastischen Formen der Berge, kam es mir vor, als säße ich in dem künstlerischen Dunkel eines Phidias-Ateliers, und um mich ständen die Berg-Jupiter und die Giganten alle, und ein heiliger Schauer der Bewunderung und der Anbetung wehte mich an. Da fiel der erste bleiche Morgenstreif in das finstere Thal, wie ein ferner Hoffnungsstrahl in eine kummervolle Brust, nach und nach flog ein Rosenschein über das erbleichende Blau, die Formen der Thäler und Berge schwankten und schwammen in einem reizenden Helldunkel, die Felsen, die Bäume warfen wie erwachende, muntere Mädchen ihren Kopfschleier weg, und standen in frischer Schöne da; die vertappten Bergmänner streiften ihr Schlafkleid ab, und streckten, wie aus einem Bade, erst das Haupt, dann den Arm an's Licht hervor, und traten endlich neu verjüngt ganz an das Licht heraus. Das reizende Thal sträubte sich noch gegen den Kuß des Morgenroths, aber endlich unterlag es seiner Rosenlippe und erröthete bräutlich, und lag übergossen von jungfräulicher Schamröthe da. Die Gegend trat wie eine junge Schöne an die Morgentoilette; die Berge und Hügel boten wie Putztische den frischen Carmin der Wangen dar; Blumen und Blüthen gossen wie Kammermädchen den Parfum aus vollen Kelch-Flacons über sie aus, und rings an Bäumen und Büschen hingen

wie an einer Toiletten-Servante die Perlenschnüre und die Busennadeln des wasser- und feuerspielenden Thauschmuckes. So sei mir gegrüßt, Natur! bei deinem Hervortreten aus dem Schlafgemache der Nacht! Der Friedensfürst: Schlaf, dieser kurze Polstersitz von der langen Bank des Todes nimmt die Menschen versöhnend auf, und zwischen dem Heut und Gestern liegt die Nacht wie ein leerer Sarkophag, aus dem wir zu einer heitern Morgen-Auferstehung ausgestiegen sind. O wie entzückend ist die ewig junge Natur in der lieblichen Kindheit des Tages, am Morgen! wie feiert jeder Seelenschmerz sein Genesungsfest in dem Luftbade der lichtüberströmten Schöpfung! O ihr Alle, die ihr siechen Gemüthes seid, eilt hinaus in das Trost- und Erfrischungs-Palais der Natur, legt die Brandstellen Eurer Seele an den lindernden Balsam, den die reiche Vegetation uns darbietet! O nur die Natur ist die Mutter der Gesundheit, die Amme der Heiterkeit, die Stiftsdame der Tugend, die Kammerfrau der Liebe und die Geheimeräthin der Poesie! O, wenn ihr noch den letzten Gluthhauch eures poetischen Innern nicht zum Süßwerk werden lassen wollet, oder zum kristallisirenden flachen Treibeis auf den Fluthen der Alltäglichkeit, so rettet euch hinaus aus den dumpfen engen Gassen, aus dem gemiederten Engleben der Stadt, aus den engbrüstigen Gespenstern ihrer Gespräche, aus der flachen Schimmer- und Spiegelglätte ihrer leeren Aeußerlichkeit, rettet euch hinaus in die große Rettungsanstalt der Natur! nur in dieser humo-

rüstischen Vorschule der Poesie, nur in dieser Rüstkammer der Wahrheit und nur in diesem Zeug- und Bilderhause alles Großen, Schönen und Herrlichen, werden eurem Wesen alle Sonn- und Wendefeuer der heiligen Dichtung aufgehen; denn Natur und Poesie sind die Milchbrüder der Empfindung, und die Schwester-Najaden in dem Zirkel der Begeisterung.

Vierter Brief.

Teufelsleiter.

Ich war mit dem ersten Vorboten der Dämmerung hingezogen durch das Thal; der hier stets wehende Vesperwind umfloß mich mit seinem lauen Hauche, der kleine Bieberbach, der die Fußwaschung der Felsenmonarchen hier verrichtet, bog und zog sich wie ein Schäker her, um zurückzukehren, nun entflieht in verschlungenen Krümmungen hin, verschwindet hier in einem Gebüsche, um dort wieder plötzlich zu erscheinen, hüpft über einen im Wege liegenden Stein, spielt dort ruhig um einen Strauch; hier wirft sich ein Baumast, als wollte er ihn liebend festhalten, über ihn hin, doch er entschlüpft seinen Armen, um seinen Thalgang fortzusetzen. Das feierliche Schweigen ringsum wurde von dem frühen Hornruf der Luftbewohner unterbrochen, welche die Ouverture des Tages anstimmten; die Kräuter und Gebüsche hauchten ihre Morgengabe der bräutlichen Natur entgegen, Reis und Zweig schlug die erwachenden Augen auf, und ich ging wie auf Spring-

federn durch dieses große Pfingstleben, überbaut von dem tiefblauen Dom, benetzt von der milden Thauthräne, die dem Wimper der Nacht entquellen, und die ganze Welt kam mir vor, wie ein einziges großes Barmherzigenhaus und ich selbst als ein Genesener, der aus dem Gardienenbette seines Krankenlagers und von seinem Siechkissen zum erstenmale hinaustritt unter das unendliche klargewölbte Himmelsbett und auf das Krönungskissen der üppigen Erde. Als wären plötzlich von mir abgefallen alle Spannriemen und Aderlaßbinden und Quetschformen eines krankhaften Wesens, und als würde der enge Brustkasten plötzlich elastisch und dehnte sich frei und weitathmend aus, so zog ich den Brusttrank der Luft ich mich, so entstrickte mich ein unnennbares Etwas der beengenden Haft der Sorge, so flog ich über den großen Streckteppich des sammtenen Rasens hin, und eilte in Gedanken, mit gelösten Gliedern, an den Stämmen himmelanregender Bäume empor. So hatte ich den steilen Kederich, oder die Teufelsleiter, bestiegen, um noch vor Sonnenaufgang, wie ein zweiter Moses, hineinzusehen in das heilige Rheinland, in dieses Kanaan Deutschlands. Die Teufelsleiter hat Stoff zu mehreren Sagen und Märchen gegeben. Große Berge theilen auch darin das Schicksal großer Männer, daß die Menschen ihre einfache Größe und Erhabenheit mit Fabeln und Wundern ausschmücken, eben weil ihnen selbst die Entstehung einer solchen Erhabenheit fremd ist, weil sie ebensowenig in die große Werkstätte der Natur als

in den Rädergang großer Geistesfähigkeiten zu sehen vermögen. Um nicht sich selbst geringschätzen zu müssen, wenn sie sich wie Wurzelblümler unbemerkt am Boden hinziehen neben den hochprangenden Cedergeschöpfen, lassen sie bei diesen überirdischen Mächten und Wunderzeichen ihr Wachsthum befördern. So hat das Volk in der Schweiz, am Rhein und in allen Berggegenden eine eigene Schöpfungsgeschichte derselben, einen Bergbau voll Märchen und Wunder, zwischen dessen Taubstein oft ein reicher Gang poetischen Metalls verdeckt liegt, und das oft als schönes Geld ausgeädert wird. Eine solche Genesis läßt wie die erste, heilige im Gemische von Wahrheit und Dichtung, ihre Geschöpfe die Revue passiren, um sie mit neuen Namen zu benennen, z. B. die Teufelsleiter, die Brüder, die Wolkenburg, die Lurleifelsen u. s. w., und mit diesem Pathennamen, den sie von dem Gevatter Volksglauben noch neben ihrem eigenen tragen, wird ihnen zugleich ein eigener Zauber beigelegt, der den Reisenden doppelt anzieht und festhält. Die kalte Bewunderung erwärmt sich an der Phantasie, und der Mensch belebt so gerne das Leblose, er ist so gerne ein Pygmalion, jede Bildsäule zu beseelen, daß er die todten Massen bevölkert, indem er seine Gedanken, wie Deukalionssteine, hinter sich in die Vergangenheit wirft, und sich aus ihnen Wesen hervorzaubert. Darum ist's so reizend, sich im Wispertthal die holden Märchen mit ihrem Liebewispern zu denken; mit einem wollüsti gen Schauer hören wir in dem vielfachen Echo des

Lurleifelsens die klagenden Töne eines Felsen durchsuchenden, verlassenen Wesens, das in ewiger Wiederholung eines einzigen sehnsüchtigen Tones selbst zum Refrain wurde, der aus tiefen Gründen in klagenden Tönen widerhallt. So klomm ich über die steilen Rippen des Teufelsberges in einer Art von süßer Selbsttäuschung weg, weil ich auf jedem Felszack den Tritt des liebenden Helden-Jünglings erblickte, der sein Mägdlein herabgeholt von der Burg, und den der Genius der Liebe beglückt herabtrug über den Wolkensteg! Endlich war ich oben! Die Nebelkortine war von dem Welttheater weggeflogen. Tief im Osten stieg die flammende Montgolfiere langsam und majestätisch an Feuersäulen empor, und warf den gaffenden Wellen ihre Sonnenblumen und Strahlenküße herab, und zog, vom Zujauchzen aller Morgenhymnen und vom Bravoruf aller Sänger des Hains begleitet, immer höher und höher. Vor ihr her rollte sich am Himmel die Lufttapete aus, und wie sie heraufschwebte, leuchtete das ganze Proscenium auf in Rosafeuer, und die Tiefe mit ihren Hügeln, Thälern, Formen und Gestalten rollte sich wie ein farbenbunter Gobelin zu meinen Füßen auf. Tief unten am Saume der hellen Berge schwebte noch ein elfenartiger Nebel wie eine Spitzenguirlande um das Carmoisinkleid einer Schönen. Die Ortschaften lagen tief unten in magischer Beleuchtung, die Thurmkuppeln warfen wie Brennspiegel ihre Strahlen umher, der Rhein wälzte sich wie ein Lavastrom vorüber und in den

Schluchten der Berge mischte das Sonnenlicht sein Farbenspiel, vom Gipfel herab bis auf das rothangelaufene Wasserbassin, malerisch und verwirrt von der Blitzeshelle bis zum dunklen Schatten. Wie hinreißend ist diese Naturscene! wie grenzen das Schöne, das Fruchtbare und das Erhabene so nahe aneinander! Wie groß, wie frei, wie göttlich fühlt der Mensch hier sich! Die göttliche Menschheit und die menschliche Gottheit! alles vereint zu einer heiligsten Frühmesse, und in schweigender Andacht sinkt der Mensch auf die Knie nieder, und der eingesogene Opferduft aller Pflanzen, der laue und inbrünstige Odem, der wie ein Lebensgruß in den Lüften bebt, wird in unserer weitgeöffneten Brustmuschel zur reinen Perle der Andacht, die als allumfassende Liebe unser Leben verschönt. Wir weihen diese Stelle zur Gethsemane der Frömmigkeit und die stumme Thräne wird zum „Vaterunser", das den Schöpfer in seinen Welten anstaunt, in seinen Werken anbetet und in seinen Geschöpfen liebt.

Leere Betrachtungen über den vor mir liegenden leeren Bogen Papier.

Freundlich lächelt mich der leere Bogen Papier an, wie das Gesicht einer Tänzerin bei einem ronde de jambe, wie die Augen einer Dame auf den Subscriptions-bällen, und wie das Repertoir eines Theaters. Weiß wie Rußlands Ebenen liegt das Papier vor mir, und ruft der napoleonisch-wüthenden Feder zu: „Bis hierher und weiter nicht! rein sind die Fluren! unschuldig diese Hütten! schwärze sie nicht an bei der besonnten Mitwelt." — Ein Schauer ergreift mich, aber mein Schicksal reißt mich hin; das schwarze Verhängniß bricht über das weiße Gefilde herein, und bereits trägt die blendendweiße Velinhaut die Solennarben des nicht ver-schonenden Kiels. Wenn ich bedenke, was aus diesem weißen Bogen hätte werden können, so erbebt mein Inneres! — Ein Rothschild hätte mit einem einzigen Federzug ihm einen Werth von Millionen gegeben, es hätte ein herrlicher Wechsel daraus werden können, und nun, was ist daraus geworden? — Eine Schöne hätte

darauf die zärtlichsten Ergüsse ihres Herzens schreiben können, er hätte das Glück eines Liebhabers durch ein einziges „Ja“ und das Glück eines Bewerbers durch ein einziges „Nein“ machen können! — und nun ist er nichts geworden. Kein Ja, kein Nein, bedeutungslos wie das Blinzeln einer Sängerin geht er vorüber! — Unter der Hand eines Restaurateurs hätte er zum einladendsten Speisezettel werden können; die feinsten Gerichte, das delicateste Wildpret, und die seltensten Fische hätten den Leser angelächelt, und jetzt, was ist aus ihm geworden? ein nichtssagendes Ding, ein gewöhnlicher Brei; ein mageres Gericht, ein fauler Fisch, und höchstens ein Braten für Spötter! — In der Hand eines Weinhändlers hätten Champagner, Burgunder, Rhein- und Capwein von seinem Antlitz uns angelächelt, und jetzt, was ist aus ihm geworden? — Eine Watzeks-Büchse, leer und inhaltslos, voll Grüneberger, oder höchstens ein Ausbruch fader Laune. — Unter der Hand eines Schneiders, was hätte aus ihm werden können? — Ein Maß?! das die reizendste Taille umfaßte — in der Hand eines Schusters ein Maß, das das reizendste Füßchen umschließt, und nun, was ist aus ihm geworden? eine Langeweile ohne Maß, etwas, das nichts umfaßt und nichts umschließt! Wohl hast Du Recht, geliebter leerer Bogen Papier, der ich Dich nach und nach um all' Deine Weisheit bringe, was Du wohlweislich verschweigst, plaudert die schwarzkünstlerische Feder aus! — Aber bedenke, was Du auf eine andere Art hättest wer-

den können! — Unter der Hand eines — ◡ ◡ wärest Du zum Schwefelhölzchen für zotenliebende Zuschauer geworden! — Unter der Hand eines — ◡ wärest Du zum Stiefelknecht eines Gelegenheitgedichtes geworden! — In der Hand eines Arztes zum Waisen- und Witwenfabrikanten! — In der Hand eines Rechtsgelehrten zum Amputations-Instrument der Gerechtigkeit! — In der Hand eines Jesuiten — zur Inoculir-Nadel der Heuchelei und des Mysticismus! — In der Hand einer Buhlerin — zur Venus-Fliegenklappe der Unschuld! — Dann, o Du weißer, leerer Bogen Papier, dann freilich ist Dein jetziges Loos besser, und Du bist nun halb weiß, halb schwarz, ein sogenannter Mulatte, aber Du bist unschuldig wie der Liebeskuß einer zahnlosen Coquette; friedlich wie ein Märchen am Hochzeitstage, und ohne Consequenz wie des Herrn von Ottenfels Intervention.

Wenn ich auf Dich zurückblicke und nun betrachte, daß Deine beschriebenen Seiten ebenso leer sind, als Deine unbeschriebenen, freue ich mich, so viel gute Seiten an Dir zu entdecken; ich will aber nun abbrechen, um dir noch Weisheit genug übrig zu lassen, da es meinen Hörern doch schon schwarz vor den Augen wird. Denn meine leeren Betrachtungen sind zu leer, wenn man ihnen alles nachsagt, so kann man sie doch der Völlerei nicht beschuldigen. Ich segle mit meinem Federschiff immer mehr aus dem stillen Ocean des Papiers heraus, der Tisch rückt wie Land mir immer näher;

es ist für Euch das gelobte Land; denn ich muß nun schweigen, das Schweigen aber ist der Gott der Glücklichen. Dem Glücklichen schlägt keine Uhr. Ohne Uhr ist keine Feder, ohne Feder ist nicht nur kein Schreiben, sondern auch kein Leser, also schweig ich ohne viel Federlesens!

———

Magister Zickzack,

oder:

die Kunst, in allen Fällen des menschlichen Lebens ein Schafsgesicht zu machen.

(Ein humoristischer Holzschnitt.)

Leser, die mich kennen, wissen, und die mich nicht kennen, erfahren es jetzt, daß mich die Schreibelust immer wie ein Sanct-Veits-Tanz, wie eine Kriebelkrankheit befällt; so daß ich nie mit graden Schritten auf meinen Schreibegegenstand zuschreite, sondern mit Federzuckungen, in tausend Seitenkrümmungen, Abweichungen und Luftsprüngen auf ihn zufahre.

So fange ich diesen Aufsatz auch nicht sogleich bei Schafsköpfen, sondern erst bei dem Meinigen an.

(Hier habe ich dem Leser Raum gelassen, um einen eigenen Witz auf Kosten meines Kopfes, den ich selbst aus gerechter Eigenliebe nicht mache, einzuschalten.)

Also ich fange erst bei meinem Kopfe an, in den

es gar nicht hinein will, daß man ein dummes Gesicht ein Schafsgesicht nennt. Ich habe daher auf einem literarischen Maskensaal der Musen mich zu einem Schafe gemacht. Ich hoffe, daß meine Geliebte nichts dagegen haben wird, daß ich mich selbst ein wenig zu der großen Geduldzeit der Eheosterlämmer präparire. In meiner Schafsepoche schreibe ich folgendes Circular an die Menschheit:

„Liebe Menschen und Brüder!

Da wir im Paradiese um einen Tag früher als ihr das Licht der Welt erblickten, so sind wir eigentlich die Majorats-Herren der Schöpfung, und uns gebührt die Herrschaft über Euch, folglich müßten wir Euch, und nicht ihr uns scheeren! Allein durch Euren Sündenfall sind wir mit Euch um unser Majoratsgut, um unser Erb- und Stammschloß Eden gekommen, und wir müssen Eure Schuld mitbüßen. Warum seid ihr aber so undankbar, einen dummen Menschen mit dem Titel „Schafsgesicht" zu belehnen? Nennt ihr die Geduld der Wellträger Dummheit? Nennt ihr unsere Sanftmuth, unsere Geduld: Dummheit? Was würdet ihr sagen, wenn wir ein Schaf, auf dessen Antlitz sich Neid, Bosheit, Verleumdung, Geiz, Trunkenheit u. s. w. abmalte, ein „Menschengesicht" hießen? Vergleicht die Geschichte der Menschheit mit der Geschichte der Schafheit, zieht das Facit ihrer Tugenden und ihrer Laster, und urtheilt

selbst, wer der bessere Theil ist! Deshalb wollen wir gebeten haben, den Ausdruck „Schafsgesicht" aus Euren Wörterbüchern zu streichen.

Mit Wohlwollen u. s. w.

M. G. Saphir, zeitweiliges Schaf,
im Namen der gesammten Schafheit."

„Einschiebsel".

Ich habe mit Fleiß überschrieben „Einschiebsel", damit ungeduldige Leser, die es gerne haben, daß ein Aufsatz, wie ein zubereiteter Häring, den Schwanz im Munde stecken habe, daß eine Erzählung wie ein Gaukler den Fußdaumen gleich Nonnerey an die Lippen bringe, es überspringen können, besonders aber habe ich es den Leserinnen zu Liebe gethan, die Lesen und Reisen gerne gleich bequem haben, und bei Abgründen sich wenigstens die Augen verbinden, stets die Land= und Heerstraße der Geschichte lieben, und die Seiten=, Hohl= und Schlupfwinkelwege und Stege des sich schlängelnden Räsonnements nicht leiden können. Leser jedoch, die wie die Todtenschädel in die Gespenstergeschichten sich wie Schröpfköpfe an den Nacken des Autors setzen, und nicht von ihm lassen, er mag über Hecken springen und sich im Fieberfrost beuteln, solche eingefleischte Buchteufel und Lese=Vampyre, solche unzertrennliche Schlagschatten sind seine Freude und Lust, seine Augäpfel und Herzblättchen. Solche Leser werden es auch gar nicht ungerne hören,

wenn ich ihnen einen Spaß erzähle, den ich in der Zeit meiner Entschafung und Wiedervermenschung hatte.

Ich hatte nämlich, bevor ich in den literarischen Maskensaal der Musen trat, mir, wie der Leser weiß, bei dem Maskenschneider Momus einen Schafshabit für die heutige Autoren-Redoute ausgesucht. „Morizchen! Morizchen!" sagt der olympische Lucian, als ich ganz gemach mein Menschenfell, meinen Saphir-Domino mit der gelben Haarmütze im Ganzen abzog: „Morizchen," sagte der Spötter, „Du bist der erste, der, bevor er seinen Lesern die Geduldhaut über die Ohren herabzieht, es erst mit seiner eigenen probirte. Aber ich fürchte, man wird Dir etwas stark auf den Zahn fühlen und unter dem frommen Schafmund den bissigen Leumund und den sarkastischen Wolfs- und den satyrischen Löwenzahn hervorstehen sehen, und dann ist's um deine Maskenfreiheit geschehen." — „Fürchte nichts, Freund Momus!" sagte ich, „darin unterscheidet sich ja eben der Humor von der Satyre, daß ihm die scharfen, schneidenden Hau- und Fangzähne nicht wie bei den letztern von der Natur an- und ausgewachsen sind, sondern er hat, wie eine Coquette, die sarkastischen und satyrischen Vorderzähne blos künstlich aus polirtem Elfenbein in den Zahnkasten eingesetzt, nicht um damit zu beißen, sondern um zu brilliren, um der humoristischen Zunge zum Anstoßpuncte zu dienen, darum kann er sie füglich ausschrauben, und zuweilen in Schminkbüchsen zu den Auxiliartruppen der Schriftsteller-Toilette legen."

Momus lächelte zweideutig, und während ich meinen Menscheneinband mit blondem Goldschnitte zu anderen, an der Mauer hängenden fügte, fielen mir besonders zwei ausgezeichnete Häute auf. Momus wendete sie, wie Trödler ihre alten Kleider, bald hinüber, bald herüber, und eine derselben ließ mich keinen Augenblick zweifeln, daß es die armselige Tunica eines Recensenten sei. An der ganzen eigentlichen Oberhaut (Cutis) waren die Blut- und Wassergefäße, Nervendrüsen und Poren deutlich, wie ein feines Gewebe zu unterscheiden, welches sonst bei keiner Menschenhaut der Fall ist, es sei denn, sie werde wie die eines Hirschkalbs fleißig weichgegerbt; auch machten es mir verschiedene blau und roth schattirte Erhöhungen der Haut, die ich ihrer Größe halber unmöglich für die gewöhnlichen Hauthügelchen (Granula) halten konnte, gewiß, daß dies die Leidenstunica eines bissigen Kritikers ist, welche auf dem Gerbestocke der handgreiflichen Antikritik und in dem Stockhause der Gegenrecensionen diese Filigran-Appretur und Auferstehungshügel erhielt, und auf diese Art oder Unart zum tätowirten Recensionsblatte gestempelt wurde. Da es um Neujahr herum war und ich an den Schreibefingern dieser Hauthandschuhe eine Schwiele (Callus) bemerkte, die sich gewöhnlich durch Abnützung der Epidermis oder der Oberhaut erzeugt, und da auch an seinen Thränenkarunkeln eine Petrification zu bemerken war, schloß ich auch ganz richtig, daß er die Gelegenheits-Poeterei nebenbei getrieben haben müsse.

So erkannte ich auch auf den ersten Anblick die Haut-Toga einer Romanen-Schriftstellerin sowohl an den abgenutzten Nervenwärzchen (Papillæ nervæ) ihrer Zunge und Schreibefinger, als auch an den Schmierhöhlen der Haut, die alle ihren Ausführungsgang nach den Fingerspitzen nehmen, ohne sie jedoch, ihrer Bestimmung gemäß, vor Trockenheit zu schützen. Daß sie blos Romane schrieb, sah ich an der Durchsichtigkeit der Schädelhaut, die durch Anhäufung des Kopfwassers und dadurch bewirkter Auseinandertreibung der Schädelknochen entstehet. Daß sie oft und viel schrieb, ließ mich die geschwollene Haut der Beckengegend vermuthen, welches Anzeichen der Gebärmutter-Wasser-Frauen gern für eine leicht mit ihr zu verwechselnde Schwangerschaft halten. — Inzwischen war mein Schafshabit fertig, in welchem ich, wie der Leser weiß, als Schaf vernünftig und idyllisch genug räsonnirte.

Als ich aus der poetischen Freiredoute in das Maskenzimmer, welches zugleich Garderobe war, zurückkehrte, war ein solches Treiben und Drängen, daß ich in der Eile meinen Schafpelz auf den Nagel hing, und statt meines eigenen weißblonden Staub- und Pudermantels ein schwarzgelocktes Titus-Triumphkleid mit römischer Nase und Knebelbart erwischte und überwarf. Dieses Prachtfutteral gehörte — wie ich nach der Hand erfuhr — dem ersten Stadt-Adon und Stutzer an, der nebenbei anakreontische Lieder schrieb, id est abschrieb, durch eine eigene Sichtungs- und Rennungsmaschine alle anakreon-

tischen Lieder sichtete und reutete, und sich auf diese Weise aus den Excerpten und Extracten einen erträglichen anakreontischen Fünftelsaft aus dem Federkiel preßte, so das ihm als Taschen-, Hand- und Auszug-Anakreon, und seinen Liedern als filtriter und rectificirter Anakreonsgeist, als zusammengesottene, abgeschaumte und verdichtete Reise-Substanz zu verdünnenden Gleim- und Ramler'schen Kraftsuppen, ein innerer In- und Anwerth nicht abzusprechen war. Er nannte sich daher mit ebensoviel Recht einen Liederdichter, mit dem sich Alchymisten, die edle Metalle zer- und versetzen, rein kochen und läutern, Goldmacher heißen. Die Spiegel des Garderobezimmers waren alle von Schöngeisterinnen, die noch obendrein immer gerne Schönkörperinnen sind, so belagert, daß ich keinen Blick in dieselben werfen konnte, und ohne Selbstbeschauung blos, nachdem ich mit meinem Diogenes-Frisirkamm, mit meinen fünf Fingern, mein Haar aufwirbelte, ohne meinen Hautvertausch zu merken, zu meiner Geliebten rannte, und in der Freude wieder Mensch zu sein, mich vor ihr auf die Knie warf; wie überhaupt jeder Mann bei seiner Auserkornen nur ein Kniestück formirt, und die Füße, an denen zuweilen der Pferdehuf zu sehen ist, einzieht, um für einen Paradiesvogel zu gelten.

Bei dem Mädchen aber, das in dem unerklärbaren Magnetismus der Liebe den beseligenden Grad der Clairvoyancer erreichte, concentriren sich alle Fühl- und Denkorgane in der klopfenden Herzgrube, und sie legt

den, von der heiligen Scham keuscher Liebe versiegelten Mund des knienden Jünglings an die wunderthätige Herzgrube, um in innerer Anschauung sein Wesen zu entziffern, um sein von den Sphärennoten der Sehnsucht beschriebenes Herzblatt mit den von innen ausgehenden Fühlfäden laut abzulesen. Ja Knien, wo es nicht Knorpelgelenkigkeit der Kriecherei ist, ist der stumme Eid des Gefühls und das loco sigill der Empfindung. Ein gläubiges, wahrhaft ergriffenes Gemüth kann sich der heiligen Tiara der Andacht, der Liebe und des Schmerzes nur kniend nähern, und eine geheime Macht zieht uns auf die Knie nieder an dem Golgatha der Frömmigkeit, an der Thränenurne der Trauer und an dem Hochaltare der opfernden Liebe! Wahrlich, Knien ist nicht blos Gliederroutine, nicht Angewohnheit einer seelenlosen Observanz. Es ist die ideale Form innigerer Demuth, unerklärbare Magie tiefer Empfindungen und Sanscritsprache des Herzens. Der erste Kniende war gewiß ein Heiliger, den das Herzblatt, gebrochen von der zitternden Tropfenfülle der Seligkeit, oder vom sengenden Mehlthau des Schicksals erdrückt, zu Boden neigte, und der in sehnender Anschmiegung an der Erde-Mutterbrust Trost im Einklang suchte.

So stürzte ich auch jetzt in des Augenblickes süßer Allgewalt vor dem Madonnenbilde meiner Lyssa nieder, die aber statt sich dem Knienden wie immer zum Gnadenbilde zu verklären, wie eine zürnende Vesta entfloh, und den unbekannten Bilderstürmer mit den verkohlen-

den Strahlenstichen des Zorn- und Scham-Doppelbrand-spiegels zernichtete.

Ich sprang befremdet auf, und mein Blick fiel in einen großen Trumeauxspiegel, aus dem ich mir als Nicht-ich oder Vexir-ich entgegensprang. Wenn ich sogleich des seltsamen Vertausches inne ward, ärgerte es mich doch ebensowohl, und sei's auch nur auf kurze Zeit, in die geschnörkelte und scheckigte Zebrahaut dieses Gecken gerathen zu sein, aus Furcht, sein voriges spasmodisches Lächeln, seine Complimenten- und Scharrfuß-Kriebel-krankheit, und den Speichelfluß seiner Faselei zu erben. Denn Stutzerei ist nicht nur wie Faulkrankheiten durch Berührung, sondern zuweilen wie große Nervenübel miasmatisch, ja oft auch wie das Gähnen und Niesen sympathetisch ansteckend. Darum sehen wir oft Leute mit ganz gesundem Menschenverstande, mitgerissen von der Windhose eines Stutzerzirkels, sich wie närrisch um ein goldenes Kalb herumdrehen und es verabgöttern. Ja, ich würde vorschlagen, einen militärischen Sanitätscordon gegen diese Seuche zu ziehen, wenn nicht eben dadurch diese eigentliche magnetische Krankheit noch dazu eine armirte würde, die desto stärker zöge. Es ist noch ein Glück, daß sich die von diesem Farbenfieber der Stutzerei Befallenen so oft salben und räuchern, ja selbst ihre Brieflein oft vielfältig durchstechen, und mit dem vinaigre de quatre voleurs bespritzen, welches den Empfänger einigermaßen vor der Contagion sichert.

Doch so stark auch die Räucherung meines Ana-

kreons zu sein schien, verspürte ich doch einige stark markirte Symptome des Stutzerfiebers in meinem Innern. Nicht nur das Pernardium meines Herzens oscillirte unaufhörlich, sondern die es umgebende rothe Flüßigkeit kochte wie das Blut des heiligen Januarius oftmal auf. Die Glandula Pinealis meines Gehirns, die nach Cartesius der Sitz der Seele ist, schien sich zu Spiegelscheiben zusammen zu kochen, wo die Seele in steter Selbstbeschauung leben konnte; meine Stirnhaut fing an bein- und hornartig zu werden, und alle Elasticität und Receptivität zum Runzeln und Erröthen zu verlieren. Diese Verläufer der Ansteckung erhielten noch einen peinigenden Zusatz durch die Gedanken, daß indessen andererseits ein solcher schwänzelnder kartesianischer Teufel in meine Haut gefahren, und daß die Leute glauben werden, ich sei es, der um den schönen Irrwisch hascht und gaukelt, da es doch ein Anderer ist, sowie Taschenspieler, die in ausgeblasenen Eischalen gebrachte Blutegel nach dem Scheine eines Lichtes drehen und wenden lassen, indessen die Zuschauer meinen, das eigentliche Ei tanze dem Lichte nach. Ich lief also was ich konnte zu dem Garderobisten Momus zurück, wo ich den anakreontischen Leimsieder schon traf, der mit kläglichen Geberden meinen Real- und Elephantenpapier-Schuber auszog, und dafür seinen Velin- und Seidenumschlag forderte.

Momus, der eigentlich diesen Wirrwarr anzettelte, tauschte unsere Wechselbälge wieder aus, und kaum hatte

ich meinen weißblonden Staub- und Pudermantel wieder um, als ich wieder zurück zu Lyssa eilte, vor sie hinkniete; und jetzt wurde mir das Madonnenbild, wie immer, zum Gnadenbilde, und sie nahm mich auf in den Himmel ihrer Liebe, der voll Cremoneser-Geigen hing, und der mich mit seinen zehntausend Engelein und Himmelsschlüßlein umblühete und umklang.

Nachdem ich ihr meine tragikomischen Abenteuer als Schaf und Stutzer, mit poetischen Münchhausiaden verziert, erzählte, legte ich ihr mein Schaf-Promemoria an die Menschheit zur Beurtheilung vor; denn was man auch sagen mag, einen Richterstuhl gibt es, vor welchem Recht und Unrecht sich enthüllen, der alles Sittliche wägt und mißt, und kein Sandkörnchen und kein Wasserfallstäubchen abbricht, und dieser Richterstuhl in das weibliche Herz! Das Gefühl eines weiblichen unbefleckten Wesens ist das Orakel der Gerechtigkeit, ihre Thräne ist die einzige Wasserprobe, und ihr Erröthen die einzige Feuerprobe der Tugend, wo sonst alle Codices und Folianten schweigen. Eine immer angeborne, zarte, duftige, hellsehende und unaussprechliche Empfindung ist ihre magna Charta, und ein ewiges, unbegriffenes, in den zartesten Geheimnissen der Natur versiegeltes, heliotropenartiges Hinneigen nach der hellleuchtenden Ursonne des wahrhaft sittsamen, keuschen, frommen und lautern Wirkens und Strebens ist das Domes-Day's-Buch ihrer Handlungen und Urtheile. Wo der Mann der schwankenden Wage nur durch ein Brennus-

schwert den Ausschlag zu geben vermag, dort bannt das Weib durch den magnetischen Zug ihres Gesichtes die zitternde Nadel fest. Darum legte ich erst obigen Rechtsfall der klaren, blüthen- und glanzreichen Seele meiner zartfühlenden Lyssa vor. Erst nachdem alle meine Gefühlskelche und Empfindungsdolden in dem frischsprudelnden Springquell ihres warmen Herzens, wie aus Gasteins verjüngenden Mineralquellen neues Leben und Wachsthum sogen, verfügte ich mich als Generaladvocat wieder in's Oberhaus der Menschheit zurück.

(Ende des Einschiebsels.)

Damit meine Leser nicht sagen, daß ich ebenso ungerecht, wie ein revolutionäres Volk als Kläger, Angeklagter und Richter auftrete, will ich, ob ich gleich weiß, daß ich ein zweiter Aristides meinen eigenen Namen, d. h. den Namen Mensch, auf die Ostracirscheibe geschrieben hätte, jetzt weder als Schaf die Anklage weiter fortsetzen, noch als Mensch mich vertheidigen, viel weniger noch als Schriftsteller vor dem Forum meines Schreibetisches den schwarzen Federstab über die eine oder die andere Partei brechen, sondern ich commentire und schreibe blos meinen Magister Zickzack, oder meine Bemerkungen hier ab, die ich als reisender Handwerksbursche der Satyriker-Gilde über Schafsgesichter in mein Wanderbüchlein in Holzschnittmanier ab- und einzeichnete. Wenn man weiß, daß ein Handwerksbursche

ein desto flotteres Leben führt, auf je mehr Werkstätten seiner Profession er stößt, der wird es auch wissen, daß der wandernde Satyrenmachergesell ein schlechtes Leben führt. Die Schmelzhütten und die Satyrenschriften, in denen bare Münze geprägt wird, werden heutzutage immer seltener. Alle literarischen Gesellen, der dramatische Grobschmiedgesell und der lyrische Drechslergesell können sich prächtig durchfechten, nach Art aller Wandergesellen fast in jedem Dorfe einen Gruß von der letzten Werkstatt, die sie trafen, ausrichten. Sie können von Gibraltar nach Kamtschatka und von da nach Wien reisen und noch da einen schönen Gruß vom Eipeldauer ausrichten. Ein satyrischer Büchsenspanner-Gesell aber trifft jetzt selten einen Meister seiner Profession. Gesetzt, er fange bei dem Nimrod und Zechmeister Johannes Paul an, richte bei dem handfesten Lichtenberg seinen schönen Gruß von Baireuth aus, klopfe an der Kleingewehr- und Sackpistolen-Werkstatt Friedrichs und Haugs an; wo trifft er dann noch im Reiche der Todten und Lebenden einen tüchtigen Meister, der seinen Lehrbrief unterschreibe. Es ist aber auch eine üble Sache um die Satyre, dieser eisernen Jungfrau des Tyrannen Nabis, die uns erst ihre Arme öffnet und an den Busen drückt, um uns desto inniger mit ihren Springdolchen und Scheermessern zu durchbohren.

Ein Satyriker ist ein wahrer Todtengräber, der sein Liedlein singt, wenn er andern eine Grube gräbt und zuletzt oft selbst hineinfällt. Und auf die Sa-

ture kann man, wie auf den Sarg, das Räthsel anwenden:

„Wer's braucht, der hat es nicht bestellt,
Wer's kriegt, zahlt dafür kein Geld.“

Sie ist wohl beliebt, aber blos als Nächstenliebe, die nicht bei uns selbst anfängt. Das Aergste aber ist, daß, wenn ein Satyriker, wie jener Zauberer in den Feenmärchen, in die Luft einen Hieb führt, sich doch gleich alle Anwesende die Zahnbacken halten und schreien, als ob er Jedem insbesondere die Weisheitszähne ausgeschlagen hätte. Läßt man sich's nun gar gelüsten, einen fingirten, selbst zusammengestoppelten Namen, wie einen hölzernen Türkenkopf, in seine satyrische Reitbahn aufzupflanzen, um seine Hiebe und Stiche nach diesem zu führen, gleich setzt der Leser seine englische Sattelbrille auf, zersetzt die Buchstaben dieses Namens, wie die Hölzlein des faden Chinesenspiels, so lange, bis er durch die Verschiebungen eine Aehnlichkeit mit einem wahren Namen heraus findet, und dann wird der Satyriker zum Pasquillanten. Darum bitte ich im Voraus, unter meinem Magister Zickzack nichts zu suchen! denn es steckt wie unter tausend Magistern, unter denen man etwas sucht, nichts hinter ihm. Dieser mein Magister Zickzack ist nichts als das Ideal eines reinen Schafgesichtes, ein Geschöpf meiner abstrahirenden und combinirenden Phantasie. Ich habe nämlich in meinen Wanderjahren ein physiognomisches Excerptenblatt gehalten, auf welchem ich von allen eben studirten classischen

Schafsgesichtern den classischen Zug mit der Bleifeder abzeichnete, wenn ich z. B. auf einen Homer, Pindar, oder Sophokles der Schafsgesichter traf. Ich bin wie die ganze jetzige vor- und aburtheilende Lesewelt, die wie die Juden ihren Kranken in der Krisis als Heilmittel noch den Namen eines ihrer Stammväter Abrahams, Isaaks und Jakobs beilegen, auch fast jedem, der in dem Schreibeparoxismus ein Werkchen herausschwitzt, den Namen eines der Herren des Parnasses beilegen; da heißt es gleich: „der Pindar seiner Zeit", der Ossian seiner Sprache, „der russische Schiller" ꝛc., welches mich immer an Krystallen und Corallen, und böhmische Krystallen und Corallen erinnert. Also, wie gesagt, wenn ich auf ein solches classisches Schafsgesicht unserer Zeit stieß, studirte ich es, wie man eigentlich alle alten Classiker studiren sollte, so lange, bis ich den originellen und individuellen Schafszug, der jeden zu einer besonderen Classicität stempelte, herausfand und denselben als mathematische Linie oder Figur auf mein Excerptenblatt brachte. Bald lag bei einem das ganze Mannpropria des Schafsgesichtes in einem geheimen Zuge auf dem Rücken der dachartig ablaufenden Nase; ich mußte also diesen Zug als schiefe Linie, als Hypothenuse dieses Nasentriangels abzeichnen /; bei andern war ein schafartiges Hineinschauen in die weite Welt, welches mit offenem Munde die gebratenen Tauben erwartete; da war es wieder dieser characterisirende offene Munddeckel, den ich als länglichen Zirkel ⬭ auf's Excerptenblatt trug; zu-

weilen war es ein uns oft unterkommendes, stets zufriedenes, dummes Lachen unter dem Specke, das von beiden erweiterten Nasenflügeln die zwei Zirkelausschnitte in die fetten Augen und die verlängerten spitzigen Lippenwinkel hinunterlief, und die ich in dieser Figur < > abriß; bei einem vierten war es ein Glotz- und Gaffzug, der von der Nasenwurzel aus rechts und links die Augen überflügelte und beim Kinn wieder spitzig zusammenlief, der als Herzfigur in meinem Grundbuche der Schafszüge paradirte. Nachdem ich auf diese Weise zu einer vollständigen Sammlung der eminentesten Züge und Formen eines Schafsgesichtes gelangte, bildete ich aus allen diesen Excerpten und Extracten ein einziges, verschmolz in meiner Einbildung alle diese verschiedenen Züge zu einer Einheit des Ganzen, und erhielt durch diese mosaikartige Zusammensetzung einer inneren Anschauung ein höchst vollkommenes Schafsgesicht, welches ich mit vieler Mühe in meinem Holzschnitt zu versinnlichen suchte, dem ich nachher den Namen „Magister Zickzack" beilegte. Ich zer-, ver- und überschnitzte diesen hölzernen Magister Zickzack so lange, bis er und sein Velinabdruck endlich so rein und deutlich, wie ein Gubitzischer vor mir da lag, und die Zufriedenheit, die in allen Theilen ausgedrückte unaufstörbare Ruhe, die auf diesem Holzschnitt-Schafsgesicht schwamm, brachte mich zu folgendem Versuche.

Ich habe nämlich, wie mir scheint, nicht ganz mit Unrecht von einem Physiognomiker behaupten hören, daß,

wenn es einem gelänge, die Mienen und Geberden eines Andern anzunehmen und nachzuahmen, man dadurch zu einer kleinen Kenntniß seiner Gedanken und seiner Gemüthsbewegung komme, da die Muskelbewegung, von den inneren Leidenschaften hervorgebracht, zum Theil auch reciprocirend wirken. Nun dachte ich, wenn es mir gelänge, mich in diesen Magister Zickzack so einzustudiren, mir seine Miene so anzueignen, daß ich im Stande wäre, mein Angesicht wie durch eine Verschiebung oder durch eine Coulissen-Versetzung plötzlich mit diesem Schafsgesicht zu vertauschen, müßte ich hiedurch zu der, jedem Schafsgesicht überhaupt und diesem insbesondere eigenen Seelenapathie, zu dieser beglückenden Gedankenfaulheit, zu dieser Unempfänglichkeit gegen alle Antastungen, kurz zu dieser schalthierähnlichen harten Herzenshaut gelangen, die allen Schafsgesichtern schon auf Erden das Himmelreich bereitet. Durch diese reizende Aussicht angespornt, verwendete ich alle Tage ein paar Stunden auf das Studium dieses Magister Zickzack, und wie tragische Künstler den Faltenwurf und die Draperie ihrer Gewänder an den Antiken der Griechen und Römer einprobiren, suchte ich meine Gesichtshaut in den Faltenwurf Licht- und Schatten-Draperie meines Zickzack-Modells zu bringen. In kurzer Zeit brachte ich es durch Fleiß und Uebung, durch ein anhaltendes Bewegen und Verdrehen des Gesichtes zu einer solchen Mienenappretur und Routine, zu einer solchen Elasticität, Geschmeidigkeit und Biegsamkeit der Gesichtsmuskeln, daß ich in

jedem Augenblicke, wie auf den Druck einer Springfeder, das Schafsgesicht verschieben konnte, und dem lebesamen Magister Zickzack wie aus den Augen geschnitten sah. Da nun dieses Schafsgesicht seine rückwirkende, narkotische, krampf- und schmerzstillende Kraft auf Geist und Herz bei mir bewährte, so kann ich meinen Magister Zickzack-Holzschnitt mit ebensovieler Ueberzeugung, wie Mannlich seinen undurchdringlichen Filzharnisch, zu einem Gemüthsharnisch und zu einer Seelenägide für alle Fälle des menschlichen Lebens empfehlen. Ich habe in dem Pfeilenregen der geschliffensten Stachelreden, deren Spitzen in das Gift der tödtlichen Bosheit getaucht waren, gestanden; unter der aushöhlenden Dachtraufe der Neckerei; unter den herabschauenden Blitzblicken der Großen; unter dem triumphirenden Wetterleuchten vergebens angebeteter Augen; unter dem Schneegestöber des Pöbelgewäsches u. s. w., und in allen diesen Fällen nahm ich geschwinde mein Zickzackgesicht vor, und sogleich fühlte ich die glückliche Schafsnatur und Unempfindlichkeit der Dummen in mir, und an meinem stets nichtssagenden, Taubstummen ähnlichen Schafsgesicht glitten alle rohen Umgriffe wie am Ringeröl ab, und meine anscheinende Rhinocerosbaut ermüdete die Verletzer, indem sie ihnen zugleich den Triumph, als schmerze es mich, vereitelte. Die Kunst, in allen Theilen des menschlichen Lebens ein Schafsgesicht zu machen, ist so wohlfeil, so gemeinnützig, so einfach und so leicht selbst zu bereiten, daß ich mit Recht auf den Dank meiner Mitmenschen

Anspruch mache. Mein eigenes Zickzack-Modell ist bereits in Abdrücken an verschiedene Freunde von mir vertheilt worden, die sich dessen mit dem besten Erfolge bedienen. Nur Einer hatte das Unglück, daß er wie jener Künstler, der den Titus so brav einstudirte, daß er aus seiner Rolle nicht mehr herauskam, das Zickzackgesicht nicht mehr ablegen konnte. Allein diesem scheint in früher Jugend sein angebornes Schafsgesicht vielleicht durch Erkältung zurückgetreten zu sein, welches nunmehr durch das Auflegen dieses Zickzacks, wie durch ein Antimoniale erregt, wieder herausschlug, sich mit diesem amalgamirte, und seine Stelle mit doppelter Besetzung behauptete. Sonst kann ich mit Leib und Seele für den besten Erfolg meines Magister Zickzack-Gesichtes haften. Fiat applicatio!

Papillotten.

Ein zahnender Dichter, — das heißt, einer, dem die poetischen Zahnknospen eben aus den Kiefern brechen, — verdient, wie zahnende Kinder, die größte Sorgfalt. Um diese Zeit bemerkt man an ihm eine innere Unruhe, ein beständiges Saugen an den Fingern, ein Abkiefeln aller Gegenstände, ein untermischtes Frösteln, anfliegende Röthe u. dgl. In dieser Epoche sind sie am zartesten, da stelle man sie, wie April-Spargel und Frühpflanzen, unter schützende Glasglocken, damit kein unzeitiger Recensentenreif und Krittlerfrost sie anhauche und versenge. Sobald ihnen die ersten Vorderzähnchen herausgesproßen, beißen sie in die Mutterbrust der Classiker, die ihnen doch die erste Milch reichte, und wenn sie Stockzähne machen, fangen sie schon das Zermalmen an. Eben da ich dieses niederschreibe, zerarbeite ich in den lauernden Anschlagspausen der Gedanken-Treibjagd den Wolfszahn des linken Daumens mit meinen Vorderzähnen, und fühle, sozusagen, mir selbst auf den Zahn, und so oft ich dieses Experiment mache, stürzt durch einen Gehirnschuß ein Gedankenwildpret auf's Papier nieder; dies wiederhole ich dann so oft,

bis ich genug Wildpret habe, um wenigstens meine Fastenleser zu befriedigen, und nenne diese Ideenaufläufe: (wie man sagt Reisauflauf) „Drachenzähne“; wie ich eigentlich alle ins Typenfeld gesäete Schriften, an deren Stelle eine Armee von Kriegern aus den Setzkästen hervorwimmelt, nennen möchte. Besonders sollte das ein Anfänger thun, als wirklicher Kadmus in philologischer Bedeutung des Wortes; da hat er noch den Vortheil, daß man nicht weiß, ob auch Drachen Weisheitszähne bekommen, und ob recensirende Dentisten ihren Pelikan auch an Drachenzähne zu legen wagen. Ueberhaupt versprechen poetische Drachenzähne mehr, als poetische Menschenzähne, da sie keine hohlen mit Pleonasmen-Blei und Rauschgold plombirten haben, und in die Lücken ihrer Zahnladen keinen fremden, verstorbenen oder noch lebenden Dichtern ausgehobenen, gesunden Zahn einsetzen. Aber ich komme, um doch auch ein Nachklang der Shakespearischen „ich seh' den Wald vor lauter Bäumen nicht“ zu sein, vor lauter Zahnen zu den Zähnen nicht, so wie die meisten Menschen durch die Vorjagd des Lebens das Grenzwildpret verscheuchen und zur eigentlichen Lustjagd nicht kommen; und ich muß schon, wie jener Läufer in den Ammenmärchen, meinen schnellen Vergleichungsfüßen Sperrketten anlegen, damit sie den Gegenstand, den sie erhaschen wollen, nicht weit hinter sich zurück lassen. Dieser mein Gegenstand bist Du, mein lieber Leser! der Du mich nicht lesest; denn das Unglück des Dichters, der nur Handlanger des Verlegers ist, macht nur der

Nicht-Leser, so wie das Schrecklichste ist, gar keinen Schatten zu haben. Der Leser, der mich nicht liest, will, wie ein Zollvisitator, eben darum bestochen sein, daß er nicht visitirt, und schimpft am meisten auf das Buch, wie gewöhnlich Menschen, die nicht ins Paradies kommen, es auch läugnen; der Leser aber, der mich liest, ist freundlicher; schon das, daß er mich liest, schlägt eine Lettern-Brücke zwischen uns, und jede Zeile wird uns zum Knüpffaden, und da es so viele Leser gibt, als Physiognomien, und jeder anders liest, sowie jeder anders niest, so muß der Verfasser sein Buch wie ein Polymorphoskop einrichten, mit vielen klaren Spiegelflächen in verschiedenen Hüllen, in denen jeder Leser sein Herzensantlitz hineinpassen kann, diesem jener Schmuck, und jenem ein anderer besser ansteht; er muß die Phantasie, wie den großen Taschenspieler Philadelphia auf Einmal durch alle Lebens- und Gefühls-Thore auswandern lassen, damit sie allen lesenden Spaziergängern begegne. Meine Leserinnen, die mich lesen, hoffe ich gewiß zu gefallen: die nehmen, wo es darauf ankommt zu gefallen, den Willen schon für die That; sie gehen, sozusagen, nur transito durch das Buch; behandeln es wie das Schauspiel, halten sich in der Vorhalle, Vorrede oder Einleitung gar nicht auf! hören flüchtig zu, machen einige Bemerkungen über den Kleiderschnitt der Helden und Heldin, bleiben selten bis zu Ende, und fragen oft hinterher, wie heißt eigentlich dieses Stück, und von wem ist es? Eine Eigenschaft aller Leserinnen ist es, daß sie das Buch als den Stamm-

paß und die Kundschaft des Verfassers betrachten, da wollen sie gleich aus dem Buche herausfinden, ob wohl der Verfasser einen stolzen Blick, ein satyrisches Lächeln, oder so was habe? ob er schwärmerisch lieben könnte? wie er wohl in der Ehe sein mag? ob seine Frau viel auf den Putz verwenden darf? welches sein Lieblingsgericht ist? rc. Sogar Leserinnen, die selbst das Musenroß besteigen, (welches ich von ihnen eben so wenig, als das Besteigen jedes Reitrosses, das die Weiblichkeit verflüchtigt und entwürdigt, leiden kann, daß sie auch auf dem Musenroß, wie auf dem Reitpferde nur einseitig sitzen) sind, wenn sie nicht Französinnen sind, nachsichtsvolle Leserinnen. Nachdem ich also Dir, lieber Leser! der Du mich nicht lesest, ein Vorwortsschlachtopfer gebracht habe, wende ich mich zu Euch, ihr lieben Leser und liebenswürdigen Leserinnen, und will Euch einschläfern. Denn wahrlich, das Einschläfern ist es nicht, das man mit Recht an den Dichtern tadelt, sondern das, daß sie nur einschläfern, sie sollten den Leser erst einschläfern, dann durch den poetischen Magnetismus ihn zur Clairvoyançe führen, daß er mit dem innern Ohre vernehme die Harmonie des Lebens, dieser Ouverture der Ewigkeit, und mit dem Herzauge ablese das Notenblatt der Natur und den versiegelten Brief des Daseins.

Wer behauptet, die Nacht sei des Menschen Feind, der hat wahrlich ein böses Gewissen. Die Nacht war von jeher der Gebärstuhl außerordentlicher Begebenheiten;

sie ist der Medeenkessel des Geistes bei den Dichtern, der Hekla heroischer Thaten der Helden, das lindernde Thränenkissen der Bedrängten, die heimliche Je-länger-je-lieber-Laube der Verliebten, das heimliche Faulbettchen der ermüdeten Natur, und das blinde Kuhspiel der kreisenden Gestirne. Nur dem Bösen ist sie ein Reibeisen des Gewissens und das schwarze Schaffottuch am Blocke des Hochgerichts. Nur Herzen, in denen es nie Tag wird, hassen die Nacht. Lichtvollen Seelen ist sie der Dämmerschein eines glanzvollen Tages, dem keine Nacht mehr folgt.

Glückliche Eheleute sind untrennbare Mitlauter in Hymens Orthographie.

Witz ist ein Gnadenband des Geistes, das er nur seinen Auserkornen umhängt, wahrer Witz speist an der Table d'hôte des ganzen Universums; Schweinwitz hat Gasthäuser, wo er zu Borge speist.

Das Gewissen gleicht bei vielen Menschen einer geheimen Winkeltreppe, die man nur bei höchster Feuer- und Wassernoth betritt.

Angehende Dichter sind meistens beißend, Satyre ist ihnen der Wolfszahn, den sie stets zerarbeiten, um das Hervorbrechen der poetischen Zähne zu befördern.

Der Nachtschlaf ist ein Restaurateur, von dem Körper und Seele gesättigt und erquickt werden; der Morgenschlaf ein köstliches Dessert auf dem goldenen Präsentirteller der Morgenröthe, von dem man nur naschen muß; der Schlaf am Tage ist ein schwülstiger Nachtrag zum Texte.

Nicht nur gegen wirkliche, sondern auch gegen häusliche Donnerwetter leistet Seide gute Dienste; so sind Shawls, seidene Kleider, Bänder u. s w. vortrefflich, — auch Gold- und Stahlketten sind mit Nutzen als Wetterableiter gebraucht worden.

Wenn die Thiere eine Sprache hätten, so sagten sie gewiß von vielen Lastern: „das ist recht menschlich," so wie der Mensch sagt: „das ist recht viehisch." Dahin gehört das Laster der Trunkenheit, des Spiels, der Verleumdung, des Lügens, 2c.

Das Bewußtsein einer bösen That ist ein Anteus, das man vergebens zu erwürgen strebt; es erhält neue Kräfte, so oft es den Boden unseres Gewissens berührt.

Man könnte die Romane füglich das schöne Geschlecht der Bücherwelt nennen; einigen Anstrich von Werth und etwas Coquetterie, Elegants und flache Köpfe machen ihnen die Cour, sie tändeln in ihrer Rosenzeit auf ein paar Leipziger Bücherballen herum, um nur,

etwas veraltet und von Niemandem gestört, den ewigen Schlaf zu schlafen.

Freundschaft zwischen Weibern ist ebenso unmöglich, als Liebe zwischen Männern.

Wohlthaten heimlich gethan, sind großmüthige Fürsten, die zur Erleichterung des Empfangs incognito reisen, die dem Empfänger das Glockengeläute der Erkenntlichkeit und die Dankthränen-Illumination ersparen wollen. —

Es gibt Menschen, bei denen erst der erschütternde Donnerschlag des Unglücks die Thatkraft aufschreckt, und deren Geist sich nur im Thränenwasser zur Männlichkeit versteinert, sowie die Schlehdorn-Blüthe nur im Ungewitter hervorbricht.

Schwärmerei ist eine Sinnenpflanze, ein Noli-me-tangere, eine Venus-Fliegenklappe, die, wenn man sie berührt, schnell ihre Krampfblätter zuschließt, und uns für das echte Leben erstickt.

Wein bei Tische ist Variation, Erläuterung des Genußes und Folie der Tafelfreuden; Wein außer der Mahlzeit ist ein Commentar ohne Text, ein Feuer, das sengt, aber nicht wärmt.

Der Stutzer und seine Augengläser haben etwas Aehnliches; beide sind nur obenhin abgeschliffen, an innerem Gehalt aber ziemlich gebrechlich; beide sind, wie es eben die Mode will, in Gold, Silber oder englischem Stahl gefaßt. Je höher der Stutzer die Nase trägt, desto höher trägt sich auch das Augenglas. Bei dem männlichen Geschlecht sind die Augengläser jetzt das stete Observations-Corps, das sich immer auf dem Nasenhügel verschanzt hält; die Damen haben es zu einem fliegenden Corps umgeschaffen, und bedienen sich dessen streifzugsweise. Nur im Schauspielhause werden die Wandel-Lorgnetten zu Fix-Lorgnetten, da sind die Logen gegen die Erde gekehrte Sternwarten, die Astronominnen richten ihre Tubusse statt gegen den Himmel par terre, beobachten da den Lauf der Irrwische, entdecken zuweilen neue Kometen, d. h. Hüte mit Federschweifen und mustern besonders die Milchstraße der Damensitze, um ihre bunten Bestandtheile heraus zu bringen.

Dummheit ist Starrsucht des Denkens, Narrheit ist Convulsion des Verstandes, und Wahnsinn tödtliche Fraisen der Vernunft. Dummheit ist ewige Unmündigkeit des Denkens; Narrheit ist Stutzerei und Geckheit des Verstandes; Wahnsinn aber ist Caricatur der Vernunft. Der Dumme ist blos eine A-B-C-Tafel; der Narr ist Pleonasmus, und der Wahnsinnige ein durch einander geworfener Setzkasten. Der Dumme ist eine Laterne ohne Licht; der Narr ist eine Gasbeleuchtung

des Gehirns, und der Wahnsinnige ist der Reflex eines Regenbogens, in dem die Farben in umgekehrter Ordnung erscheinen.

O Liebe! Liebe! heiliger Feuerbusch, der stets flammt, und sich nie verzehrt; Amme der Tugend! Erzieherin der heitern Künste! Süße Gespielin der Muse! Du lebst im Säuseln der Weste und im eichenknickenden Sturme; in Philomelens flötender Klage und im leisen Geschwirre des Käfers, in der Aeolsharfe Schauererbeben und in des Haberrohrs lispelnden Hauche; Du wölbst des Mädchens jungfräulichen Busen und den schwellenden Becher der Hyazinthe; Du funkelst in der Sterne diamantnen Chiffern und in des Colibri farbigen Tinten; Du bezähmst der Wölfin Leidenschaft, und kühlest den Samum der Gierde; Du ebnest die Wogen der Zwietracht, und dämpfest der Regungen Tosen. Du Liebe! Liebe! bist der allerzeugende Schooß, aus dem Friede und Ruhe gesprungen, und das letzte und liebste Deiner Kinder ist die Poesie, die im traulichen Arme Dir liegt.

Das weibliche Geschlecht ist das Ceylon der Witzköpfe, wo die ergiebigste Witzperlenfischerei stattfindet. — Weibliche Herzen sind [illegible], in denen man mit jedem Blick eine neue Farbenmischung, ein neues Dessin erblickt. Die Romanschreiber und erotischen Dichter sind die Maler, die diese unzähligen Metamorphosen und

Schattenbilder im Fluge abcopiren. Doch reicht vielleicht ein Menschenalter nicht hin, um die zahllosen Verwandlungen und Farbengruppirungen zu erschöpfen, welche die leiseste Erschütterung dieser Schönsehröhre hervorbringt. —

Weiber und Uhren haben viel Aehnliches: bei beiden wird oft die Façon theurer bezahlt als der innere Gehalt — beide wird der, welcher sie hat, gerne los — an beiden ist immer etwas verdorben — beide haben ein immerwährend sich bewegendes Perpendikel oder Zünglein — beide werden von denen, die sie besitzen, gelobt, wenn sie gleich wissen, daß sie nichts taugen, — von beiden finden sich selten zwei, die gleich gehen — an beiden ist nur das Zifferblatt manchmal verschieden, die innere Machination ist bei Allen dieselbe. Nach allen diesen Aehnlichkeiten sind sie nur darin verschieden, daß man bei den Uhren noch immer ziemlich gut weiß: wie viel es an der Zeit sei — bei Weibern hingegen nie: wie viel es geschlagen habe.

Der Umgang mit gebildeten Frauen ist die Schleifmühle des männlichen Characters, der Schmelztiegel seiner Sitten, und die Retorte seiner Leidenschaften. Die Weiber sind das Treibhaus schöner Talente, die englische Schule, aus der die Männer als Künstler in's Leben hervorgehen.

Wahrlich wenn die Weiber die Sprachgesetzgeber gewesen wären, wir Männer hießen mit mehr Recht das schwache, das unbeständige Geschlecht als sie. Das Weib liebt, der Mann liebelt; das Weib ist beständig, der Mann nur standhaft; das Weib gemüthlich, der Mann nur muthig; das Weib unschuldig, der Mann höchstens ohne Schuld; wo das Weib schmollt, da trotzt der Mann; wo sie weint, schimpft er; wo sie in Mitleid verfließt, thaut er kaum auf; wo sie launisch ist, ist er capriciös. Der Mann handhabt die Liebe, das Mitleiden, die Wohlthätigkeit als ein Geschäft, er rubricirt sie, er bestimmt sich Stunden zu ihnen; dem Weibe sind aber diese Gefühle Element, Lebensluft und nothwendig wie das Athemholen. Der Mann ist neben dem Menschen noch Asiat, Europäer, Geometer, Soldat ꝛc. ꝛc. In Italien steht er voll Selbstheit auf dem erwachsenen Cothurn, und verachtet, was nicht italische Sonne gekeltert; in Frankreich dreht er sich am Tarantelstich der Freiheit, in England erstarret er an dem Gorgonenhaupt Spleen; aber das Weib ist das abgezogene Ideal klarer Menschlichkeit, in jeder Zone, in jedem Klima ein blühendes Geistes-Tempe; die Verschiedenheit der Nationalität ist ihnen nur Draperie, verschieden gefaltet, geworfen, aber durch diesen Nimbus schimmert stets das gleich sanfte Gemüth.

Wenn ich anfange, das weibliche Geschlecht zu vergleichen, kann ich so bald nicht aufhören. Da nenne ich

sie erstens: überhaupt die Prachtausgabe der vernünftigen Thiere auf Velin, die sich gut unter Glasschränken, unter seidenen Vorhängen ausnehmen, die aber auf der großen Lebensreise nichts taugen. Ich nenne ferner ihre Herzen das Eldorado, von dem man glaubt, die Gassensteine wären dort aus Demanten, von dem aber Abenteurer und Glücksritter erzählen, daß es auch nur gewöhnliche Steinarten enthielte. Ich fahre fort, und vergleiche ihre Herzen mit Vexirbüchsen, aus denen, wenn man sie öffnet, irgend ein Teufelchen herausschnellt; mit dem Titelkupfer mancher Bücher, auf die der Herausgeber nur sein eigenes Bild hinmalen läßt; mit dem Fasse der Danaiden, das niemals voll wurde; mit einer Gegend, die jedem, der hineinruft, ein Echo zurückgibt; und mit einem Polypen, der, in tausend Stücke zerstückelt, zu eben so viel Ganze wird. Ich nenne ferner die Falschheit ihren sechsten Sinn, und ihre Art zu lieben das künstliche Volteschlagen ihrer Verstellungskunst. Ich gehe weiter und heiße die Mode den Bandwurm des schönen Geschlechts, und die Schneider und Marchand de modes ihre Hilfstruppen. Da bleibe ich noch nicht stehen und nenne ihren Mund das Perpetuum mobile der Künstlerin Natur, ihr ganzes Dasein ein periodisches Mausen und Häuten, wie der Sumpf-Salamander; dann vergleiche ich ihre angeblichen Schwächen und Hinfälligkeiten mit einer stehenden Armee in Friedenszeiten; ihre Migräns und Vapeurs mit Supernumerärs und Beurlaubten, die in Kriegszeiten einberufen werden, und ihre Convulsionen

und Ohnmachten nenne ich den Landsturm und das allgemeine Aufgebot bei dringenden Fällen.

Ich vergleiche ihr Lächeln mit dem Kräuseln einer Wasserfläche, wenn ein Molch im Grunde wühlt; ihre Kinngrübchen mit Wolfsgruben der Falschheit; ihre Augen mit künstlichen Springbrunnen; ihre Blicke mit Lettres de Cachet; ihre Thränen mit wohl dressirten Zofen, die bei fingirten Herzensohnmachten gleich mit dem Eau de Cologne da sind; ihren Händedruck mit einem Vorposten, der mit dem feindlichen Vorposten friedlich seine Flasche leert, indessen der Anführer im Herzenszelte Krieg und List sinnt. Ich heiße die Toilette das Buchbinder-Arsenal der Weiber, aus der sie im Sommer als Brochure, im Winter aber steif gebunden und in Schuber hervorgehen. Wenn sie sagen: „Ich liebe Dich", so nenne ich das den Hebraismus ihrer Herzenssprache, der den Singular setzt, wo er die ganze Gattung ausdrücken will. Ich heiße ferner die Mühe eine treue Geliebte zu finden, die Expedition nach dem Nordpol, die bis jetzt noch stets mißlungen ist. Dann vergleiche ich den getäuschten Jüngling, der eine Treue gefunden zu haben glaubt, mit einem unkundigen Seefahrer, der einen ruhenden Haifisch für eine Insel hält. Ja ich vergleiche denjenigen, den die erfahrne Untreue schmerzt, mit einer Scheinleiche, die erwacht, und über ihren eigenen Zustand wieder in Ohnmacht fällt. Hiermit noch nicht zufrieden, vergleiche ich mich selbst und meine Vergleichungen des andern Geschlechts mit denjenigen italienischen Carnevals-

masken, die mit weißgefärbten Zuckerpastillen ihre Bekannten bewerfen, so daß diejenigen, die ihnen am theuersten und liebsten sind, auch die größte Ladung erhalten und am gesprenkelisten sind; oder mit einem auf dem Meere ergrauten Schiffer, der, die Beweglichkeit und Untreue dieses Elements kennend, noch auf festem Boden zittert. Diese letzte Vergleichung gilt als Ohrenbeichte und sub rosa nur meinen Lesern, erstere aber brauchte ich als Wetterableiter und Sicherheitsgeleitbrief für meine liebenswürdigen Leserinnen.

Der Schlaf ist das sans souci der gesammten Menschheit.

Die Gewohnheit ist unsere Amme. Wir sind es gewohnt, den bildlichen Zeichen Leben unterzuschieben; so geht es uns mit den Interpunctionen:

Das Fragezeichen (?) kommt uns so vor, als ob es den Mund aufspannte, etwas zu fragen, und in der gekrümmten Stellung unsere Antwort erwartete. Das Ausrufungszeichen (!) ist ein unten zugespitzter Empfindungsbolzen, der gerade nach unserm Herzen zielt. Der Schlußpunct (.) ist ein Feldbett, das man auf dem Ideenmarsche mitnimmt, und es manchmal aufschlägt, um frisch Athem zu schöpfen. Die Pause (—) ist das Gedankencanapée, auf dem wir, uns dehnend, das Gedachte digeriren können. Dieser Gedankenstrich wird jetzt so gemißbraucht, daß er oft einen Strich durch die Gedanken macht. Zum Beispiel: —

Der Fünftelsaft jeder Leidenschaft ist Selbstliebe.

Wie oft verschlingt nicht die erste Ehestandswoche die Liebe vieler vorhergegangenen Jahre. Diese bösen Sieben, diese sieben Hymenstage verzehren manchmal ebensoviele Amorsjahre, so wie die mageren Kühe Pharao's die fetten verschlangen, ohne daß man es bemerkte, daß sie in ihren Leib gekommen.

Der ganze menschliche Lebenstag wird, wie jeder Tag, von zwei Dämmerungen umschlossen. Beim Beginnen von der Morgendämmerung der Kindheit und beim Ende von der Abenddämmerung des Greisenalters.

Wenn ich einen Elegant die Geburtsörter seiner Kleidungsstücke angeben höre; wenn er z. B. sagt: dieser Nanquin ist aus Ostindien, diese Manschetten sind aus Lyon, diese Handschuhe aus Grenoble, dies Leder kommt aus Brasilien, diese Leinwand aus Geldern u. s. w., so kann ich, ohne ihn erst zu fragen, auch angeben, woher er sich die Vernunft verschrieben habe — aus Abdera.

Religion! Religion! Lieblingstochter der Gottheit! Paradiesblume! Himmelsschlüßlein! Medeenbad des Kummers! Nepenthe des Lebens! Zendavesta der Natur! Du bist der Odem Gottes, der die Menschheit beseelt. Du bist der heilige Salamander, den kein irdisches Feuer

verzehrt. Dich lallt der Erdensohn und der Seraph stammelt nur Dich. Du wärmst des Grönländers eisigen Busen, und hellest des Troglodyten finstere Seele. Du schlingest der Eintracht adamantene Ketten um entmenschte Kannibalen, und legst an der Verzweiflung rauchenden Krater die Lotuszweige des Friedens. Du härtest zum Demant der Hoffnung des Leidenden weiches Gemüth, und schmelzest des Menschenfeinds kiesigen Sinn im Schmelztiegel geläuterter Thränen. Du bist die flammende Feuersäule, die die Lade des Lebens umglänzt, und die strahlende Inful, die selbst dem Tode den Heiligenschein gibt; Dein Friedenskuß trägt zum Himmel die scheidende Seele des Frommen, malt Elysium auf die Kerkerwände des Daseins, und wandelt des Henkers blutiges Beil zur grünen Myrthe des Friedens. O Religion, Du warst die Oriflamme des Jünglings, sei auch das Panier des Mannes, der stützende Stab des Greises. Mal' auf das gebrochene Auge mir die Bilder des Lebens, und trage auf Deinem Taubenfittig meine Seele hinüber über die Schwindelbrücke, welche die Zeit von der Ewigkeit trennt.

Nicht wie viel, sondern wie man den Wein trinkt, das macht ihn zum edlen Götternaß, oder zum gemeinen Trunkenheitsschlamme. Ein Glas, übervoll, hochangestoßen, und auf einen Zug geleert, ist Poesie des Trinkens; mehrere Gläser, halbgefüllt, theilweise geleert, heißt mit dem Pegasus ackern. Bei außerordentlichen Gelegenheiten

ist ein Rhythmus von Gläsern und ein Räuschchen als Impromptu dem poetischen Weintrinker erlaubt.

Zwei Gegenstände zugleich mit gleicher Stärke lieben ist eine poetica licentia, deren sich nur ein genialisches Herz bedienen kann.

Wer eine fremde Sprache gut spricht, der malt die Töne, es schmeichelt dem Ohr, aber die Bilder zerfließen im Trommelfell, ohne in die Seele zu gelangen. Wer seine Muttersprache gut spricht, der spricht in Farben, jedes Wort ist ein Bild, seine Lippen sind das Pastell, von denen er die Farben lebendig auf's Herz trägt. Gute Gedanken in seiner Muttersprache gelesen, heißt gutes Obst von selbst gezogenen Bäumen pflücken; in fremder Sprache gelesen, heißt von Obsthändlern kaufen müssen. Wer seine Sprache vernachlässigt und eine fremde cultivirt (wie der größte Theil des schönen Geschlechts thut), ist ein Stiefvater, der die Kinder seiner zweiten Gattin in Purpur kleidet, und seine eigenen entblößt läßt. Die Empfindung drückt sich nie in einer fremden Sprache aus; ein jäher Schmerz, eine schnelle Freude äußert sich gewiß nur in der Muttersprache. Zanken und befehlen möchte ich nur in einer fremden Sprache, denn bis der Ausdruck in diese Form gegossen wird, verfliegt ein großer Theil seiner Schärfe: mit meiner Geliebten aber würde ich nur meine Muttersprache reden, jedes Wort

in einer andern Sprache wäre ein Diebstahl an den geheiligten Gesprächen der wahren Liebe.

Die verehelichten Frauen führen zuweilen den Familiennamen ihres Mannes mit eben dem Rechte, als die neue Welt den Namen Amerika. Wenn sie nach demjenigen hießen, der die erste Entdeckungsreise in ihr Herzensländchen machte, würden sie oft viel andere Namen führen.

Eifersucht ist eine verkappte Selbstliebe, und das Salz in dem Ocean der Liebe.

Jeder Mensch hat eine ahnende, weissagende Stimme im Busen; nur gleicht sie der Cassandra, der Fluch lastet auf ihr, daß ihr die Vernunft nie Glauben beimißt.

Das Erröthen ist bei vielen Frauenzimmern die Visitkarte, bei vielen die Abschiedskarte der Unschuld.

Der Mann sucht in der Liebe einen Vertrauten, dem er erzählt, wie er liebt; das Weib eine Vertraute, um zu erzählen, wie sie geliebt wird.

Es geht vielen Jünglingen mit dem Gegenstande ihrer Liebe, wie es vielen Lesern mit dem Homer geht,

sie finden Schönheiten, die Niemand sieht, und übersehen die, die wirklich da sind.

Wer die Qualität einer Gesellschaft erproben will, der muß sich auf eine halbe Stunde die Augen zudrücken; was er dann hört, ist das Wahre der Gesellschaft.

Wenn auch die ganze moralische Diligence eines Menschen mit lauter Tugenden besetzt ist, so sitzt doch die Eigenliebe als blinder Passagier vorne auf dem Bock, und langt auf jeder Reisestation wenigstens um einige Augenblicke früher an, als ihre Hintermänner.

Wenn ich zur Gesellschaft gehe, so sage ich voraus: Du, mein liebes Ich! sei so gut, und warte hier ein Bischen auf der Treppe, ich muß auf ein ganzes und halbes Stündchen in das Ich dieser Gesellschaft, wie in die Leiblivrée dieses Hauses kriechen; wenn ich diesen Conversations-Frohndienst versehen habe, dann ziehe ich dich wieder an.

Neben der schwierigen Frage, ob ein Frauenzimmer auch im Dunkeln erröthen könne, verdient auch folgende Frage einen Platz: Was macht nämlich einem Weibe mehr Vergnügen, der Anblick eines schönen Mannes, oder der eines häßlichen Weibes? —

In der ganzen Bolden-Menagerie ist der Witzbold das gefährlichste Thier. Sauf-, Rauf-, Lehr-, Wehr-, Lach- und Ach-Bolde haben ihre Ruhemomente, ihre Sabbathe, aber der Witzbold ist der wahre ewige Jude, der nie rastet; er ist ein aus einer neuern Tragödie losgekommener Schicksalsdolch, der weder Eltern noch Freunde, noch Geliebte verschonet, der mit seinen häkeligen Trochäen sich überall anhäkelt; er ist ein Hypolitus-Ungeheuer auf den friedlichen Societätsinseln des menschlichen Lebens, eine wahre Land- und Stadtplage, für deren Abwendung man allgemeine Buß-, Fast- und Bet-Tage einführen sollte. Was der Witzbold aus Mahagony ist, das ist sein Abart, der Witzling aus Nußholz, fährt statt auf dem Phaeton des Witzes auf dem Schnellläufer-Torso einer faden Bonmotsjägerei ohne Kopf und Schwanz, und zerfetzt den eigenen abgetretenen Soccus. Noch eine andere Raçe sind die Silbendrechsler und Namenverdreher, die an dem Krönungsmantel eines eigenen Namens so lange zerren und zupfen, bis sie durch diesen Buchstaben-Veitstanz und diese Sylbencoulissen-Versetzung irgend eine ominöse und obscöne Draperie oder Gruppirung hervorgebracht haben; diese sind die eigentlichen Karrenschieber und Lazzaroni der Witzwelt.

Der Bräutigamsstand ist die Exposition der großen Ehestandstragödie.

Es gibt Fälle, wo bei dem Falle der weiblichen

Tugend der Genius der Menschheit lächelt, und auf ihrem Grabe die Engel ein Fest feiern, die im Erliegen noch Siegerin ist, und besiegt die Palme erringt. Der Sturz einer solchen Tugend ist rühmlicher, als die Trophäen anderer siegreicher Tugenden, so wie die drei Schwestersiege bei Salamis, Platäa und Mycale, mit ihrer vereinten Glorie, die Glorie der Niederlage des Königs Leonidas bei den Termopylen nicht aufzuwiegen im Stande sind.

Es ist noch ein großer Vorzug, den die Thiere vor uns Menschen haben: daß sie ihre Ohren, wie Klappenflöten in umgekehrter Absicht gebrauchen, das heißt: sie senken können. Sie hängen, wenn sie etwas Trauriges hören, wie bei einem Leichenbegängnisse, dem Trommelfell noch ein Trauertuch um, das die Töne wenigstens dämpft; da hingegen die Tonkronhüter an unsern Trompetenschnecken, wie die Steinschildwachen an öffentlichen Gebäuden doch Niemanden Eingang verwehren.

Es gibt Augenblicke in unserm Leben, in denen sich die dünnen Blumenfäden der Sehnsucht, der Liebe, der Freundschaft, wie schneidende Schmerzensseile und Ringelschlangen um unsern Herzenslaocoon legen, wo dieser dreispitzige Neptunszacken in die Tiefe unserer Empfindungen fährt, und eine Kreta namenloser Schmerzen aus dem Meere der Gefühle auftaucht; wo die

Noahs-Taube der Sehnsucht heimathslos zu unserer Lebensarche zurückkehrt, und das zerstörte Jerusalem unserer Liebe mit Riedgras und Nebeln überbaut, aus den Eisspalten unsers Herzens in formlosen Ruinenmassen hervorgraut! O, welch' anderes Moschusmittel haben wir dann gegen den Schmerzkrampf in jedem Nervenknoten, als den Granitkern eines Tropfen aus der Vauclüsenquelle der Thränen; oder die Schmerzens-Schattenstimme Echo in dem hohlen konischen Herzmuskel, die als Seufzerpassatwind in die Trostsegel bläst; oder das magisch-magnetische Handauflegen der Janusseite unseres Lebens, der Rückerinnerung?

Jedem tiefen Schmerz entlockt, wie der Memnonssäule, die auf- und niedergehende Sonne einen wehmüthigen Ton.

Die erste Erfindung und Ausübung der Bell-Lancaster'schen Methode kann man dem weiblichen Geschlechte unmöglich streitig machen. Das Mädchen, das eben erst einen Satz aus dem Gefühls-A-B-C-Büchlein begriffen, demonstrirt denselben schon als Künstlerin ihren Gespielinnen, geht zur Grammatik der Liebe über, trägt sie sogleich als Meisterin vor, geht als Schülerin in die Verstellungskunst, erlangt sogleich die Professur, tritt in die Falschheit als Lehrling ein, besteigt sogleich da den Katheder, und ist immerfort in einer Kunst Schülerin, in der andern Lehrerin. Das Weib, das in der

Frühe von ihrem Friseur ein warmes Stadtanekdötchen hört, trägt es als Lehrerin dem Theekränzchen in pleno, mit Erläuterungen versehen vor, hört wieder als Schülerin mehrere Neuigkeiten, die sie bald wieder ausgeziert von ihrem Rednersessel vorträgt, und so in's Unendliche.

Ein jedes Geniewerk findet sogleich seinen Nachahmer, der sich, wie der Schildknappe beim Leichenzuge des Helden, in dessen Rüstung steckt und, wie ein lebendiger Schatten des todten Körpers, der Bahre folgt. Wie selten ist aber die edle und kostbare Spottdrossel (Turdus Polyglottus), die die Stimmen aller befiederten Sänger vom Condor bis zum Colibri auf's Täuschendste und Melodienreichste nachzuahmen, und dennoch mit ihren Füßen sich einen eigenen Tact zu schlagen weiß, und wie erbärmlich ist der gemeine betäubende Trompetenvogel (Psophia), der mit seiner Zwergstimme den Heroesklang einer Trompete nachahmen will, von der aber der Zuhörer glaubt, daß sie nicht aus dem Munde, sondern aus dem After hervorklänge.

Wenn das Mädchen das Portrait ihres Geliebten von dem Isisschleier der Brieftasche befreiet, und es von dem heiligen Dunkel des Schmuckkästchens weg auf das Herz hinhängt, so nenne ich diesen Jüngling gestorben in ihrer Liebe; sie bringt den Todten nicht mit, oder unter, sondern auf dem Herzensschilde getragen, er macht

hier ein Castrum-Doloris, und liegt wie eine Schau-leiche in Brillantlichter nicht im, sondern auf dem Sarge. Ihr Herz ist ein unechter Teppich, der das Bild nur auf der Außenseite zeigt, die Rückseite ist leer. Das Bild der Geliebten hingegen auf dem Herzen des Jünglings ist nur der Durchschlag des inneren Herzbildes; die Sonnentitelvignette an dem Portal des allerheiligsten Sonnentempels; das an einem Eisenanker befestigte Schwimmholz, das auf der Oberfläche des Wassers zeigt, wo der Anker tief steckt, und die Zauberflamme, die die Stelle des Schatzes anzeigt. Sein Herz gleicht echten chinesischen Tapeten, wahren Gobelins, deren Bilder seitengleich sind. Das Bild des Gemals hängt auf dem Herzen der Gemalin, wie an dem Thor einer gewesenen Festung die alten Waffen und Keulen überwundener Feinde. Es ist gleichsam die Herzenslarve des Ehestands-balls, und bittet um — — Maskenfreiheit: das Bild der Gattin auf dem Herzen des Herrn Gemals hängt so da, wie die Namen verlorner Länder in dem Titel großer Potentaten. Dies Bild gleicht der Livrée, sie zeigt nicht an, daß man sie besitzt, sondern daß man von ihrem Repräsentanten besessen wird.

Die größte Bescheidenheit des Menschen äußert sich dann, wenn er sagt: Ich bin ein guter Narr! Nicht die Bescheidenheit, daß er sich als Narr dargibt, sondern daß er meint, man werde nur die Hälfte glauben. Noch nie sagte Jemand: Ich bin ein kluger Schurke. Wir

sind also bei uns selbst überzeugt, daß ein guter Narr mehr Liebe verdiene, als ein kluger Bösewicht, und dennoch verzeihen wir es unsern Nebenmenschen eher, wenn sie unsere Moralität, als wenn sie unsere Geisteskräfte antasten, und lassen uns lieber ein schlechtes Herz als einen schlechten Kopf vorwerfen! Die Ursache liegt vielleicht in der ersten Erziehung des Menschen, wo nur die Arbeiten seines Geistes, und nicht die des Herzens belohnt werden.

Jedes Mädchen muß ihren Geliebten, wenn sie ihn behalten will, wie einer Mumie, erst das Gehirn, das heißt den Verstand herausnehmen, und die leere Höhlung mit dem Specerei-Geist der Leidenschaft ausreiben, damit er sich erhalte.

Die Damen auf den antillischen Inseln stecken als Schmuck lebende Colibris in die Haare, und lassen sich von der Kammerfrau Natur täglich frische aus ihrem reichen Juwelenkästchen reichen. Unsern Damen würde diese Mode sehr willkommen sein, wenn sie nicht so wohlfeil wäre, daß sie jedes Bürgerweib nachäffen könnte. Für die Männer wäre es der größte Vortheil: der Character der Frauen würde sich durch die Wahl der Vögel offenbaren. Die Eitle trüge eine Bachstelze, die Stolz einen Wiedehopf, die Spröde eine Drossel, die Zärtliche ein Zeischen, die Dumme einen Guckguck, die Kluge einen Falken, die Fromme eine Schwalbe,

die Wilde einen Stieglitz, die Bescheidene ein Rothkehlchen, die Vorwitzige eine Grasmücke, die Stille einen Finken, die Plauderhafte eine Elster, die Geizige einen Geier, die Neidischen Fledermäuse, die Matronen Papageien und endlich die Freudenmädchen Nachteulen; so hätten wir eine characterisirende Vögelchronik. Doch die Damen haben allen Federschmuck von ihrem Kopf verbannt, bis auf die Federn des Vogels Strauß, der es, wie bekanntlich, auch mit Hörnerthieren aufnimmt. Hingegen schmücken sowohl Männer als Frauen sich auf eine andere Art mit Federwesen. Viele hängen ihre Goldgänschen als Ridiküls an den Arm. Andere spazieren mit einer Löffelgans, das heißt, die das Geld mit Löffeln hat, wie mit Zuckerröhren herum. Andere verdunkeln das Banner ihres ganzen Lebens, um eine hexameterschlagende Wachtel zu haben, und noch andere graben emsig nach den goldgekörnten Ameiseneiern des Glücks, einer zarten Nachtigall halber. Die Frauen tragen Gimpel- und Goldfinken-Armbänder, Truthahn- und Storchenschleppen. Goldammern und Rupfzeisige stehen unter ihrem Feudalsystem, und ins Herz stecken sie lose Colibris, Zaunkönige, das heißt, Könige vom oder hinterm Zaun. Das Schmücken mit fremden Federn ist den Frauen von Alters her erlaubt, die Neuern wollen es auch auf schriftstellerisirende Frauen anwenden.

Kopf und Herz sind Glocke und Zeiger an dem Menschenthurm. Bei den Thoren ist das Herz der Zeiger,

und der Kopf die Glocke, die nach dem Befehle des Zeigers anklingt, bei Klugen umgekehrt.

Die Unabhängigkeit kennen wir nur durch ihre Schwester die Abhängigkeit, sie selbst hat noch Niemand geschaut. So lange der Mensch sich nicht wie die Schnecke ein eigenes Steinhaus aus der Haut herausschwitzen, und wie die Kröte ohne Nahrung und Luft wird leben können, so lange wird er sie nicht erreichen. Die Unabhängigkeit und das Jenseits sind zwei Anagramme, deren Auflösung erst in dem Blatte Nr. 1 post mortem erscheinen wird.

Pläne und Wünsche haben das Loos der Billardkugeln, wenn sie auch manchmal aus- oder abspringen; splittern oder mangelhaft werden, man gibt sie noch nicht verloren, man läßt sie abziehen, abdrehen, frisch runden, so werden sie kleiner und kleiner; wenn sie nicht mehr zu großen Lebenspartien taugen, nimmt man sie zum Pyramidenspiel, und sind sie endlich ganz abgedrechselt und verkleinert, so nimmt man sie wenigstens als Stockknöpfe auf die Steckenpferde unseres Daseins; selten gibt sie der Mensch ganz auf, und emigriren sie auch hilflos aus allen vier Welttheilen, so siedeln sie sich doch als Colonisten in dem Neuholland der Hoffnung wieder an.

Eine Voltaische Säule aus Gold- und Silber-

platten hat die galvanische Kraft, daß sie das dümmste Gehirn zur Vernunft entzückt.

Das Herz gleicht einer Nadel, die, wenn man sie nur einmal mit dem Magnet der Liebe bestreicht, ewig nach dem Norden eines unbekannten und unentdeckten Sehnens hinzittert.

Die süßesten Augenblicke der Liebe sind die Schmoll- und Maulmomente, die, wie einige Tropfen Wermuth im süßen Bundwein der Liebe, dem Genuße nur noch was Anziehenderes geben. Ich kenne nichts Reizenderes als einem Mädchen, das den süßen Herzenskern der Liebe mit der Kokosschale des Zürnens überzieht, gegenüber zu sitzen und zu sehen, wie allmälig diese Schale locker wird und nur eines kleinen Berührens bedarf, um völlig abzuspringen.

Es gibt zweierlei Witz, den aber der Selbstwitzige leicht unterscheidet; der Eine hat erst die Bilder, dann sucht er die witzigen Gedanken dazu; welches zahm gemachtes, und in Gärten eingefangenes Wild zum Spaß aufsäbeln heißt; der andere echte Witz hat auf jeden, eben auf der Gehirn-Zündpfanne aufgegebenen Gedankenschuß, sein Bilder-Gefieder schon in den Augen, und holt sich augenblicklich die glücklichste Beute aus der höchsten Höhe herunter. Bei diesem zweiten rechten Witz ist jeder Schuß ein Königsschuß und überall trifft er

ins Schwarze, so holt z. B. Jean Paul mit dem kleinsten Fingerdruck an den Federhahn einen Paradiesvogel aus dem Witzhimmel, und macht sein Papier zum schönsten Cabinete natürlich ausgestopfter Luftbewohner, wo Bild an Bild gedrängt ohne bedeutende Zwischenräume steht; die erste unechte Art Witz hingegen ballirt ihren seltenen Witz wie chinesisches Porzellain in große Massen Kleien, Häckerling rc. ein, so daß man erst mühsam einen Haufen leeres Stroh durchsuchen muß, ehe man auf ein Stück Witz-Porzellain oder Humor-Fayence trifft. —

Ein Kartenspieler ist der verstoßene Sohn Saturns der Zeit, der auf der wüsten Kreta-Insel des Spiels verschlendert ist, und dessen Stimme der Vernunft und des Herzens, durch den Korybanten-Tanz der Würfel und dem Schildergeklapper der Kartenblätter betäubt wird, daß sie nicht aufdringe zum fürchterlichen Richtstuhl des Gewissens. Seine Blicke sind Meilenzeiger zur Hölle, sein Gesicht Calotts verzerrte Blätter, sein Herz mit Schlüter'schen Todeslarven geschmückt. Er ist der Prosector der Verzweiflung, und der Candidat des schrecklichen Selbstmordes.

Wo kann wohl die Liebe und die Freundschaft einen schönern und befriedigenderen Trost finden, als in einem weiblichen Herzen? Wo schimmert das holde Bild der Tugend, der Unschuld und des Wohlwollens freund

licher, als in den Raphaelsfarben der weiblichen Wangen? Wo sind die Anklänge des Trostes, des Mitleids und der Ermunterung so rein, so silbertönend, als an der Rosenglocke eines weiblichen Mundes? Was setzt so alle Säulen des Mißmuths und des Kummers unter das lindernde Wasser des Vergessens als die Lethe weiblicher Thränen? Wo winket dem Leidenhaupte des Dulders ein weicheres, sanfteres Lager, als das weibliche liebgeschwellte Herzkissen? Was berühret so sanft die Schmerzstellen und Brandstätten des Unglücks, als die sammtnen Blumenfäden weiblicher Finger? Wo findet der verstoßene, verwaiste, verwitwete Solitaire-Mensch eine weichere Einfassung, als die Silberspangen liebender Weiberarme? O ihr sanften Huldinnen der Liebe und des Lebens! Verklärte Priesterinnen in den Eleusinischen Mysterien des Daseins, o warum seid ihr so zart, daß ein Tropfen des fallenden Thau's eure Blumen zu Boden beugt? Warum gibt euch die Sonne der Sehnsucht, nach der Ihr wie die Sonnenblume das Antlitz wendet, wie jener, den hinwelkenden Tod? Warum muß euer Herz wie die Auster erkranken, wenn sich der Perlenstoff der Liebe darin ansetzt? Und warum, o warum seid ihr nicht Alle, und nicht immer die Genien der Liebe und der Duldung? Warum verfehlt ihr so oft den Zweck der goldenen Bulle eurer Bestimmung? Warum mißbraucht ihr so oft das Sendschreiben eurer Liebenswürdigkeit und die Inful eurer Reize? O wenn ihr wüßtet, was ihr über uns vermögt, wenn ihr nichts

über uns vermögen wollt; daß wir euch Triumph-Pforten der Anbetung bauen, wenn ihr nur nicht triumphirt; daß wir eure Sklaven sind, wenn ihr nur nicht Herrinnen seid; daß euch eine Blume mehr Reize gibt, als das Gold des Paktols; daß das Thema der Natur aus eurem Munde schöner klingt, als die Variationen und Schnörkeleien der Kunst; daß euch Einfachheit und Heiterkeit mehr ziert, als die Schröpftöpfe der Affectation und die Daumschraube der Ziererei; o dann würdet ihr an dem Dogenmantel eurer Herrlichkeit nicht so lange zerren und zupfen, bis er sammt der Fürstin in das Meer der Hyperfeinerung sinkt.

Knigge schrieb ein Buch über die Kunst, mit Menschen umzugehen; dieß scheint ganz überflüßig; mit Menschen umzugehen, bedarf's keiner Kunst. Man schreibe ein Buch über die Kunst, mit Unmenschen umzugehen, für alle Ab-, Schlag- und Nebenarten der großen Zunft der Unmenschen, als da sind: dienende Unmenschen, befehlende Unmenschen, reiche Unmenschen, schweigende und redende Unmenschen, schreibende Unmenschen, recensirende Unmenschen, Kunst-Unmenschen, besonders dramatische und theatralische, und, zum Heil und Nutzen aller Autoren, auch etwas über den Umgang mit lesenden Unmenschen, die, in unbeschreiblichen Variationen, in tausenden Auflagen und Gestaltungen, die Bücherwelt verheeren und abfressen! Wer nennt die Unzahl der lesenden Unmenschen! Da ist der Orang-Utang, der langarmige

Leser, der mit einem Mal Alles umfassen will, der gerne hätte, daß der Verfasser die Füße seiner Erzählung über die Schulter nähme, damit er gleich im Anfang wisse, was an der Geschichte sei; dann kommt der Süßleser, Gutschmecker und Wohldüftler, der immer ein Bischen Lectüre auf's Jabot spritzt oder auf's Schnupftuch, damit er in Gesellschaft ausdufte und aromatisire; der sich ein Buch, wie ein Fläschchen Eau de Cologne anschafft, um sich zu parfümiren. Dann kommt der Cannibal, d. h. der menschenfressende Leser, dem es nur dann wohl ist, wenn der Autor seine Leser niedersäbelt, wenn er ganze Schlachtfelder gebrochener Herzen und invalider Seelen vor sich hat, und der, sozusagen, aus der blutigen wahnsinnigen Hirnschale des Buchhelden die eigene Lectürgesundheit trinkt. Nun kommen die Affen, d. h. die nachahmenden Leser, diese nehmen sogleich den Character, der ihnen im Buche am besten gefällt, in Beschlag, probiren ihn wie eine neue Seelen- und Geistestracht an, sehen, wie er ihnen läßt und verwechseln ihn in drei Tagen wieder mit einer neuen Charactermode, die eben heiß von ihrem Autor und Maskenschneider ankam u. s. w. Die holden Leserinnen kann man nicht füglich Unmenschen nennen, es müßten denn Hermaphroditen oder schreiende Leserinnen sein. Die meisten könnte man Leserinnen „à la Meidinger" nennen; sie lernen aus den Büchern nur die Gespräche, selten aber die Regeln.

Es herrscht die Gewohnheit, daß Schriftstellerinnen ihrem eigenen Tauf- und angeehelichten Namen noch das Wörtchen „von", „geborne von", hinzu fügen; nun sollten aber alle Schriftsteller und -stellerinnen alle gleichhoch (d. h. am Parnaß) geboren sein, ja man soll nicht: „geboren von", sondern „geboren zu" sein, z. B. geboren zu Trauerspielen, geboren zum Romanenschreiber u. s. w.

Die Entfernung ist das Opiat der Liebe und der Phosphor der Freundschaft. Wenn Liebende lange entfernt sind, zerfließen die Conturen der Körperrinde und die moralischen Holzknorpeln und Aststöpsel steigen dürre heraus und klaffen auf, und es sind keine marmorirten Kreise und Sammetknöpfchen mehr, sondern dürre Hornspitzen und fatale Astlöcher, die unser Leben aufzuritzen und wund zu kneipen drohen. Eine kleine Beleidigung, in der Nähe als warmer elastischer Druck kaum empfindbar, ist in der Ferne, wie durch den Luftdruck vermehrt, stark genug, uns von unserm Gegenstande ganz los zu reißen. Der ferne Freund hingegen zieht, wie alles Ferne, einen Nimbus um sich. Man sieht auf der Fernseite des Freundschafts-Perspectivs den weitstehenden Freund nur um so Vieles kleiner, um die Sommer-, Leber- und Muttermale nicht zu sehen, aber er erscheint desto reiner, in ein frisches durchsichtiges Klar getaucht und von einem verklärenden Farbenstreif umgrenzt.

Es gibt Kunstkenner und Nicht-Kunstkenner, mit Beiden läßt sich mehr oder weniger gut leben; aber es gibt noch eine dritte fürchterliche Gattung: Kunst-Unkenner, das sind sozusagen Dick-Geister, die zwar die Theorie-Mixtur innehaben, aber eine solche verpechte und harte Geschmacksnatur besitzen, daß alle Elixire verkehrt bei ihnen operiren. Wehe dem Kunstproducenten, der in die Hand eines Kunstunkenners fällt.

Das Leben opfert man der Freundschaft, die Freundschaft der Liebe, die Liebe dem Stolze, den Stolz der Eitelkeit, und nur die Eitelkeit opfert der Mensch für nichts als für den — Hunger!

Das weibliche Geschlecht schließt alle Gattungen der Poesie in sich. Die Verliebte ist der Roman; die Amazone das Epos; die Rechthabende das didactische Gedicht; die Wilde eine Dithyrambe; die Häusliche das Idyll; die Neckische das Epigramm; die Lose das Madrigal; die Geschraubte das Sonnett: die Coquette das Gelegenheitsgedicht; die Spröde eine Xenie u. s. w. Aber immer bleibt es Poesie, und selbst die kleinen Mängel des schönen Geschlechtes haben einen poetischen Nimbus, es sind die Thalschatten, welche nur dazu dienen, den Lichtblick auf den Höhen ihrer Vorzüge lieblicher und reizender zu machen. Es sind die bittern Mandeln, welche die Schöpferin Natur in diesen süßen Stoff mischte, um denselben noch etwas pikanter zu machen.

Es kann keinen heiligeren Tempel geben für ein empfängliches Gemüth, als das Herz schöner edlen Frauen, keinen erhebenderen Himmel, als ihr klares Auge, keine reinere Blume, als die Blume ihrer Schönheit, keinen süßeren Klang, als aus den Glocken ihrer Lippen, und keine größere Harmonie, als den Rhythmus ihrer Glieder. Aus ihren Augen quellen die lindernden, schmerzstillenden Tropfen jedes Leidens; von ihrem Antlitz leuchtet der milde Vorschein der Seligen in die Nacht unseres Herzens; von ihren Lippen tönt es wie der Trost der Kirche, erhebend und beschwichtigend, in die Seele des Dulders, an ihrem keuschen Busen ist die erleichterndste Beichtstätte des gedrückten Gemüthes und in ihren liebenden Armen ist das einzige sans-souci des sorgenschweren Hauptes.

Sehnsucht und Besitz.

Ein Schmetterling trug auf seinen Flügeln den zartesten Schmelz der Farben. Zauberhaft schwirrte er im Strahl der Sonne und flog von Blume zu Blume, und hob und senkte sich kosend und kreisend in der beblümten Flur. Mirthill sah ihn und sehnte sich, den buntfarbigen Gaukler zu fangen. Allein er gaukelte tändelnd vor ihm her, ließ sich zwei Schritte vor ihm nieder und hob sich wieder und flatterte weiter. Mirthill folgte immer nach. Mit jedem vergeblichen Versuch, den flatternden und schimmernden Glanzfalter zu erhaschen, steigerte sich seine Begierde, und er folgte mit immer rascheren Schritten dem vor ihm Herhüpfenden. Von der beblümten Flur lockte ihn der Schmetterling über eine dornenvolle Wüste, und rastlos folgte Mirthill, haschte nach dem sich Senkenden und zog dem Entfliehenden immer weiter nach. So war Mirthill durch Feld und Wald, über Sümpfe und Hecken dem glänzenden Flüchtling gefolgt. Eine unüberwindliche Sehnsucht, ein unnennbares Etwas, welches durch das Entweichen des lichtspielenden Farbenträgers zur höchsten

Leidenschaft heranzog, trieb ihn athemlos dem leichten Glanzbilde nach. Der Schmetterling setzte sich wie neckend immer drei Schritte vor ihm nieder, schien auf ihn zu warten und ihn anzulocken mit dem Spiel der reizenden Farben, die immer milder und immer strahlender den Verfolger anlachten und reizten. So waren Tage und Nächte rastlos vergangen. Mirthill konnte nicht Ruhe finden, matt und müde fühlte er sich, wie im Wahnsinne getrieben, dem Schmetterling, der stets vor ihm leicht und lichtbeschwingt voranflatterte, haschend nachzuziehen.

So flog der Schmetterling eine kleine Anhöhe hinan. Kaum konnte Mirthill folgen, aber das Auge sehnsüchtig nach dem Schmetterling ausgespannt, keuchte er den Berg hinauf, und sank auf dessen Spitze erschöpft und odemlos nieder. Der Schmetterling umkreisete sein Haupt in leisen Zügen, und all seine Farben schimmerten und strahlten näher, reizender und verlockender als je, in Mirthills brechende Augen; aber er hatte keine Kraft mehr, den Arm zu gebrauchen und ihn zu haschen. Immer schwächer wurde Mirthill; da kreisete der Schmetterling in immer engeren Kreisen um sein Haupt, immer niederer zog er sein buntes Farbenrad, und senkte sich endlich leise und still auf Mirthills Stirne nieder. Mirthill hob mit Anstrengung der letzten Kraft die Hand, führte sie schwach nach der Stirne, und indem er den Schmetterling schon in den Fingern hat, zerfließt dieser in einen leeren Schimmer. Mirthills Hand sinkt schwach

und kalt nieder, und sein letzter Odemzug durchzieht die schweigende Gegend.

So folge nur, mein Herz, der rastlosen Sehnsucht nach dem Ideale, folge immer und ewig, hasche mit unendlichem Sehnen nach dem farbentragenden Phantome; es zerfließt, wenn Du es wirklich berührst, und mit ihm bricht Herz und Auge und Hoffnung und Leben und — Alles.

Dreiköpfiges.

Die Natur scheint ein wenig das Gleichgewicht herstellen zu wollen. Es werden so viele Menschen ohne Kopf geboren, jetzt werden, wie die Zeitungen melden, Kinder mit drei Köpfen geboren. Die Natur wird es noch so einrichten, daß in jeder Familie eine Person mit so vielen Köpfen geboren wird, als sie Mitglieder hat, die andern aber haben gar keinen Kopf. Dieser, der für die ganze Familie Köpfe hat, muß eben nicht der Majoratsherr sein; der hat Güter, zu was braucht er Köpfe?

So ein dreiköpfiger Mensch kann dem Staate sehr nützlich werden, indem man ihn in drei Aemtern beschäftigen kann, braucht ihm aber nur für einen Magen zu essen zu geben und nur auf einer Brust zu bebändern. Ja, wenn ein solcher Mann auch zuweilen den Kopf verliert, wie das bei Staatsdienern zuweilen der Fall ist, so hat er doch noch zwei Köpfe in Reserve.

Es könnten aber zuweilen komische Scenen entstehen. Zum Beispiel ein solcher Kleekopf ist Finanzrath mit einem Kopfe, Medicinalrath mit dem andern und Forstrath mit dem dritten. Eines Tages verliert er seine Köpfe, will sie schnell wieder aufsetzen und vertauscht sie. Der Forstrath setzt den Finanzkopf auf, der

Finanzrath den Medicinalkopf und der Medicinalrath den Forstkopf. Man denke sich nun die Verwirrung. Der Medicinalrath läßt den Finanzen so lange zur Ader, verschreibt so viel Blutegel, daß sie aus Schwäche Wasser im Gehirn absetzen und dahin sind. Der Finanzkopf macht in dem Forste ungeheuere Operationen, Reductionen, läßt den Bäumen die Rinde über den Kopf abziehen, bis der Forst ganz gesichtet und gelichtet ist. Der Forstkopf endlich läßt die Medicin ganz ausholzen! — Ein anderes Beispiel könnte noch traurigere Confusionen veranlassen. Ein solcher Kleekopf könnte mit einem Kopfe ein geborner Edelmann, mit dem andern ein Bürgerlicher und mit dem dritten ein Jude sein. Der Jude ist aber reich, der Bürgerliche ein gescheidter Kerl und der Edelmann ein Simplex. Nun will der Edelmannkopf mit dem Bürgerkopf nicht in Gesellschaft gehen und der Bürgerkopf will mit dem Judenkopf nicht zusammenwohnen. Allein der Edelmannkopf muß den Bürgerkopf haben, weil er klug ist, und der Bürgerkopf kann ohne Judenkopf nicht sein, weil er Geld hat. Bei dem Geldkopf vereinigen sich endlich alle Extreme. Nun stelle man sich diese sich kreuzenden Interessen und Köpfe vor. Ein dritter Fall könnte noch drolliger sein; man stelle sich einen Dreikopf vor, von denen der eine Kopf verheirathet ist, der andere ein Weiberfeind und der dritte ein Mädchenjäger u. s. w. u. s. w.

Inhalt des zwölften Bandes.

Seite

Lips Käutzlein's Heerschau seiner Stammbuchblätter . . 1

Die Gastronomie der Juden, oder Pogl's Garküche. Eine Jugenderinnerung 57

Gratulationsschreiben an meine Freundin Sara Levi zum Tode ihres einzigen 12jährigen Sohnes . . 72

Csákany und Tambura, oder die geistige Abendmusik . . 76

Leben, Heldenthaten, Abenteuer, Begebenheiten und sonstige merkwürdige Schicksale des Fähndrichs Espenbüschel in einer Damengesellschaft 93

Der Autokrat, die Kuhländer Juden und die Cholera . 109

Liebesschliffeleien des Poeten Pipert 118

Gedanken eines Sterns am Himmel bei einem Feuerwerke auf Erden 165

Das Fest der Gräber zu München am Allerheiligentage 169

Reiseblätter, in Briefen an Lysia 173

Leere Betrachtungen über den vor mir liegenden leeren Bogen Papier 192

Magister Zickzack, oder die Kunst, in allen Fällen des menschlichen Lebens ein Schafsgesicht zu machen . . 196

Papilloten 215

Sehnsucht und Besitz 250

Dreiköpfiges 253







